





DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFLEITUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 1

JANUAR 1926

VALTIN HARTIG / LEIPZIG

DIE KULTURAUFGABE DER ARBEITERSCHAFT

In kurzen Worten gefagt heißt sie: eine Gesellschaft zu errichten, die aus dem Geist der Arbeiterschaft gewachsen ist. So weit, so gut. Fragt sich allerdings, ist das möglich, und was befagt das »aus dem Geiste der Arbeiterschaft«.

Überblicken wir den Lauf der Geschichte, so tritt uns mehr als eine Gesellschaftsordnung entgegen, die ein ganz bestimmtes Gepräge trug, die aus dem Geist ihrer Träger gewachsen war; z. B. die klerikal-feudale des frühen Mittelalters, die bourgeoise des 19. Jahrhunderts. In ihnen läßt sich ein gestaltendes, jede Äußerungsform der betreffenden Gesellschaft mitbestimmendes, überall nachzuweisendes Prinzip zeigen. Dort die autoritäre Gebundenheit, hier der kämpferische Individualismus. Damit soll nicht gefagt sein, daß ein solches Prinzip eine aus sich selbst wirkende Kraft darstellt. Mit einem solchen Prinzip will man nur die Tatsache ausdrücken, daß die zahllosen Äußerungen des gesamten Lebens der Gesellschaft einer solchen Epoche etwas Gemeinsames haben, das Prinzip ist für unser geistiges Aufnehmen nur der zusammenfassende Hilfsbegriff. Nun ist aus der wirtschaftlichen Welt seiner individualistischen Epoche eine Bevölkerungsschicht herangewachsen, die so zahlreich ist, daß sie den größten Teil des gesamten Volkes umfaßt. Ihre Zahl und die Wucht ihrer Lebensbedürfnisse wurden groß genug, um diese Bevölkerungsschicht in den Mittelpunkt der Sorge staatlichen Seins zu stellen, die soziale Frage wurde allmählich zu dem wichtigsten Probleme der bestehenden Gesellschaftsordnung, die sich durch die Bedeutung der neuen Klasse geradezu — und mit Recht — in ihrem Bestand bedroht sah. Diese Bedeutsamkeit im wirtschaftlichen Leben des Volkes muß sich selbstverständlich

auch im geistigen Leben der Nationen ausprägen.

Die Frage ist nun, geschieht das nur von der Seite des seither Bestehenden oder entwickelt die neue Schicht eigne kulturgefaltende Kraft. Das letzte wird nur möglich, wenn diese neue Schicht in sich so eigenartig und einheitlich ist, daß sie von der alten Gesellschaft als irgendwie gegensätzlich zu ihr empfunden werden kann. Mit andern Worten, wenn ein neues Kulturprinzip in Erscheinung tritt.

Das ist tatsächlich der Fall. Und dieses Prinzip heißt Gemeinschaft. Damit soll freilich nicht gefagt sein, als ob die Gemeinschaft als kulturbauender Faktor früher nicht bestanden habe. Im Gegenteil. Sie ist die Grundvoraussetzung und Tatsache alles menschlichen kulturellen Seins. In der Spannung Individualismus—Gemeinschaft spielt sich das Leben der Gesellschaft ständig ab. Wir benennen die Epochen nur danach, welcher der beiden Pole der gerade stärkere ist. Und so gehen wir nach einer Zeit der starken Ausprägung des hemmungslosen Individualismus dessen Zählung entgegen durch die schärfere Hervorkehrung seines Gegenfates. Diese Aufgabe fällt im besondern der Arbeiterschaft zu.

Die bestehende individualistische Kultur ist keine des Arbeiters. Der sie sich aneignet, hört auf, Arbeiter zu sein. Er wird irgendwie vielleicht Intellektueller, im besten Fall, empfindet seine Berufsarbeit als Last, die er so rasch wie möglich abzuschütteln sucht. Die Aneignung jener Kultur erfordert schon so viel Zeit, daß ein Arbeiter, ganz abgesehen von den für ihn unerschwinglichen Kosten, nicht dazu kommt. Nun kann ganz gewiß eine solche Kultur kein Ziel der Arbeiterschaft sein. Sie bedeutet wesentlich eine

I

Geringföhatzung körperlicher Arbeit, des Handarbeiters und hätte zur Folge eine ständige Entblutung und Entblöbung des Arbeiterstandes von den aus ihm hervorgehenden, aber eben in andre Gesellschaftsphären aufsteigenden Intelligenzen. Man braucht ja nur einen Blick auf das Verhalten feitheriger bürgerlicher und noch mehr feudal-aristokratischer Kreise zu werfen. Handarbeit ist in ihnen überall und ständig mit einem Makel behaftet. Hochföhatzung aber eben dieser Arbeit wird somit zur Voraussetzung einer der Arbeiterschaft gemäßen Kultur. Leider ist sie aber unter der Arbeiterschaft selbst fast ebenfowenig noch verbreitet wie in andern Gesellschaftsschichten. Wir stehen doch in einer andern, der bürgerlichen Kultur, und der Arbeiter kann sich nur mit Anstrengung ihren Einflüssen auf sein Hirn entziehen; in geistigen Dingen ganz besonders — machen wir uns da nichts vor — ist der Arbeiter fast ganz bürgerlich eingestellt. Darum ist es eine der dringlichsten Vorarbeiten zur Verwirklichung des Kulturziels, die Arbeitermassen mit Selbstbewußtsein zu erfüllen, was gleichbedeutend ist mit der gemäßen Einschätzung des Wertes seiner körperlichen Arbeit. Diese körperliche Arbeit des modernen Industriearbeiters ist nicht mehr die des Bauern, der in seinem Hof die ganzen Bedürfnisse seines Lebens- und Familienkreises einstmals befriedigte, nicht mehr die an den engen Verband der kleinen Stadt gefesselte des Handwerkers. Der einzelne Arbeiter ist im modernen Betrieb ein Atom, das in der Menge der Mitarbeitenden ohne Gesicht und eignes Gepräge — innerhalb des Betriebs — verschwindet. Als wirtschaftlicher Faktor bringt er sich nur zur Geltung durch ein Kollektivum. Im Geistigen ist es geradefö. Die moderne Entwicklung hat ihn atomisiert und zu einem aus jeder feitherigen Kulturbindung herausgerissenen Wesen gemacht. Die Bande der Familie haben sich gelockert — Fabrikarbeit der Frau, Wohnungsverhältnisse der Mietskasernen, frühe wirtschaftliche Selbständigkeit der Kinder gegenüber den Eltern — die Idee der Nation hat für den Arbeiter an Wert verloren infolge ihrer egoistischen Ausbeutung durch die kapitalistischen Kreise. Die Kirche desgleichen, weil auch sie sich oft zum Deckmantel und zur Stütze kapitalistischer Ausbeutung der arbeitenden Massen hat mißbrauchen lassen. Von den höhern Kulturgütern der kapitalistisch-industriellen Zeit ist er sowieso ausgeschlossen, da deren Aneignung und Genuß zuviel Zeit und Geld erfordert. So bleibt diesem in sich vereinsamten, im lauten Trubel des Jahr-

marktes, des Tanzsaales, der Bierhallen vergeblich die Leere im Innern zu füllen suchenden Menschen nichts andres übrig als die Flucht zu dem in gleicher Not stehenden Genossen. Die Erkenntnis der gemeinsamen Not und der daraus keimende Wille nach Änderung, die fehnfuchtsvolle, hoffende Ausfchau nach gemeinsamer Erlöfung ist die Basis für die Entwicklung zu der neuen Kultur. Selbstverständlich, daß sie bei der Arbeit anfängt, daß sie diese umgestalten will als den Kern des Übels, selbstverständlich, daß von allen Kulturbindungen entblöste, auf sich selbst gestellte Arbeiter der Arbeit und dem Materiell-Wirtschaftlichen die erste Aufmerksamkeit schenken.

Sie leiden zu sehr unter diesen wirtschaftlichen Verhältnissen, und schöne Worte zu ihrer Bemäntelung haben sie in Überfülle gehört. Der Gedanke der Gemeinschaft mit den Arbeitsgenossen ersteht als einzige Rettung. Er greift weiter, verlangt die Einbeziehung der Arbeitsweise und Resultate in sich, und fö gibt er wieder einen den Arbeitenden befriedigenden Sinn der Arbeit. Der Betrieb gehört nicht mehr einem einzelnen Kapitalisten, zu dessen ausschließlicher Nutznießung er arbeitet — übrigens eine nicht ganz exakte Vorstellung des im Gegensatz zu dem Kapitalisten stehenden Arbeiters, der dessen Funktion im Gesellschaftsganzen überfieht — der Betrieb gehört der fozialen Gemeinschaft der Arbeitenden. Die der Arbeiterschaft gemäße Kultur ist also eine, die zum alles umfassenden Prinzip den Gedanken der Gemeinschaft hat und auf der allgemeinen Wertföhatzung der körperlichen wie geistigen Arbeit beruht.

Das ist alles noch sehr vage. Es lassen sich in der Tat, da alles noch mehr Wunsch als Wirklichkeit ist, nur Pläne und Wünsche aufstellen, von denen man im voraus weiß, wie sehr sie zunächst nur Gedankendinge sind. Wenn wir diese neue Kultur im Gegensatz zur alten wünschen, fö tun wir das nicht etwa, weil die feitherige in ihrer Art keine sehr hochstehende gewesen wäre. Wir müssen uns im Gegenteil fagen, daß, im Vergleich zu der alten, die neue in Gefahr ist, ein tieferes Niveau zu bekommen. Es mag allerdings eingewendet werden, die Niveaufenkung wird wettgemacht werden durch die Vergrößerung der Kulturbreite, d. h. durch die kulturelle Erfassung weiterer Volkskreise. Mehr oder minder steckt hinter einer solchen Auffassung die Vorstellung einer Kultur, wie sie feither bestand. Das aber scheint durchaus falsch zu sein, und damit ist auch das Urteil zu sprechen über alle Volks-

und Arbeiterbildung, die darauf ausgeht, feithere Kulturgüter dem »Ungebildeten« nahezubringen, ihn hinaufzubilden. Alle sogenannte »Aufklärung« fällt darunter. Was gewollt ist, und aus dem vorher Gefagten muß es gefolgert werden, ist eine radikale Umstellung der geistigen Welt, die deutlich zu machen allerdings nicht ganz einfach ist. Zunächst dürfte es aber ohne weiteres einleuchten, daß der durch Mittel- und höhere Schule gegangene Intellektuelle — und er ist der geistige Kulturträger der letzten Zeit —, der rationalistisch jahrelang Geschulte anders denkt, die Welt der Erscheinungen anders auffaßt und sie anders in Begriffen zusammenreißt als der einfache Handarbeiter — nicht etwa, weil er von Natur oder Geburt aus geistig anders wäre, sondern weil er durch die Schulung sich in andre Denkweise hat pressen lassen. In ihm tritt mit einem bezeichnenden Fremdwort ausgedrückt das abstrakt-funktionale begriffliche Denken einem anschaulich-praktischen epifodischen Erfassen gegenüber. Dort reagiert stärker das logische Hirn, hier das emotionelle Herz. Ein Beispiel zur Verdeutlichung ist dies: Im neuen Volksbüchereiwesen ist eine Volksbücherei nicht eine kleinere Ausgabe der wissenschaftlichen Bibliothek, folchergestalt ist feither das Arbeiterbildungswesen irrigerweise nur zu vielfach gewesen. Die neue Volksbibliothek wird nach ganz andern Prinzipien zusammengesetzt und in ganz anderm Einteilungsschema, nach den Interessen des Lesers, nach seinem Lebenskreis. Es wird hinfort also nicht mehr eine auf Gipfelleistung des einzelnen ausschließlich gestellte Kultur zu fordern sein, sondern eine, die aus der Aktivität aller herauswächst. Während feither der eine Künstler allein schaffte und den andern die Rolle passiver Aufnahme zufiel — eine Aufnahme, zu der auch wieder nur der langgeschulte, Geld und Zeit Besitzende fähig war, soll hinfort die in jedem vorhandene künstlerische Anlage gefördert werden, nicht etwa weil man glaubte, dadurch große Künstler und Meisterwerke zu erhalten, sondern um zur Aufnahme hoher Werke bereit und fähig zu sein, und erst recht, um eine kollektive Art künstlerischer Gestaltung zu erreichen. Im Konzertsaal steht jetzt der alles Interesse auf sich lenkende einzelne Künstler, die andern alle im Saal hören nur zu, verhalten sich rein passiv, sie haben ihr Geld bezahlt dafür. Draußen aber stehen die großen Massen des Volkes, denen edle Musik etwas Fremdes geworden ist, die kein Instrument mehr kennen. Das soll geändert werden, jeder soll ein Instrument spielen

können. Das kann natürlich nur ein Volksinstrument und nicht das Klavier der bürgerlichen Salons sein. Volksmusik muß wieder unter den Massen allgemein erwachen, und Aufgabe der Arbeiter- und Volksbildung ist es, dies zu fördern. Die kollektive künstlerische Aktivität zeigt sich weiter in der Gestaltung der Feiern und Feste, die geradezu kultischen Charakter des Gemeinschaftsgedankens annehmen müssen. Das alles sind nur Einzelheiten zur Verdeutlichung des als neuartig Gedachten. Es handelt sich nicht um eine Popularisierung der bestehenden geistigen Güter — das kann gar nicht oft und scharf genug gesagt werden, da unfre Arbeiterbildung feither fast durchweg in dieser Richtung ging —, sondern um die Schaffung neuer, einer besondern Art, die kollektiv bestimmt und gewiß nicht intellektuell-rationalistisch ist. Damit sollen die Werke feitheriger Kultur nicht im mindesten herabgesetzt werden. Aber hervorgegangen aus einer geistigen Allgemeinhaltung, die der Lage der Arbeiterklasse widerspricht, können sie unmöglich die ihr gemäßen sein, soweit sie nicht unter ihrer zeitbestimmten äußeren Form Allgemeinmenschliches, das zeitlos ist, behandeln oder zeitbestimmte Erscheinungen und Konflikte durch ihre künstlerische Durchdringung ins zeitlos Allgemeinmenschliche erheben. Dem gegenständlichen Denken der Volksmassen wird dennoch die Aufnahme solcher Werke schwer fallen. Den Weg zur Kunst findet der intellektuell Ungeschulte über den Inhalt. Was dargestellt ist, packt ihn, weniger wie es dargestellt ist. Das künstlerisch-ästhetische Erlebnis ist freilich nicht daran gebunden. Aber es kommt ja auch nicht darauf an, ästhetisch bewegt zu werden. Durch die Kunst soll der Aufnehmende bewegt, gepackt werden und je tiefer, weitgehender um so besser. Ein Beispiel. Der Ungläubige wird von Bachs Matthäuspassion als einem musikalischen Meisterwerk unbedingt künstlerisch ergriffen werden. Der Inhalt der Passion Christi wird ihn nicht oder wenig berühren, der Gläubige aber wird gerade durch sie noch ein um vieles vertieftes Erlebnis haben. Ideal wäre demnach das Zusammenklingen von Form und Inhalt, also: daß in der Gesellschaft, die von der Arbeiterschaft bestimmt wird, die Konflikte und das Leben eben dieser Arbeiterschaft in der Auffassung — Ideologie — der Arbeiterschaft behandelt werden. Das wird und muß kommen, in demselben Maße wie die Arbeiterschaft an Kulturbewußtsein wächst und als Kulturfaktor, gesellschaftsbestimmender Faktor in Erscheinung tritt. Voraussetzung ist — wie

bereits erwähnt — die Steigerung des Selbstbewußtseins des Arbeiters als Angehöriger einer bestimmten Schicht, Klassenbewußtsein. Der Kulturaufbau wird sich auf unendlich vielen Gebieten und auf verschiedenen Wegen zu vollziehen haben. In die praktischen Einzelheiten einzugehen, verbietet der beschränkte Raum. Zu-

fammenfassend sei nochmals gesagt: Die Kulturaufgabe der Arbeiterschaft besteht darin, den der sozialistischen Gesellschaft entsprechenden kulturellen geistigen Überbau zu schaffen. Das ist weitgehend abhängig vom Wirtschaftlichen und von der politischen Gestaltung. Aber nötig ist dazu unbedingt Kulturbewußtsein und Kulturwille.

JOHANNES SCHÖNHERR / LEIPZIG

W A S I S T L I T E R A T U R ?

Die Gesamtheit dessen, was man Literatur nennt, Poesie und Prosa, ist eine Gabe der Menschennatur, die so tief im Wesen des Menschen verwurzelt ist, daß ohne sie schon der erste Mensch auf Erden nicht gedacht werden kann. Bei dieser Annahme wird vorausgesetzt, daß man das Wort »Literatur« nicht nur in dem Sinne seiner Abkunft ausdeutet, als *schriftliche* Fixierung von Erlebnis- und Phantasiegebilden, sondern dem Wort eine viel größere Bedeutung zumißt. Denn lange vor der Entstehung der Schriftzeichen zeigten sich Regungen bildender Kraft in der Volksseele voller Ursprünglichkeit schon während der Bildung der *Sprache*, die sich bereits in vorgeschichtlichen Zeiten, von denen uns keine Urkunde berichtet, im Kampf um Scholle und Nahrung und unter dem Einfluß rätselhafter Naturmächte in ihrer Eigenart immer mehr entfaltete. Bei den einzelnen Völkern äußerten sich natürlich diese Einflüsse des Landes und des Geschehens in großer Verschiedenheit, selbst in den Urgefühlen wie Liebe, Haß, Lust und Schmerz, Scherz und Kampfesmut. So verschieden diese »Stimmen der Völker« als Töne auch aufklangen, so mächtig lassen sie sich zum gewaltigen Einklang vereinigen als Zeugnis dafür, daß sie alle der gemeinsamen Quelle der Menschennatur entstammen. In diesem Sinne ist Literatur ein Spiegel der Volksseele, das geschriebene, auch ungeschriebene Tagebuch der stärksten Kräfte eines Volksganzen. Darum kann man auch die ältesten Dichtungen jedes Volkes mit als die kostbarsten Quellen seiner Geschichte ansehen. Von besonderem Reiz ist es, bei der Betrachtung der geistigen Erzeugnisse des deutschen Schrifttums zu erkennen, in welcher Mannigfaltigkeit und Gegenfätzlichkeit die Eigenart gerade unsers Volkes sich auswirkt. Da sehen wir neben dem starken, nüchternen Sinn für die Wirklichkeit die steile Sehnsuchtsflamme in die Bezirke des Geistigen hoch über alle Irdischkeit auflodern, dann tiefe Verfonnenheit und mythische Verfunkenheit

neben rauher, wilder Lebensäußerung, inneres Ringen um Gott, Sehnsucht ins Kosmische, ungebändigtes Weltgefühl und auch Freude am einzelnen und kleinsten, Wunsch nach Ruhe, Kampfgefühl, Zartheit, Roheit, Empörung und Demut. Die ältesten schriftlichen Denkmäler der deutschen Literatur sind die uralten Zaubersprüche der Germanen, von denen uns zwei, die Handschriften der *Merseburger Zaubersprüche*, erhalten geblieben sind. Die germanischen Frauen bedienten sich der heidnischen Sprüche bei Opfern, Gefangenenbefreiung, Kriegs- und Siegesfesten. Christlicher Zeit gehört aber bereits das erste große Sprachwerk an, die Bibelübersetzung des Westgotenbischofs *Wulfila* (geb. 311), eine mächtige Übersetzerleistung, die auch durch ihre rein sprachschöpferische Kraft Bewunderung verdient. In der schwedischen Stadt Upsala wird heute noch ein kostbares Stück dieses Werkes, eine mit silbernen und goldenen Buchstaben auf purpurfarbenes Pergament geschriebene Handschrift bewahrt. Dieses Bruchstück wird der *Codex argenteus* genannt.

In der Folgezeit galt in den Gelehrtenkreisen die lateinische Sprache als Grundlage und Übermittlerin aller Bildung, deren Nährmutter auch allein die Religion war. In den Pfarr- und Klosterschulen des Reiches wurde die deutsche Sprache und Bildung fast vernichtet durch die Überschätzung lateinischer Literatur; nur dem Bemühen Karls des Großen war es zu danken, daß nicht alle deutschen Sprachschöpfungen zugrunde gingen, wie es unter den Nachfolgern zu geschehen drohte. Im Gegenteil: Der Kaiser ließ den breiten, des Lateins unkundigen Massen des Volkes Evangelien und Vaterunser ins Deutsche übertragen, Heldenlieder für sie sammeln und sogar eine Grammatik der deutschen Muttersprache abfassen, Maßnahmen, die großzügig von ihm gedacht waren.

Eins dieser alten Heldenlieder ist im Fragment erhalten, das *Hildebrandslied*, in dem das uralte

Motiv des Todeskampfes zwischen Vater und Sohn, die einander nicht erkennen, erschütternder in der Tragik dargestellt ist als in den inhaltsgleichen griechischen Sagen. An Hand dieser Dichtung ist es tief bedauerlich, daß nicht mehr von dieser Art epischer Dichtung sich bis auf unfre Tage hinübergerettet hat; denn alles andre ist rein geistliche Dichtung voll kirchlich-religiöser Anschauung, wie das *Wessobrunner Gebet* und jene Dichtung vom Weltuntergang, der Götterdämmerung, das *Muspilli* (Weltbrand). Es enthält ein Faustmotiv: Engel und Teufel ringen um die Seele des gestorbenen Menschen. Plastisch, farbenprächtig, voll lebendiger Anschaulichkeit sind die Schilderungen des Weltenbrandes. Zur höchsten Steigerung seiner Gestaltungskraft gelangt der Dichter aber erst in der graufigen, tief ergreifenden Darstellung der Höllenqualen, Auferstehung und des jüngsten Gerichtes. Ohne Aufdringlichkeit gelingt es dabei dem Dichter, die in heidnischen Vorstellungen noch ganz befangenen Hörer seiner Dichtung hin zu Christus, dem Gekreuzigten, zu führen.

Den gleichen Absichten diente auch die Dichtung *Heliand* (830), eine Verdeutschung des Alten und Neuen Testaments für die dem Christentum bis dahin noch wenig zugänglichen Sachsen. Das Sonderbare an diesem Werke ist die Germanisierung alles Jüdischen. Da tritt Jesus als germanischer Volkskönig auf, Pilatus als Herzog, Joseph als Adelsmann, Maria als Freifrau usw. Daß bei diesem Versuch des Dichters allerhand inhaltliche Veränderungen notwendig wurden, ist erklärlich; denn zwischen christlicher Demut und germanischem Heldentum bestehen nicht zu beseitigende Gegenätze.

Eine rein geistliche Dichtung voll dramatischer Lebendigkeit ist das Ludwigslied, zum Preise

eines Sieges des Königs Ludwigs III. gedichtet. Wie schon erwähnt, wurde die deutsche Sprache in dieser Zeit, da die Kirche als alleinige Kulturträgerin gelten konnte, von den Geistlichen und Gebildeten verachtet. Sollte also ein deutscher Stoff für eine Dichtung erhalten bleiben, so war es notwendig, ihn in das fremde Kleid des Lateinischen zu pressen, und zu diesen Dichtungen gehört außer dem ersten deutschen Roman »*Ruodlieb*« (1030) vor allem die schöne Heldensage *Waltharius manu fortis* von dem St. Gallener Mönch *Ekkehard* (920), heute noch im Volke beliebt in der bekannten Überetzung Scheffels. Im 11. Jahrhundert verfiel dann immer mehr das geistliche Leben; allein durch die grobsinnlichsten Mittel, durch stete Verheißung von Belohnung und schärfste Androhung von Strafe vermochte die Geistlichkeit noch auf das Laientum einzuwirken. Dieser Tiefstand des religiösen Lebens drückte sich natürlich auch in der Dichtung aus. Schon in seinem Titel »*Memento mori!*« (Gedenke des Todes!) ist eine Dichtung dieser Art genügend charakterisiert. Zur gleichen Gattung gehören auch noch Erzeugnisse wie *Hartmanns Rede vom heiligen Glauben* und das alle Verderbnis der Zeit malende, alles Häßliche aufwühlende Werk »*Vom Pfaffenleben*«.

In all diesen Dichtungen haben wir den Spiegel für den Verfall des klassischen Altertums, das um das Jahr 1100 sein jähes Ende fand. Nicht nur, daß in dieser Zeit die deutsche Dichtung überhaupt schweigt, selbst das Studieren der antiken Klassiker galt als sündhafte Beschäftigung, wie überhaupt alle weltliche Dichtung allgemeiner Verachtung der Geistlichen begegnete. Damit hat auch die althochdeutsche Zeit, die es im Rahmen dieses Aufsatzes im Überblick zu behandeln galt, ihren natürlichen Abschluß gefunden.

MAX BARTHEL / BERLIN

WIR FUHREN ÜBER DAS NÄCHTLICHE MEER

ERZÄHLUNG

Wenn der erwachsene Mensch nach langen Jahren wieder einmal die Wege seiner Kindheit geht, dann geschieht es oft, daß er mitten im Wandern erstaunt und schmerzlich betroffen stehen bleibt und verweilt. In seiner Erinnerung wuchsen wilde Berge, schwarze Täler brüteten dumpf, endlos dehnten sich damals die Straßen, und in den faulenden Wäldern faß das Graufen. Nun ist der Mensch erwachsen. Die Berge sind sanfte Hügel, die Täler Fruchtschalen des Sommers, und in den Wäldern orgelt machtvoll die große Harmonie

von der Einheit aller Dinge. Die Landschaft, die einstmals die Kinderseele geisterhaft überfiel, liegt jetzt still und ruhevoll über der Erde. Weiße Wolken schwimmen zärtlich im blauen Himmel, schwellende Segel auf dem Räuberschiff des Mannes, der über alle Grenzen in die Unendlichkeit hinausfahren will.

Auch wir waren erwachsen und gingen in nächtlichem Gespräch noch einmal die verzauberten Wege der Kindheit. Das waren die dunklen Wege: Arbeit und Mühe um den Bissen Brot,

wir sahen das enge Tal: verstümmelte Kindheit, und der laufende Wald hieß: Not. Aber schon leuchteten uns schöne Sterne: Lasset uns hoffen! Das Schicksal warf mich in Genua auf ein kleines Küstenschiff und brachte mich meinen Kameraden, einem jungen Bildhauer namens Jonas und einem jungen Wiener Anstreicher namens Scheffel, näher. Scheffel fuhr als Schübling auf diesem Dampfer. In Nizza war er wegen Vagabondage aufgegriffen und wurde jetzt über Genua, Neapel und Brindisi in seine Heimat abgeschoben. Er war jung wie wir, achtzehn Jahre alt. Sein Mund war verbittert. Nach allen Himmelsrichtungen wirbelte sein schwarzes Haar. Seine Hände waren die richtigen Arbeiterhände, grob und groß, nicht viel anders als Werkzeug in der Fabrik.

Der Sturm hob und senkte unser kleines Schiff. Es tanzte auf den nachgrünen Fluten auf und ab. Wir konnten nicht schlafen, standen am Heck des Dampfers und waren ergriffen und begeistert von der braufenden Wüste des Meeres, der schäumenden Gewalt der sich brechenden Wogen und vom Sturm, der gewaltige Berge aufstürzte und in heulende Täler stürzte. Lange blieben wir stumm, doch endlich brach Scheffel das Schweigen.

»Auf und ab,« seufzte er, »auf und ab, so wie das Meer ist auch unser Leben. Wir werden hin und her geschleudert, und doch gibt es Menschen, die haben das feste Land erreicht, wohnen und leben gut und sicher, inmitten blühender Gärten. Ich denke an Nizza. Die Riviera ist ein einziger blühender Garten. Für uns verbotenes Land. Mit Hundstuden werden nachts die Palmengärten und Olivenhaine nach den sogenannten Vagabunden abge sucht. Mich haben sie so gefunden. Wenn dich die Polizei in den Händen hat, bist du verloren. Dann ist es aus. Sie machen kurzen Prozeß. Vier Wochen saß ich im Gefängnis. Dann wurde ich abgeschoben.«

»Was willst du tun?« fragte ich, »an der Grenze werden sie dich wieder greifen und ins Arbeitshaus stecken.«

»Weiß ich, weiß ich,« antwortete Scheffel, »aber in Brindisi baue ich ab, verblühe, mache mich unsichtbar. Arbeitshaus, das ist beinahe wie ein Galgen. Mein Lehrer hat mir immer prophezeit,« setzte er verbittert hinzu, »daß ich einmal am Galgen enden würde.«

»Tröste dich mit mir,« lachte Jonas hell auf, »auch ich soll ja im Zuchthaus enden. Die Lehrer sind schlechte Propheten, mein Lieber; erzähle, warum du unbedingt an den Galgen sollst.«

»Das ist bald erzählt,« sagte der Schübling und machte ein verächtliches Gesicht. »Wir waren arm, deshalb der Galgen. Als ich das letzte Jahr die Schule besuchte, wurde eine Statistik angelegt. Wenn schon Elend sein muß, dann wenigstens behördlich geordnetes, mein Sohn. Hauptfrage: Was ist dein Vater? Nun, diese Frage war die Schlinge, in die ich meinen Kinderkopf legte. Die Väter meiner Kameraden waren Gärtner, Bauern, Schutzleute, kleine Beamte. Nur mein Vater war nichts. Er war ein arbeitsloser, lungenkranker Steinmetz, dem der feine Sandstaub die Brust zerfressen hatte.

»Wo arbeitet dein Vater?« fragte mich der Lehrer. »Mein Vater ist krank,« sagte ich, »aber er sucht Arbeit.«

»Dein Vater sucht Arbeit?« fragte der Lehrer, der mich nicht liebte, »womit sucht dein Vater Arbeit? Mit dem Opernglas oder mit dem Schubkarren?« Die Kinder lachten herzlos.

»Mit seiner zerfressenen Lunge, Herr Lehrer,« sagte ich, das Herz voller Scham und Wut.«

»Und dann wünschte er dich an den Galgen?« fragte Jonas.

»Da wünschte er mir den Galgen,« wiederholte Scheffel. »Seht,« fuhr er dann fort, »so ist das Leben. Immer ein heulendes Auf und Ab. Selten grüßt uns das rettende Land. Als ich aus der Schule kam, starb der Vater. Da lief ich davon, türmte bis an die Riviera, und nun haben sie mich gefaßt. Nun gut, wir haben eine dicke, geduldige Haut, aber in einem hatte der dumme Lehrer trotzdem recht: Schubkarren und Opernglas! Da schiebt der Arme und Kranke wie auf einem Karren sein Elend durch die Stadt, die zerfressene Lunge, die kranke Brust, die vielen Enttäuschungen seines Lebens, das kleine Bündel Hoffnung, den großen Paken Verzicht. Dagegen steht der reiche Mann, der Satte und Gefunde, der Mann am sichern Land. Er hat alles, der Sichere, der Lächelnde, und was seinem Raubtierblick dennoch entgehen sollte, er findet es trotzdem, denn er besitzt die schärfsten Gläser der Welt: viel Zeit und viel Geld.«

Der Hafen von Genua war schon lange verfunken und mit ihm die strahlenden Lichter von den Bergen und das weiße, wachsame Feuer des Leuchtturms. Der Himmel war schwarzer, zerfetzter Purpur, Sturm heulte, schrie und pfiff aus tausend grellen Mäulern, und zu seiner verrückten Symphonie tanzte unser Schiff über das Meer, bestieg zitternd die dunklen Wasserberge und stürzte angstvoll in die abgründigen Täler. Für Sekunden blitzte das Feuer eines neuen Leucht-

turmes von der unsichtbaren Felsenküste geisterhaft auf. Es war, als brenne ein weißes flammendes Auge und schicke sein Licht gleißend in die Nacht, um die rechte Straße durch das aufgewühlte Meer zu zeigen.

»Nun will ich euch erzählen, warum mir das Zuchthaus prophezeit wurde,« begann plötzlich der junge Bildhauer Jonas. »Es ist auch so eine Geschichte wie die deine, Kamerad, sinnlos, abgerissen und schmutzig, eine Geschichte, die wie ein verdammter Schatten das ganze Leben neben einem geht und die Ursache für hundert Begebenheiten ist oder wird und Gift in sich trägt.

Meine größte Sehnsucht als Kind war, einmal nicht mehr in Lumpen und geflickten Kleidern umherzulaufen. Ich malte mir aus, wie herrlich das sein müßte, eines Morgens aufzustehen, auch innerlich ein neuer Mensch, mit einem Lied oder einer Traumerinnerung zu erwachen — es gibt solche Morgen, in denen sich die Welt unendlich verklärt — also aufzustehen und mit spitzen Fingern die alten Kleider ins Feuer zu werfen, singend dabei, weil eine unbekannt Melodie im Herzen singt... Dann ziehst du neue Kleider an. Das Hemd duftet nach Sonne und Wind. Die Schuhe knarren und riechen nach jungen Pferden. Die Strümpfe schmeicheln sich zärtlich um die Füße. Der Anzug macht dich nachdenklich und feierlich, so schön ist er. Und immer noch geht dir die Honigmelodie durchs Herz... Hundertmal, tausendmal habe ich mir das ausgedacht, wenn ich im letzten Traume lag und der Tag sich entschleierte. Aber ich bekam nie neue Kleider. Einmal schickte eine ferne Tante getragene Kleider, die für ihre Kinder zu schlecht, für uns jedoch noch zu schön waren. Für mich lag ein Anzug bei, der erste und schmerzlichste meines Lebens. Ich weiß noch, wie stolz ich an diesem Tage zur Schule ging! Der Lehrer — es muß ein verfluchtes Gesetz sein, daß für die Launen eines Lehrers immer ein Kind zu büßen hat — der Lehrer höhnte mich. Warum? Weil ich nicht mehr in Lumpen kam. Weil ich einen Anzug hatte.

Jonas, habt ihr geerbt?

„Nein,“ sagte ich, denn damals las ich schon in den Arbeiterzeitungen. „Nein, Herr Lehrer, wir haben nicht geerbt. Aber enterbt sind wir.“

„Wie so enterbt?“ fragte er und machte ein verdutztes Gesicht. Er wußte ganz gut, was ich meinte. Und weil er's wußte, blieb ich stumm.

„Nun, willst du endlich antworten?“ drohte er. „Weil wir arm sind,“ sagte ich tapfer. „Und die Armen sind die Enterbten auf der Welt.“

Jonas schwieg und sah in das weiße Licht des

Leuchtturms. Jetzt noch sehe ich manchmal, wenn ich an jene Nacht denke, sein bleiches, kühles Gesicht. Sehe ihn über und über im blendenden Licht jenes Scheinwerfers.

»Nun?« fragte Scheffel. »Nun, was weiter?«

»Das ist alles. Der Lehrer prophezeit mir darauf das Zuchthaus, weil ich ihm angeblich so frech geantwortet hatte.«

»An der Riviera habe ich alte Männer gesehen,« spann Scheffel ein neues Gespräch, »alte Männer, die achtzig und neunzig Jahre alt waren. Mein Vater starb vierzigjährig an der Schwindsucht. Vierzehn Jahre alt war ich, als der Vater starb. Noch nie hatte ich einen Toten gesehen. Wenn in den alten Märchen und Sagen die Helden starben, die Ritter, die Prinzen, die Könige und Kaiser, da hüllten sie sich in purpurne Gewänder und versammelten ihre Knechte und Mägde, segneten oder verfluchten. Engel standen zu ihren Füßen und Gott wartete ihrer in feiner Herrlichkeit. Wenn sie auf dem Schlachtfeld fielen, kamen die Walküren und trugen sie in das ewige Licht. Mit Balsam wurden ihre Wunden gewaschen. Sie standen auf, wandelten und waren unsterblich.

Mein Vater starb auf dem Bett der armen Leute. Keiner kam, der ihm diente und seine Schmerzen linderte. Ruhelos lag er da, den Tod vor Augen. Uns hatte er fortgeschickt. Einsam wollte er sterben, wie ein Tier, das sich in die dunklen Wälder verkriecht und das Ende heranrauschen hört. Ehe er nun starb, blühte er noch einmal auf. Er ging im Zimmer umher, die eingefallene Brust mit neuem Mut gefüllt. Die Flamme des Lebens brannte mächtig in ihm. Auch schwärmte er vom Frühling, der ihn ganz gesund machen würde. Von seiner Wanderchaft erzählte er uns, von seinen Fahrten in das barbarisch schöne Rußland hinein, von sternüberfühten Nächten in der ukrainischen Steppe, wo das Gras mannshoch wächst und der Duft der wilden Blumen in schweren Wolken über die Erde weht. Als aber der Herbst mit den ersten Regenschauern einsetzte, da legte sich der kranke Mann auf sein hartes Lager und löschte aus. In der ersten Herbstnacht starb er.

Auch ich bin einmal im Traume gestorben und habe jetzt keine Angst mehr vor dem Tod. Eng und warm saßen wir am runden Tisch in unserm Zimmer, waren veröhnlich und ohne Angst. Im Nebenzimmer spielte ein Klavier. Die Musik tropfte in unsere Herzen. Die Lampe war gelöscht. Nur eine Kerze brannte. An die Fenster trommelte der Regen. Sturm heulte. Wir hörten ihn

kaum. Über mein Herz war die große Ruhe und Sammlung gekommen. Die Arbeit ist getan, die Pflicht erfüllt, der ganze Mensch ist müde und ausgeruht zugleich, wunschlos und träumevoll. Auch die eine Kerze verflackerte. Das Gespräch war zu Ende, die Musik eingeschlafen, auch die Gesichter ausgelöscht wie das eine Licht. Nur Nacht ist noch, friedevolle, warme, samtene und mütterliche Nacht, in die du selig dein Haupt legst und wunschlos vergehst . . .

Als der Vater starb, wußte ich noch nicht, daß der Tod so befeeligend sein kann. Als wir den Tod zum erstenmal sahen, schrien und weinten wir. Der Vater hatte ein ganz puppenhaftes fernes Gesicht, die Augen starrten nach der Decke des Sterbezimmers. Den Mund hatte er ein wenig ungläubig verzogen.

Das Begräbnis ging unter in der kalten Technik einer alltäglichen Begebenheit. Jede Sekunde stirbt ein Mensch. In jeder Sekunde wird ein neuer geboren. Der Pfarrer war ein dickerhafter alter Herr, der über die Vergänglichkeit aller Dinge in sonderbarer Eile sprach, als dürfe er eine wichtige Besprechung nicht verfäumen. Nach einem salbungsvollen ‚Amen‘ drückte er auch den Kindern die Hand, sah uns mit schwarzen, feuchten Augen schmelzend an und verschwand. Zu Hause standen auf den Tischen wundervolle Speisen, wie wir sie früher, als der Vater noch lebte, niemals gegessen hatten. Die Trauergäste sprachen mit gedämpften Stimmen. Die Mutter stand einmal vom Tisch mit verweinten Augen auf, schluchzte und lief nach der Kammer und streichelte das Bett, in dem der Vater gestorben war. Als sie wieder am Tische saß, erzählte sie mit veräschterter Stimme, in der Sterbenacht sei die Uhr stehen geblieben, und ein Hahn habe dreimal laut gekräht. So meldete sich der Tod.

Ja, der Tod zeigte sich. Hundert Geschichten gingen krumm und verbuckelt um die Tische. Als der Maurer Boom starb, erzählte Tante Berta, fiel ein Bild von der Wand, und sein Sohn, der als Matrose in Yokohama abgemustert hatte, hörte ‚Johann!‘ rufen und fuhr mit dem nächsten Dampfer nach Hamburg zurück. Die Witwe Werner lag im Sterben, erzählte Tante Anna, ihre Tochter war in Berlin verschollen. Jahrelang hatte sie nicht mehr geschrieben, kein Sterbenswörtlein, aber in der letzten Stunde der Mutter kam sie heim. Die Sterbende streichelte ihr Haar und sagte: ‚Ich wußte, daß du heimkommst, Gertrud, ich habe dich gerufen. Nun kann ich ruhig sterben.‘ Und sie starb.

Auch wir hörten diese Geschichten und ängstigten uns. Als die Verwandtschaft auseinander ging, sagte die Tante Anna zu unsrer Mutter: ‚Weißt du, Schwester, ich will dir nicht wehe tun, aber eigentlich kannst du froh sein, daß Vater gestorben ist. Zuletzt ist er ja nur ein unnützer Effer gewesen.‘ ‚Aber Schwester!‘ schluchzte die Mutter und heulte laut auf.

»Seht ihr«, schloß Scheffel seine nächtliche Rede, »das war, als Vater lebte und starb, und es war in der Zeit, als mich der Herr Lehrer an den Galgen wünschte, als ich sagte, mein Vater suche mit seiner zerfressenen Lunge nach Arbeit.«

Jonas, der die ganze Zeit in die wüsten Wellenberge gestarrt hatte, wandte uns plötzlich sein Gesicht zu und sagte unvermittelt: »Gute Nacht!« Wir sahen uns an und waren verbittert, denn auf einer nächtlichen Fahrt auf dem Meer sollte man von andern Dingen reden als von grauer Kindheit, herzlosen Lehrern und sterbenden Vätern. Der Sturm hatte nachgelassen. Durch treibende Wolken schimmerten die Sterne. Der Morgen war nicht fern. Schon zuckte der östliche Himmel.

DAS WERDENDE JAHR / VON ERNST PRECZANG

*Sonne lächelt dir nicht an jedem Tag,
Nicht jeder Morgen reicht dir den blühenden Strauß.
Ernte vergeht unter tötendem Hagelschlag,
Regenschauer umsprühen dein ächzendes Haus.*

*Wolken brechen in zornigem Sturmestanz,
Bis alles Leuchten im weinenden Grau sich verliert, —
Hinter den Nächten aber in funkelndem Wunderglanz
Wartet der Tag, der sich freudig und sieghaft gebiert.*

*Sonne lächelt dir nicht an jedem Tag.
In dir entfache des ewigen Feuers Schein:
Schmiede die Stunde mit kräftigem Hammer Schlag,
Und sie wird dankbar in blühender Zukunft sein.*

*Der du lebst und noch wanderst auf erdigem Pfad,
Der du wirkst, daß im Schaffen die Frucht dir gedeiht,
Der du streitest mit Worten und ringst mit der Tat:
Tage, unendliche, spendet die quellende Zeit.*

*Alles ist Werden, von drohenden Wettern umloht,
Jede Stunde trüchtig von Freude und Schmerz,
Ähren singen im Winde vom wachsenden Brot,
Hoffnung träumt dein abendumschattetes Herz.*



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFLEITUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 2

FEBRUAR 1926

FRITZ RÜCK / BERLIN

DIE RENAISSANCE UND IHRE AUSSTRAHLUNGEN

I.



Die Beziehungen zwischen dem Kunstinhalt und der Form sind an den Übergängen besonders deutlich erkennbar. Eine jede neue Kunstepoche beginnt damit, daß ein neuer (wie wir schon früher gesehen

haben, sozial bedingter) Inhalt in die Kunst eindringt, der sich zunächst der alten Form bedient. In dem Maße, wie diese Form sich als unfähig erweist, den neuen Inhalt zu fassen, wandelt sich die Form, der neue Inhalt schafft sich einen neuen Stil. Diesen Stil nimmt die zünftige Ästhetik als das allein Maßgebende und schafft — von ihm ausgehend — eine neue Ästhetik. So besitzt jede Geschichtsepoch nicht nur bestimmte Inhalte und Formen der Kunst, sondern auch ihre bestimmte Kunsttheorie.

Besonders deutlich läßt sich dieser künstlerische Umformungs- und Umwertungsprozeß beobachten im Übergang vom Zeitalter des Feudalismus zum Kapitalismus. Unter dem Feudalismus waren die Lebensverhältnisse des einzelnen durch die ständische Gliederung festgelegt. Über dem hörigen Bauern saß der Feudalherr, in den Städten bildete das zünftige Handwerk die Grundlage einer Produktion, in der nach herkömmlichem Brauch, fast gleichbleibender Technik und stabilen sozialen Beziehungen gearbeitet wurde. Nur in der Tätigkeit des Handelsherrn und im Zinskapital bildeten sich die Anfänge der kapitalistischen Wirtschaft heraus, die zeretzend in die feudalen Wirtschafts- und Lebensformen eindringen, bis der Kapitalismus im 17. und 18. Jahrhundert in den fortgeschrittensten Ländern England, Frankreich und Holland sich durchsetzte. Wie eng aber hier die künstlerische Entwicklung der wirtschaftlichen folgte, zeigt uns ein Blick auf die verschiedenen Länder. — Von Italien, dessen Städte durch den Levante-

handel eine wirtschaftliche Frühblüte erreichten, nahm auch die Umwälzung in der Kunst ihren Ausgang. Sie gipfelte hier in dem gewaltigen Werke Michelangelos, das den Höhepunkt und den Niedergang — infolge der langen Lebensdauer des Künstlers — umschließt. Denn die Verlegung der alten Karawanenstraßen durch das Vordringen der Türken und die dadurch und durch andre Ursachen herbeigeführte Verlegung des wirtschaftlichen Schwergewichts nach den Küstenländern des Atlantischen Ozeans machten dem wirtschaftlichen Aufschwung der italienischen Städte ein Ende. »Das wirtschaftliche Chaos, das damit in die von dem Zusammenbruch betroffenen Teile der Welt kam, mußte auch zu einem Chaos in der künstlerischen Formenwelt sich auswirken. Und dieses Chaos kam auch in das Werk Michelangelos, das an seinem Ende in die barocksten Verzerrungen auslief. Bei Michelangelo wirkt diese Kunsttragödie doppelt erschütternd, weil er in den Schlußakkorden seiner künstlerischen Produktion vielleicht seine allerhöchste Potenz erreichte« (Fuchs).

An der Wiege der bürgerlichen Gesellschaft steht das Drama. In ihm wie auch in der gleichzeitigen Entwicklung der Musik spiegelt sich der Übergang von der einen zur andern Wirtschaftsepoch besonders deutlich. An die Stelle des Fastnachtsspiels, in dem die handelnden Personen noch Typen sind, keine ausgeprägten Persönlichkeiten, tritt das Personendrama. An der Schwelle des bürgerlichen Zeitalters steht der größte Dramatiker aller Zeiten und Völker, William Shakespeare, dessen historische Bedeutung nicht zuletzt daraus erwächst, daß er noch auf die Zeiten der Gebundenheit der Wirtschafts- und Lebensformen im Feudalismus zurückblickt und doch schon die ganze Zerrissenheit des atomisierten Einzelnen des kapitalistischen Zeitalters in sich trägt — dazu noch

des Einzelmenschen des Frühkapitalismus, der sich noch nicht zum Klassenbewußtsein durchgerungen hat.

Während Goethe im Faust aus dem alten Zauberdoktor des Mittelalters den handelnden Menschen des Kapitalismus gestaltet, der vom Himmel durch die Welt zur Hölle raft (obwohl Goethe Deutschlands ganze wirtschaftliche Rückständigkeit mit »hineingeheimnist«), prägt Shakespeare im Hamlet das Urbild des leidenden Menschen einer Zeit, in der das Sein oder Nichtsein sich in trauriges Soll und Haben verwandelt hat. Im Falstaff gibt Shakespeare die Parodie des absterbenden Rittertums, ein Thema, das Cervantes im Don Quichotte auf unsterbliche Art behandelt hat. Die Bürger in den Shakespeareschen Dramen werden noch von der Knute des absoluten Fürstentums gepeitscht, dessen Verherrlichung selbst an der Wiege seines Julius Cäsar steht, das Proletariat aber ist noch eine stumpfe, dumpfe, niedere Masse, die der Dramen schreibende Höfling verächtlich und lächerlich darstellt — aber in der Empfindung seiner handelnden Personen, ob sie nun Liebeschwüre tauschen oder über Vätermord philosophieren, ist jener Urklang des individualen Daseins, das der

Mensch unter dem Kapitalismus zu führen gezwungen ist, ein neues Lebensgefühl, das die Mitlebenden als Bereicherung empfanden, und das die Verbindungsbrücke bildet, die uns heute noch zum Verständnis Shakespeares führt, ihn als einen Menschen unserer Welt empfinden läßt. Nur weil Shakespeare die Elemente bürgerlichen Denkens und Fühlens bereits enthält, konnte die Entwicklung des Dramas in den folgenden zweihundert Jahren von der Aneignung und Überfetzung seiner Werke durch die in den Kreis der kapitalistischen Entwicklung tretenden Länder ausgehen. Auf Shakespeare stützte sich Lessing, dieser tapfere Vorkämpfer des deutschen Bürgertums, in seinem Kampfe gegen den Leipziger Professor Gottsched, an der Überfetzung Shakespeares lernten die Vorkämpfer der bürgerlichen Klasse, die in Deutschland infolge der stagnierenden wirtschaftlichen und politischen Entwicklung nichts Besseres zu tun hatten, als eine Umwälzung im Reiche der Phantasie durchzuführen, die Sprache zu gebrauchen, die Luther mit seiner Bibelüberfetzung geschaffen hatte, und die in der Franzosenzeit der absoluten Zaunkönige im Schutt der Fremdsprachigkeit wieder verfunken war.

II.

Am deutlichsten spiegelt sich das Vordringen des kapitalistischen, individualistischen Geistes in der Entwicklung der Musik wider. In dem Buch »Musikalische Reife ins Land der Vergangenheit« hat Romain Rolland diesen Übergang gezeichnet, der sich in der Verdrängung und Auflösung der mittelalterlichen Kirchenmusik und dem Eindringen der italienischen Oper zeigt. Romain Rolland schreibt an einer Stelle: »Es war eine tiefgehende Revolution, welche sich im Herzen der Musik selbst vollzog. Die individuelle Seele emanzipiert sich von der Unpersönlichkeit der Form, und das subjektive Element, die Persönlichkeit des Künstlers, bricht mit bis dahin unerhörter Kühnheit durch. Gewiß erkennen wir die Persönlichkeit Bachs und Händels in ihren mächtigen Werken. Aber wir wissen, mit welcher Strenge sich diese Werke nach festen Gesetzen entwickelt haben, die nicht nur nicht die der persönlichen Erregung sind, sondern sie sogar vermeiden oder ihr von vornherein widersprechen — sei es in einer Fuge oder in einer Dacapo-Arie, welche unfehlbar die Motive in vorherbestimmten Augenblicken und Stellen wiederkehren lassen müssen, während die innere Bewegung verlangen würde, daß man ihr weiter

folgt, statt sie rückwärts zu führen — die anderseits dem Wogen der Gefühle ängstlich ausweichen und ihnen nur Einlaß gewähren unter der Bedingung, daß sie sich in symmetrischen Gegensätzen etwas steif und mechanisch zwischen dem Forte und dem Piano, dem Tutti und dem Concertino bewegen, als ‚Echo‘, wie man damals sagte. Es schien unkünstlerisch, auf unmittelbare Weise sein individuelles Empfinden auszusprechen, und geboten, zwischen Künstler und Publikum den Schleier der schönen, unpersönlichen Form zu breiten. Zweifellos haben die Werke dieser Epoche dadurch den großartigen Charakter erhabener Überlegenheit gewonnen, welche kleine Freuden und kleine Leiden verdeckt. Aber wieviel Menschlichkeit haben sie damit verloren! — Diese Menschlichkeit trat nun, mit den Künstlern der neuen Ära, mit einem Schrei der Befreiung in die Musik.« An die Stelle des Chores trat in immer stärkerem Maße die Einzelstimme, das Rezitativ fand seinen Eingang, und die Auflösung der mit dem religiösen Kult verknüpften strengen Formen der Musik schuf die Voraussetzungen für das Virtuofentum und die Herrschaft des Konzertsaals. In ihren ersten Vertretern und auf dem

Höhepunkt, den Mozart, Beethoven bezeichnen, konnte die neue Musik mit dem Anspruch auftreten, den ihr Romain Rolland zubilligt: Träger der Menschheit und einer neuen Menschlichkeit zu sein. Wie die Jakobiner im revolutionären Paris von ihrer Rolle als Beglückter der gesamten Menschheit durchdrungen waren, während sie doch nur der Klassenherrschaft der Bourgeoisie die Wege ebneten, lebte in dem triumphalen Siegesbewußtsein der Beethovenschen Symphonien der erdumspannende Glaube an die völkerbefreiende Mission der neuen Wirtschaft und Kultur. Aber nur in den höchsten Steigerungen seiner Werke spricht Beethoven diese Menschheitsprache der Verbrüderung und Freude — sonst jedoch lebt die dramatische Wucht einer von Kämpfen zerfleischt, von Gegensätzen zerrissenen Welt in seinen Werken.

In dem Maße, in dem der Kapitalismus sich durchsetzte und in immer weniger Händen große Vermögen sich anammelten, während gleichzeitig die Arbeiter sich zusammenschlossen und ihr Klassenbewußtsein entwickelten, wurde die Kunst einerseits exklusiver, andererseits zerriffener und anarchistischer. Einen großen beherrschenden Stil hat der Kapitalismus nicht geschaffen; die Ansätze dazu in der impressionistischen Malerei und der naturalistischen Dichtung kamen nicht zur vollen Ausbildung. — Was der Kapitalismus in der Technik und den Naturwissenschaften brauchte: die scharfe, unbeeinflusste Analyse, Darstellung und Durchdringung der Außenwelt, konnte er in der Kunst nicht ertragen.

Denn hier wurde die künstlerische Gestaltung der sozialen Umwelt zu einer aufsteigenden

Anklage gegen das herrschende System, und die bürgerliche Klasse blies das jugendliche Feuer der Künstlerschar aus. Vor die Wahl gestellt, auf die Seite der revolutionären, vorwärtsschreitenden Klasse: der Arbeiterschaft, überzutreten oder die »Ideale ihrer Jugend« aufzugeben, wählten die meisten das letztere. Besonders in Deutschland geht dieser innere Bruch durch das Leben der meisten Künstler: Richard Wagner, der Barrikadenkämpfer von Dresden, endete als Gralshüter in Bayreuth; Gerhart Hauptmann, der »Die Weber« schrieb, wurde Neuromantiker; einer der besten Zeichner und Maler Deutschlands, Slevogt, beschäftigt sich fast nur noch mit Herstellung von Märchenbildern und -illustrationen usw. Neuromantik und ein widerlicher Aufguß innerlich unwahrer Mystik trat an die Stelle des Realismus in der Kunst, und in den künstlerischen Schöpfungen des letzten Jahrzehnts zeigt sich eine nach allen Richtungen zerfaserte, nirgends von einem festen Zentrum ausgehende, an sich selbst verzweifelnde und im Zynismus erstickende Generation von Künstlern, auf die in der Tendenz zutrifft, was Tolstoi schrieb: »Wenn die Kunst immer exklusiver und egoistischer wird und einen immer kleineren Kreis von Menschen befriedigt, gelangt sie zum Wahnsinn, denn der Wahnsinn ist ja auch nur ein bis zum Äußersten getriebener Egoismus. Die Kunst erreichte die letzte Stufe des Egoismus und wurde verrückt.«

Allerdings zeigen sich neben diesen Zeichen des künstlerischen Niederganges auch bereits ziemlich kräftige Keime eines neuen Kunstschaffens, das mit dem kulturellen Aufstieg der Arbeiterklasse in einem inneren Zusammenhange steht.

WILLI MÖBUS / BERLIN

FUNKWESEN UND PRESSE

»Rund um die Erde zieh' ich meinen Gürtel in viermal zehn Minuten«, prophezeite der große Shakespeare. Weit übertroffen wurde der kühne Gedanke in unfern Tagen. Mehr als 3000mal ziehen die von den großen Funkstationen ausgestrahlten elektromagnetischen Wellen in viermal zehn Minuten um das Erdenrund. Die unfassbar große Erde schmolz zu einem winzigen Tropfen. Der Mensch erlebt heute nicht nur die Geschichte seines Ortes oder seines Landes, er erlebt die Geschichte der Erde. Was sich in China oder Alaska, in Australien oder Südafrika, in den Steppen Sibiriens oder hoch über dem

Polarkreis Wichtiges ereignet, dringt mit Blitzschnelle in seinen Gesichtskreis. Der neuzeitliche Verkehr, vor allem aber die Nachrichtenübermittlung durch Kabel und endlich durch den Funkdienst, hat seinen Blick geweitet, er umspannt im Augenblick die Erde.

Diese vor einem Menschenalter noch für unmöglich gehaltene Ausgestaltung der Nachrichtenverbreitung spiegelt sich in der Presse wider. Die Provinzzeitungen, die früher in ihrer Berichterstattung hinter den großen Blättern herhinkten, wetteifern heute mit ihnen in dieser Hinsicht. Der Stoffandrang in den Redaktionen ist so groß

II

geworden, daß das Auslesen des Wichtigsten zu einer erheblichen Arbeit wurde, die mit feinem Takt zu erledigen ist. Unererschöpflich ist der Nachrichtenstrom, unmöglich ist es für den Durchschnittsleser einer zwei- oder gar dreimal täglich erscheinenden Zeitung, die Menge der ihm gebotenen x-fach gefieberten wichtigsten Meldungen geistig zu verarbeiten. Vieles, fast zu vieles bleibt ungelesen. Der Leser fiebt eben die Meldungen nochmals. Er behält sich vor, nur das zur Kenntnis zu nehmen, was seinen Interessen entspricht. Ein Ereignis jagt das andre. Was heute noch die Gemüter erregte, ist morgen vergessen, fortgespült vom Strom der neuen Ereignisse. Des Lesers Blick umspannt die Welt — für einen Tag. Schemenhaft erscheint ihm das Gesamtgeschehen seiner Zeit.

Und doch: groß ist die Technik, groß die Organisation, die diese Nachrichtenjagd vermittelt. Bleiben wir in Deutschland! Berlin ist hier das Hirn des Ganzen. Zwei große Funkstellen arbeiten unter voller Belastung, um Nachrichten hinauszufenden in die Welt und um andre zu empfangen. Nauen und Königswusterhausen mit ihren Empfangsstellen Geltow und Zehlendorf. Sie vermitteln zwei Drittel des gesamten Nachrichtenverkehrs, nur ein Drittel wird von den Kabeln bewältigt. Beide Funkstellen werden vom Haupttelegraphenamte in Berlin auf Drahtleitungen bedient. Nauen spricht mit allen Erdteilen. Seine Stimme wird in Nord- und Südamerika, in Ostasien und Afrika, in Rußland und in der Südsee vernommen. Königswusterhausen beschränkt sich darauf, zu den Städten Europas zu reden. Beide Stationen haben im Jahre 1924 zusammen 13 Millionen Telegrammworte hinausgefunkt. Zehn Millionen kommen davon auf Nauen. Und das ist nur die Leistung von zwei Stationen des Weltfunknetzes!

Zu diesem funktelegraphischen Verkehr kommen seit 1922 der telephonisch als Rundspruch verbreitete Wirtschaftsdienst, seit 1. Mai 1925 der Prefferundfunk für den innerdeutschen Nachrichtendienst, sowie die vom »Transocean«-Preffedienst täglich zweimal, nachmittags und nachts, in deutscher, englischer und spanischer Sprache von Nauen aus um den Erdball verbreiteten Nachrichten. Der »Europaradiodienst« gibt über Königswusterhausen die wichtigsten Börsenkurse der Welt an die europäischen Hauptstädte. Diese Kurse werden von der Europaradio-G. m. b. H. und von der Eildienst-G. m. b. H. zusammengestellt. Für Deutschland sendet die Eildienst-G. m. b. H. einen Wirtschaftsdienst von

Königswusterhausen aus, der nicht nur die ausländischen Börsennotierungen für Devisen, Effekten und Waren umfaßt, sondern auch Warenmeldungen der Industrie und des Handels enthält. Zur gleichen Stunde werden somit alle deutschen Industrie- und Handelskreise, die diesen Wirtschaftsdienst beziehen, über die wichtigsten wirtschaftlichen Vorgänge unterrichtet und so instand gesetzt, ihre Entschlüsse auf Grund einwandfreier, überall bekannter Nachrichten zu fassen. Den Handelsteilen der führenden Blätter ist hier eine Ergänzung entstanden, die an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Am 1. Mai v. J. begannen die Nachrichtenbureaus, »Wolffs Telegraphisches Bureau« (WTB.) in Verbindung mit dem Verein deutscher Zeitungsverleger und die »Telegraphen-Union« ihren Kunden im Lande auf drahtlosem Wege die neuesten Nachrichten zuzusprechen. Bereits am 4. Mai bestand dieser neue Zweig der Preffedienstübermittlung bei der Durchgabe der Reichstagswahlergebnisse seine Feuerprobe. Bald darauf begann auch der »Sozialdemokratische Preffedienst« in Berlin, seine Meldungen für die Provinzpresse über Königswusterhausen zu verbreiten. Die Nachrichtenbureaus sind mit der Sendestelle durch Drahtleitungen verbunden, so daß die Besprechung des Senders von ihren Arbeitsräumen aus erfolgen kann.

Der Prefferundspruch hat Vorteile und Nachteile, wie jede von Menschen geschaffene Einrichtung. Die führenden Großstadtblätter fahlen plötzlich ihre Stellung angegriffen. Der Vorrang, der ihnen dadurch erwachsen war, daß sie der Berichterstattung der Provinzpresse immer um Nasenlänge voraus waren, ging verloren. Der Prefferundspruch gibt der kleinsten Provinzzeitung die Möglichkeit, ihre Leser mit der gleichen Schnelligkeit zu unterrichten. Geschickte und durchgebildete Redakteure werden aus der Fülle der Nachrichten auf Grund eigener Überlegungen dem einfachen Leser aktuelle, der politischen Einstellung des Blattes angepaßte Leitartikel vorsetzen können. Die großstädtischen Blätter wurden gezwungen, durch Sonderdienste, die die Etats der Provinzpresse bei weitem überschreiten, die bedrohte Stellung neu zu festigen. Den Vorteil von diesem edlen Wettstreit haben die Leser, deren größter Teil noch nichts einmal davon ahnt, welcher zäher Kampf um die Ausgestaltung der Blätter geführt wird. Die Großstadtpresse wird ihren Vorrang immer behaupten; denn die redaktionellen Besetzungen vieler Provinzblätter können die fortschreitende

Uniformierung der Zeitungen nicht aufhalten. Der Nachrichtenstrom, der sich von Berlin aus weit über die Provinz ergießt, macht die Nachrichtenbureaus zu den geistigen Herrschern des Landes. Ihr Einfluß wächst mit der Zahl der Blätter, die sie täglich bedienen. Nur durch die Ausgestaltung des lokalen und provinziellen Teiles können sich diese Blätter noch ein eignes Antlitz geben.

Im Betrieb der Nachrichtenbureaus ist insofern eine Erleichterung eingetreten, als sie von einer großen Zahl von Telephongesprächen, die sie bisher über Drahtleitungen zu führen hatten, befreit wurden. Sie haben dadurch entweder Zeit gewonnen für bessere Ausgestaltung ihrer Dienste oder aber Kosten gespart, die zur Verminderung der sehr erheblichen Ausgaben für den drahtlosen Prefferundspruch beitragen. Als großer Nachteil bei der drahtlosen Übermittlung wird es empfunden, daß eine sofortige Rückfrage unmöglich ist, wenn etwas nicht verstanden wurde, und daß sich die Durchgabe der Nachrichten nicht nach den schnellen, geistig geschulten Stenographen richten kann, sondern nur nach den schwächsten Kräften. Gute Stenographen sind teuer. Es ist eine Tatsache, daß gerade in der Provinz die Ausgaben für diese Hilfskräfte der Redaktionen niedrig gehalten werden, trotzdem von ihrem Können sehr viel für den Aufbau der Blätter abhängt. Man könnte den Stenographen durch das Telegraphon ersetzen, das zu bestimmten Zeiten automatisch eingeschaltet wird, die Sendung mitschreibt und dann gestattet, die beschriebene Walze in beliebigem Tempo zur Übertragung auf der Schreibmaschine ablaufen zu lassen. In diesem Falle könnten die Nachrichtenbureaus die Diktiergeschwindigkeit beim Rundspruch wesentlich erhöhen, die Wiederholung des Textes könnte wegfallen, die Möglichkeit von Hörfehlern würde herabgesetzt.

Der Hauptnachteil dieser telephonischen Übermittlung aber liegt darin, daß jeder, der ein geeignetes Funkgerät besitzt, die von den Nachrichtenbureaus gegebenen Meldungen mithören kann. Auch das Ausland kann an diesem innerdeutschen Dienst unentgeltlich teilnehmen. Daher wird man in Zukunft den Prefferundfunk anders gestalten. Unter Aufwendung großer Mittel wird man wahrscheinlich dazu übergehen, die Pressenachrichten durch Schnelltelegraphen zu verbreiten. Hierbei wird in den Nachrichtenbureaus der Text mit einer Tastatur niedergeschrieben. Auf einem Streifen er-

scheinen bei jedem Tastendruck Löcher in verschiedenster Anordnung. Der so vorbereitete Streifen wird durch den Maschinentelegraphen geführt, der nun mit ungeheurer Schnelligkeit die Nachrichten aus der Antenne jagt. Die Empfangsgeräte auf den Redaktionen werden dann Streifen herstellen, die dem Originalstreifen gleichen. Auch sie werden von einer Maschine in Klarschrift übertragen. Die große Gebegeschwindigkeit macht jedes gewöhnliche Mithören unmöglich. Die Erhöhung des Nachrichtengeheimnisses kann eine weitere Steigerung erfahren durch die Ausfendung chiffrierten Textes, der durch besondere Maschinen dechiffriert wird. So könnte jedes Nachrichtenbureau die Geheimhaltung seiner Nachrichten verbürgen. Dem Nachrichtendiebstahl wäre endgültig ein Riegel vorgeschoben, und eine falsche Wiedergabe wäre unmöglich gemacht. Nur atmosphärische Störungen könnten die Übertragung zuweilen hindern; trotz angestrebter Arbeit ist es der Technik bis heute noch nicht gelungen, ein Mittel zur Ausschaltung dieser Störungen zu finden.

Zum Schluß möge noch einiges über das Verhältnis zwischen Rundfunk und Presse gesagt werden. In den ersten Tagen des Rundfunks tauchte oft die Ansicht auf, daß jetzt das Sterbestündlein der Presse geschlagen habe, und daß die Journalisten, die in ihren Blättern für den Ausbau des Rundfunks eintreten, geradezu die Totengräber ihres Berufes seien. Diese Prophezeiungen haben sich als falsch erwiesen. Die dreimal täglich durch den Rundfunk verbreiteten neuesten Nachrichten können der Presse keinen Abbruch tun. Es ist unmöglich, Leitartikel zu funken. Jede durch den Rundfunk verbreitete Nachricht muß kurz gehalten sein. Hinzu kommt, daß mit Rücksicht auf die Hörer, unter denen ja Mitglieder aller Parteien sind, die politische Neutralität angestrebt werden muß, eine Aufgabe, die oft nicht leicht zu lösen ist. Endlich aber verhallt das gesprochene Wort, die Nachricht der Zeitung bleibt erhalten. Die Rundfunknachricht setzt pünktliche Hörer voraus, die Zeitung kann zu jeder Zeit gelesen werden. Alles das sind Dinge, die es unwahrscheinlich machen, daß der Rundfunk die Presse zu ersetzen vermag.

Eine andre Gefahr erwuchs den Zeitungen scheinbar aus der Durchgabe der Reklamenachrichten im Rundfunk, die z. B. in Berlin unter dem schönen Namen »Rat schläge fürs Haus« laufen. Die Presse ist auf Inerate angewiesen. Die Abonnementsbeiträge der Leser decken bei weitem nicht die Herstellungskosten, die Gefahren, die daraus

für die redaktionelle Haltung der Blätter entstehen können, sollen hier nicht erörtert werden. Als die Reichspostreklame-G. m. b. H. die Rundfunkgesellschaften gezwungen hatte, die von ihr vermittelten Reklamenachrichten durchzusprechen, erhob sich in der gesamten Presse ein Sturm der Entrüstung. Sie sah sich auf ihrem ureigensten Gebiet angegriffen und fürchtete für ihr Bestehen. Auch diese Befürchtungen sind unbegründet gewesen. Der Wert der durchgesprochenen Reklamenachrichten ist nicht sehr hoch. Nur ein kleiner Teil von Rundfunkteilnehmern

ist bereit, sie zu hören. Im übrigen gilt auch für diese Reklamesprüche daselbe wie für die andern Rundfunknachrichten: das gesprochene Wort verhallt. Die Geschäftsleute aber haben ein großes Interesse an einer wirkfamen Werbung. Sie können daher auf Inzerate in der Zeitung nicht verzichten. — So werden Rundfunk und Presse miteinander auskommen. Sie haben Nachbargebiete, deren Grenzen etwas unsicher sind, aber ihre Hauptaufgaben sind so deutlich getrennt, daß man Grenzstreitigkeiten in der Zukunft wohl nicht mehr zu befürchten braucht.

LOLA LANDAU / CHARLOTTENBURG

DER KNABE UND DIE PUPPE IM SCHAUFENSTER

Der Schulweg Richard Lemms führte täglich aus dem mütterlichen Schweigen der Kastanienallee über die große Eisenbahnbrücke, mitten durch ein Geröll von Getöse und dichte Schleierwolken von weißem Rauch, in die sich der Knabe mit einer geheimen Luft stürzte. Jeden Morgen wartete er den schnaubenden Zug ab, bis die hellen Rauchflocken um seinen Kopf tobten und seine Augen bis zu Tränen reizten. Hinter der Eisenbahnbrücke aber stieg gleich die Großstadt an, die sich in dem breiten Band einer Prunkstraße aufrollte. Automobile jagten wie Rudel wilder Hunde an dem Knaben vorüber, ihr Bellen klang aufreizend in die Morgenfrühe hinein. Läden an Läden warfen zu beiden Seiten der Straße ihre bunten gierigen Netze aus. Aber nachdem Richard Lemm die Eisenbahnbrücke hinter sich gelassen hatte, ging er mit übermäßig langen Schritten voran, ohne sich einmal umzublicken oder vor den Schaufenstern stehen zu bleiben. Wie viele Knaben seines Alters von dreizehn Jahren, hatte er für alles Spielerische und Geschwätzige nur höhnische Verachtung, und was sich in den Läden spreizte, gehörte eben zum Reich des Weibischen, gut genug für die Neugier der Mädchen, die sich hierhin und dorthin bogen und keine bestimmte Richtung hatten.

Richard Lemm ging schnell und regelmäßig wie eine Uhr. Nur seine Blicke kletterten und sprangen von Dach zu Dach, um die Radioantennen zu betrachten, während er die hellbraunen flimmernden Augen gegen das Licht zusammenkniff. Sein Mund, bei dem die Vorderzähne etwas vorstanden, blieb in kindlichem Staunen offen. Da fließ ihm sein Schulkamerad Erich,

dem er jeden Morgen zwei Häuser vor der Schule begegnete, zwischen die Schultern.

»Richard, hast du schon einmal eine so irrsinnige Perücke gesehen?«

Erich, ein schmaler, albinoblonder Junge mit einem Hafengesicht, hielt den Freund vor einem Friseurladen fest. Eine Puppensoldat mit einem Turm grellroter Haare lächelte durch die Scheibe die Knaben an.

Richard zog unwillig den Freund am Ärmel.

»Ach, komm doch! Laß die alberne Wachspuppe!«

Und doch starrte er zugleich erschrocken und wie magnetisch angezogen auf die Figur im Schaufenster, als sähe er zum ersten Male etwas Merkwürdiges und Unheimliches, eine Frau.

»Diese Farbe!« schrie er. »Gibt es so etwas in der Physik?«

In der Tat hatte das Haar der Puppe die purpurne unterseeische Farbe des Meertangs, die dem Gesicht ein dämonisches und gespenstisches Aussehen gab. Ja, das Haar warf seinen grellen wilden Schein auch auf das wächserne Fleisch, das rötlich aufzuglühen schien, von Leben durchzuckt. Es entzündete die gleißende Haut der entblößten Schultern und den Busen, der sich in sanftem Oval über violetterm Schleierstoff halb enthüllte. Die Augenlider waren schwer und schläfrig niedergezogen, und der Blick der gläsernen hellgrünen Augen hatte in seiner Starre etwas Hypnotisches und Durchdringendes, so daß er alles in sich hineinzufaugen schien wie in einen Trichter.

Der Knabe, der die Puppe anstarrte, verglich scheu das gespenstische Rot ihrer Haare mit dem bräunlichen Ockerrot des Mundes. Um die

Lippen, die ein wenig offen standen, wand sich das unermüdliche Lächeln wie eine Eidechse. Es schien zu wechseln und blieb doch immer daselbe, eine geheimnisvolle Rune, die sich in die Züge gegraben hatte.

Richard Lemm preßte sein Gesicht mehr an die Glascheibe.

»Wahnfinnige Farbe«, flüsterte er noch einmal, und dann lachte er spitz auf. »Die gibt es ja gar nicht.«

Nun war es der Freund, der ihn fortzog.

»Es ist zwei Minuten vor acht. Wir kommen zu spät.«

Die Knaben jagten in wildem Wettlauf in das Portal der Schule hinein. Dann preßte die Schulbank Richard Lemus lange Gestalt wie ein Schraubstock zusammen, schien seine auseinanderfließenden Gedanken zusammendrücken zu wollen. Und doch war er den ganzen Vormittag zerstreut und unruhig im Unterricht, als quälte ihn etwas Unbestimmtes, das er noch lösen mußte, genau so rätselhaft und peinigend wie die Vorstellung der mathematischen Unendlichkeit.

Auf dem Heimweg drehte die Puppe hinter der Glascheibe ihm schon von weitem den Kopf entgegen. Für ihn spitzten sich diese Lippen, für ihn entblößten sich diese Schultern, deren geheimnisvolle Linien — »Waren es nicht Ellipsen?« dachte Richard — im Schleierstoff zerrannen. Schließlich lohte das rote Haar vor den Augen des Knaben.

Rot schlug der Rauch auf der Eisenbahnbrücke ihm in die Augen, und als er am Mittagstisch in sein Glas starrte, sah er im Wasserglanz die gespenstische Gestalt auf und nieder tauchen.

»Richard! Was träumst du denn?« rief sein Vater ihn an, der sich ermüdet und mißmutig in seinen Stuhl zurücklegte. »Erzähle, was heute in der Schule vorging.«

»Heute? Gar nichts«, sagte Richard, der hastig zu essen begann.

»Kannst du die Zähne nicht auseinanderbringen? Du bist sprechfaul und unerzogen!«

Herr Lemm stieß heftig seinen Teller zurück.

»Vielleicht fühlt er sich nicht wohl«, unterbrach ihn Richards Mutter und legte dem Knaben die Hand auf die Wange. Er schob sie sogleich fort wie eine peinliche Last.

»Mir ist gut. In der Schule geschieht eben nichts, jeden Tag nur daselbe.«

Als der Knabe das Zimmer verlassen hatte, sagte Frau Lemm mit ihrer leichten flimmernenden Stimme zu ihrem Mann:

»Wir müssen Nachsicht mit ihm haben. Er kommt in die Entwicklungsjahre.«

Herr Lemm sah seine Frau mit überlegenem halbem Lächeln an:

»Du hast vollkommen recht. Aber wir helfen ihm am besten, wenn wir ihn anhalten, sich zusammenzuraffen.«

Ein öder Nachmittag breitet sich für Richard aus mit aufgeschlagenen Schulbüchern auf dem tintenbefleckten Tisch, mit Dampfmaschinen, die zwischen seelenlosen Zähnen immer dieselbe Zeit zermahlen, mit den bunten Tupfen loser Briefmarken zwischen den Heften; unendlich lang und zäh ist dieser Nachmittag, und dann kommt die Nacht mit ihrer quälenden Finsternis, in die er einfährt wie ein Bergmann in den Schacht. Die unendliche Linie der Mathematik und die räthelhafte Linie der Frauenschultern, die sich auf der schwarzen Tafel der Wand seinem Bett gegenüber aufzeichnen, bleiben Geheimnisse, in die man vergeblich hineinstarrt.

Da wird die Tür durchsichtig, in einem Streifen Licht gleitet die Mutter an sein Bett. Sie will seine beiden Hände sanft zwischen ihre Hand nehmen; aber die rauhen jungen Hände sind zu groß geworden. So faßt sie spielend zwei Finger, ihre Hand ist eine kleine Wiege, die des Sohnes Finger hin und her schaukeln.

»Kind, was bedrückt dich? Vor mir darfst du keine Geheimnisse haben.«

Der Knabe wirft sich heftig herum; in einem wohligen Gefühl des Behütetseins bohrt er die Nase in die Kissen, wie er es als kleines Kind getan hat.

»Nein, nein. Mir fehlt nichts. Warum fragst du so komisch?«

»Gar nichts? Wirklich?«

Aber während Richard die Wärme der Mutter fühlt, die ihn näher an sich zieht, spürt er plötzlich das Weiche, Fremde, Unheimliche dicht an seinem Kinn. Er erschrickt und reißt sich los.

»Ich bin müde. Gute Nacht, Mama.«

Und Frau Lemm, ratlos, betäubt von diesem Unbekannten, das sich zwischen ihr und dem eignen Kinde aufrichtet, hufcht ohne Laut aus dem Zimmer. Richard ist allein, und aus dem Dunkel brechen aufs neue die Lichtbilder seiner wirren Träume hervor.

Am kommenden Morgen war die Klingel des Weckers, den er selbst auf sechs gestellt hatte, herrliches Geläute, das ihn hochriß. In wilder Eile warf er die Kleider über und verließ eine Viertelstunde früher als sonst das Haus. Über die Eisenbahnbrücke jagte er, ohne sich aufzuhalten,

als bräche sie hinter ihm zusammen, und blieb erst vor dem Laden stehen, hinter dem die Puppe ihn mit ihren gläsernen Blicken lockte. Aus ihrem Lächeln bildete er sich lauter Worte, die sie vor sich hinflüsterte. Er sah sie lange an, bis seine Augen brannten.

Jeder Tag kreifte neu um diese heimliche Begegnung, die er vor Eltern und Freunden sorgfältig verbarg. Tauchte sein Freund Erich plötzlich auf dem Schulwege auf, so zog er ihn mit verstellter mürrischer Haß selber von dem Laden fort. In ihm frohlockte es, daß ihm ja die Erfahnte niemals entlaufen konnte, daß sie immer an derselben Straßenecke hinter einer gläsernen Tür auf ihn wartete, mit dem Züngeln ihrer roten Locken, mit den immer geöffneten Lippen, den immer schlaflosen hellen Augen.

Eines Tages widerstand er nicht länger. Er trat in den Laden ein.

»Haarschneiden«, sagte er dem Friseur und setzte sich mit einer herrenhaften Geste im Stuhl zu recht. Die gemischten Gerüche der Parfüme machten den Raum zu einem Treibhaus. Kämmen und blitzende Spangen lagen umher. Eine Dame in Schleier und Hut knisterte dicht an Richard vorüber. Unruhig sah er sich um. Aber er war zu schüchtern, sich der Puppe zu nähern. Er betrachtete zum ersten Male ihren Rücken, der eine hochmütige Gebärde hatte. »Sie mag mich nicht«, dachte er, einen Augenblick völlig verwirrt und niedergeschlagen.

An demselben Vormittag erfuhr Richard Lemm in der Schule, daß seine Verletzung in Frage stand. Aber auch diese Drohung rüttelte ihn nicht aus seiner krankhaften Verzückung auf. Seine Eltern, die mit tiefer Beforgnis sein verändertes, teilnahmloses Wesen beobachteten, hatten alle Mittel der Strenge und Güte schon erschöpft.

»Uns bleibt nichts übrig«, sagte Herr Lemm, der den Brief des Klassenlehrers in seiner Faust zerdrückte, »als dich nach außerhalb zu einem strengen Lehrer zu schicken.«

»Bitte nicht! Nur das nicht! Ich will mich zusammennehmen«, bat Richard verzweifelt.

Die Angst, sich von seinem Götzenbild trennen zu müssen, rührte eine wilde und verbissene Arbeitswut in ihm auf. Aber so sehr er sich auch abmühte, er konnte seine Gedanken nicht mehr sammeln, die in den Schulstunden herrenlos auseinanderporen.

Es war an einem der letzten Schultage vor der Verletzung, als er wieder mit gehetztem Gang die Straße hinunterlief, um ungestört seine gespenstliche Schöne betrachten zu können. Aber

als er vor dem Laden stand, konnte er einen Schrei nicht unterdrücken. Die Rothaarige im Schaufenster war verschwunden. An ihrer Stelle grinste mit blondem, angeklebtem Scheitel eine andre Wachspuppe ihn an. Oder war es nicht etwa daselbe Wesen, deren flammende Perücke nur durch einen fahlen Haarputz ersetzt worden war? Als Richard Lemm dies erkannte, stieg ein schrecklicher Krampf von seinen Füßen bis zum Herzen auf. Das gleiche Gesicht war es, aus dem er seine erste Leidenschaft gezaubert hatte. Aber es war völlig verwandelt, verunstaltet zu einer bäurisch dummen Puppe mit quellenden Glasaugen. Gestorben, schlimmer als gestorben, zerstört, eine verzerrte Leiche, blickte die entlarvte Geliebte dem Knaben hohnlächelnd in die Augen, die er sich mit beiden Händen zuhielt. Dann stürzte er fort. Während das Klingeln auf dem Schulhof in seinem Kopf schrillte, floh er von der Schule zurück bis zur Eisenbahnbrücke. Als die Dampffetzen ihn umflatterten, hatte er den schwindligen Wunsch, sich mit der weißen Rauchwolke von der Brücke fallen zu lassen. Ein Arbeiter ging dicht an ihm vorüber.

»Lehne dich nicht so hinüber, Junge«, sagte er. Da lief er weiter, wie ein Ball an Straßenecken vorbeigeschleudert, bis er auf freiem Feld ermattet in langsamem Schritt fiel. Er sah nicht, daß er sich auf einem leeren großen Bauplatz befand, der mit den mageren Pfählen der Bäume, seiner struppigen Erde und Drahtzäunen ihn wie in einem Irrgarten festhielt. Als er durch eine Lücke entwich, lief er wieder schneller, stundenlang, um den Wald zu erreichen, wo er sich mit seinen wunden Gedanken verkroch.

Erst am späten Abend kehrte er zu seinen tödlich geängstigten Eltern zurück. Das heftige Fieber, das Richard für Wochen die Befinnung raubte, schenkte sie ihm gleichzeitig wieder. Denn als der Knabe gefundete, war er auch von seiner krankhaften ersten Liebe genesen, hatte die Krise seiner reifenden Jahre vor der Zeit überwunden.

Aber Jahre später, als er längst ein Mann war, wurde eine dieser rothaarigen seelenlosen Frauen zu seinem Schicksal, eine von jenen Geschöpfen, die mit breitem, gemaltem Lächeln und schillernden Blicken, für jeden bereit, hinter den großen Schaufenstern des Lebens locken. Sie war es, die den steilen Aufschwung seiner Erfolge in einer kleinen Schlinge festband. Auch sie war nur eine Wachspuppe hinter der gläsernen Scheibe; aber er erkannte es nie, konnte sich nicht losreißen und zerbrach daran.



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTLEITUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 3

MÄRZ 1926

JOHANNES SCHÖNHERR / LEIPZIG

DAS VOLKSEPOS UND DAS HÖFISCHE EPOS

Die Spielleute hatten für ihre Dichtung ganz andre Ziele aufgestellt, als jene im ersten Aufsatz (»Das Schiff« Nummer 1) behandelten geistlichen Dichter. Sie, die als Vorläufer der großen mittelhochdeutschen Epiker Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg zu betrachten sind, versuchten als fahrende Gefellen mit phantastisch aufgemachten Dichtungen alter Stoffe ihr Publikum, das sie allerorten fanden, zu unterhalten und zu erheitern. Die prächtigsten dieser Spielmannsepen sind »König Rother« und »Herzog Ernst«, in denen von Frauenentführungen, bräutlichen Königstöchtern, Zwergen, Riesen und redendem Getier märchenhaft erzählt wird, ohne die Absicht, etwa für die Kirche und das Seelenheil der Zuhörer dabei besorgt zu sein. Was sich jedoch von der Dichtung dieser Sänger bis auf den heutigen Tag erhalten hat, sind keine Perlen der Poesie. Erst als im 15. Jahrhundert diese Spielleute wieder von »vornehmerem Geblüt« waren und auch an Fürstenhöfen ihre Gefänge erschallen durften, erhob sich die Dichtung allmählich wieder auf ein beachtenswertes Niveau. Davon zeugen unfre Heldenfagen, vor allem jenes unvergängliche Epos, dessen Entstehen wir vielleicht mehreren unbekanntem Sängern verdanken: *Das Nibelungenlied*. Das gewaltige Drama der Siegfriedsage ist hier zu einem kunstvollen Ganzen zusammengefügt worden, mit einem erstaunlich geschickten Willen zum dramatischen Aufbau und zur künstlerischen Steigerung. Auch das erst im Jahre 1815 in Wien aufgefundene große Volksepos »Gudrun« gehört zu diesen Sagendichtungen. Im Gegensatz zu dem Nibelungenlied wird in dieser

Dichtung nichts Großes, Ungeheures, keine Graufamkeit und kein Verderben geschildert; in liebevoller Ausmalung unzähliger Kleinigkeiten, durch Vertiefung der Charaktere und manche reizende Erfindung rundet sich dem Dichter dennoch auch sein Werk zu einem Bild des Lebens und der Wirklichkeit. In seiner Wirkung erscheint es als ein einziger Lobgefang auf die weibliche Treue, deren Urbild Gudrun ist. Je mehr sich das deutsche Rittertum als eine Nachahmung des französischen entwickelte, je weicher, sentimentaler und unnatürlicher wurde auch die Dichtung. Die konventionelle Moral dieses Rittertums fand ihren Spiegel in Gestalten und Handlungen der *höfischen Epen*, die mit ihrer Gefühlsverwirrung, Galanterie, ihrem Liebespiel und vor allem mit ihrer weitherzigen Auffassung der Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern heute uns recht wunderbarlich erscheinen. Und doch ragen aus der Menge der damaligen Dichter drei Persönlichkeiten auf, die einesteils durch ihre Formsicherheit, fließende Sprache, ihren Bilderreichtum und andererseits durch ihre fast geniale Kraft uns packen, wie sie das Einzelgeschehen zum Allgemeingültigen zu erheben vermögen. Der älteste von ihnen, *Hartmann von Aue*, läßt in seinen Werken *Erec* und *Iwein* die Heldentaten von Rittern aufleben und ihre Minnedienste um irgendeine geliebte Frau. Weniger erquicklich berühren die legendenhaften Stoffe seines »*Armen Heinrichs*« und des »*Gregorius auf dem Stein*«, die in der Darstellung ekelregender Krankheiten und ihrer Heilung durch das Opfer einer Jungfrau fast ein peinliches Gefühl hinterlassen. Stärker und reiner ist die Wirkung dagegen von *Wolfram von Eschenbachs* »*Parzival*«, jenem Epos, dessen Idee sich in dem Goethischen Wort zusammenfassen läßt: »Die Gefinnung,

die beständige, sie allein macht den Menschen dauerhaft.« Der Charakter allein verbürgt dem Menschen auf Erden die Glückseligkeit; die Reinheit seiner Seele, die Treue gegen sich selbst bewahren ihn vor allen dauernden Schäden irdischen Drecks und Unflats; aber niemals vermag er sich durch asketische Abwendung von dieser Welt, wie es der kasteiende Mönch tut, die Seligkeit erwerben. Einen so großen Gedanken in einer Zeit des kirchlichen Fanatismus auszusprechen, bedurfte es eines Herzens voll unerschütterlichen Mutes, in dem zugleich die flammende Begeisterung für alle Menschenrechte brannte, deren erste Forderung die der Toleranz für alle Andersgläubigen war. Weniger ein über die höchsten Fragen der Menschheit grübelnder Philosoph war dagegen jener andre Meister, der der unbefchränkten Vorherrschaft der Minne aus Herzensneigung huldigte: *Gottfried von Straßburg*. Das Hohelied der sinnlichen Liebe, »*Tristan*«, jenes aus tiefster seelischer Leidenschaft aufflammende Preislied auf Tristans und Ifoldens Lieb und Leid, konnte nur ein Dichter schaffen, der mit seinem ganzen Menschentum tief verwurzelt war in der Wirklichkeit eines unheiligen Alltages. Nicht Ideen der Menschheit waren es, die diesen Dichter erfüllten, auch nicht der fromme Sinn Wolframs von Eschenbach; sondern eine feste Weltanschauung, die voll köstlicher Unbekümmertheit und ohne jegliche schwere sittlichen Bedenken sich über tragische Konflikte hinwegsetzte, die auch in diesem bunten, anmutig und natürlich geschilderten Liebespiel von Tristan und Ifolde schlummerte, das seit der Zeit Hans Sachsens des öfteren in Nachdichtungen wiedererstand, aber doch erst in der sittlich vertiefenden und tragisch läuternden Musikdichtung Richard Wagners »*Tristan und Ifolde*« zu einem vollkommenen Werk geriet. Auch »*Parzifal*«, »*Lohengrin*« und der »*Sängerkrieg auf der Wartburg*«, Stoffe, die gleichfalls Wagner mit derselben Meisterschaft zu eignen Werken verarbeitete und jener mittelhochdeutschen Zeit der deutschen Dichtung entnahm, stehen gegenüber früheren Nachdichtungen auf unvergleichlicher Höhe. Unmöglich ist es, so

fehr es sich auch lohnen würde, über das höfische Epos eine breitere Darstellung zu geben; denn groß ist die Zahl derer, die mit Eifer und Talent das Erbe von Gottfrieds Kunst verwalteten. Von jenen Vollendern und Nachfahren dürfen *Heinrich von Freiberg* und *Rudolf von Ems* mit seiner »*Weltchronik*« (eine unvollendet gebliebene Darstellung der Geschichte des Alten Testaments) und vor allem der sehr formbegabte, bürgerlich dichtende *Konrad von Würzburg* (gest. 1287) mit seinem 40000 Verse umfassenden »*Trojanerkrieg*« nicht vergessen werden, in dem das Antike in ein mittelalterliches Milieu übertragen ist. Auch seine allegorische Dichtung »*Der Welt Lohn*« entspricht im Stofflichen und auch in der Form der Darstellung ganz dem Geschmack der Menschen des Mittelalters. Ein Weib, bestrickend in seinen Reizen, erscheint Frau Welt dem Ritter Wirnt von Gravenberg; aber ihre Rückseite — schaurige und doch heilsame Entdeckung — ist bedeckt mit Kröten, Schlangen und Geschwüren.

So aufschlußreich auch ein Einblick in die mittelhochdeutsche Volksdichtung und in die höfischen Epen sein mag, das eine steht doch fest: ein großer, alle Zeiten überragender, genialer Dichter ist unter den vielen Talenten nicht zu entdecken gewesen. — Erst unter den Minnefängern, die als Vasallen im Dienst einer verheirateten Frau standen, kämpften und fangen und zur Belohnung nur den Minnefold erwarteten, erst unter diesen Sängern ragt jene Gestalt auf, die in sich die »*Elemente des Genies*« vereinigt: *Walter von der Vogelweide*.

Gottfrieds Urteil über diesen Dichter, das er in einer Klage über den Tod des Minnefängers Reinmar den Alten aussprach, hat auch noch für heute Gültigkeit:

Wer leitet nû die lieben schar?
wer wîfet diz gefinde?
ich waene, ich sî wol vinde,
diu die baniere fûeren sol:
ir meisterinne kan ez wol,
diu von der Vogelweide.

Von Walter von der Vogelweide im besonderen und vom Minnefang im allgemeinen zu berichten, soll Aufgabe meines nächsten Aufsatzes sein.

Das Totenschiff

Gezeichnete Reklameweile für das sechste Buch der Pflichtreihe der Büchergilde Gutenberg

D R A K O N I S C H E S T R A F E N

Ist es nicht merkwürdig, wie oft der Name hervorragender Persönlichkeiten in der Geschichte und im Bewußtsein der Menschen unter ganz falschen Vorstellungen fortlebt? An beiläufige, oft anekdotenhafte Begebnisse knüpft sich die Legende, und ihr verdankt der Name seine Unsterblichkeit, auch wenn die Erzählung falsch ist oder die Bedeutung des Mannes auf andern Gebiete liegt. Was wissen die Menschen z. B. heute von dem alten athenischen Gesetzgeber *Drakon*? Der Mann aus dem Volke in der Regel gar nichts. Der »Gebildete«, der die höhere Schule durchlaufen hat, kennt wohl den Namen, aber sonst auch nicht viel mehr. Dagegen wissen beide ganz genau, was man unter »drakonischen Strafen« versteht, nämlich: sehr strenge Strafen. Nach einer von Plutarch stammenden Erzählung soll Drakon auf fast alle Vergehen die Todesstrafe gesetzt haben; schon einfacher Obstdiebstahl, ja sogar bloßer Müßiggang sei von ihm mit dem Tode bestraft worden, so daß eben wegen dieser übertriebenen Strenge seine Gesetze, mit Ausnahme derer, die den Mord bestrafen, bald wieder aufgehoben werden mußten. Und das ist nun das Bild, unter dem Drakon durch die Jahrtausende fortlebt.

Plutarch ist gewiß keine erstklassige Quelle, denn er hat selbst schon 700 Jahre nach Drakon gelebt, und sein Bestreben war es keineswegs, geschichtliche Wahrheiten zu übermitteln, sondern die Leser seiner Zeit zu unterhalten und moralisch auf sie einzuwirken. Trotzdem könnte er recht haben (obgleich seine Erzählung sich schon der Form nach als Anekdote präsentiert). Sonderbar ist nur eins: Von allen Gesetzen Drakons sind uns nur die Gesetze erhalten, die sich mit Mord befassen, und gerade sie kennen keineswegs als einzige Strafe den Tod! Ganz im Gegenteil. Sogar wenn die Anklage auf vorsätzlichen Mord lautete, stand es dem Angeklagten nach dem ersten Verhandlungstage frei, das Land zu verlassen und in lebenslängliche Ver-

bannung zu gehen. Nur wenn er das nicht tat, nahm das Verfahren seinen Fortgang, und dann wurde er im Falle der Verurteilung hingerichtet. Überhaupt ist kein Zweifel, daß Drakon die Strafen für Tötung eines Menschen stark gemildert hat. Er führte erst den Unterschied ein zwischen vorsätzlicher und unbeabsichtigter Tötung. Für die letzte gab es überhaupt keine Todesstrafe, sondern nur Verbannung. Drakon schuf sogar dem in die Verbannung gegangenen Mörder — auch dem vorsätzlichen — Schutz gegen die weitere Verfolgung der Verwandten des Ermordeten. Solange der Mörder in der Fremde gewisse Bedingungen einhielt, durften ihm die Rächer kein Leid antun. Auch ermöglichte es erst Drakon, daß der unbeabsichtigte Totschläger durch eine Buße die Veröhnung der Bluträcher erlangen konnte und dann aus der Verbannung zurückkehren durfte. Soweit unsere Kenntnis reicht, trifft somit auf Drakon und seine Gesetze das gerade Gegenteil dessen zu, was die historische Legende daraus gemacht hat. Das wäre nun weiter nicht schlimm, wenn bloß der Mann und sein persönliches Werk in Frage käme. Leider aber geht die Wirkung der Fabel viel weiter. Sie hindert den, der an sie glaubt, die wirkliche Bedeutung der drakonischen (oder, wie es richtiger heißen müßte, drakontischen) Gesetzgebung zu erkennen und dadurch ein zutreffendes Bild von der Geschichte jener Zeit überhaupt zu gewinnen.

Drakons Strafen für Mord *mußten* milder sein als die früheren. Denn sein Werk ist eine Etappe des Übergangs der Strafrechtspflege von der Familie auf den Staat. In früherer Zeit war es einfach Sache der Verwandten gewesen, den Ermordeten zu rächen. Das Strafrecht — wenn man dieses Wort auf so primitive Zustände anwenden will — war nichts weiter als der Schutz, den sich die in einer Gemeinschaft lebenden Glieder einer Familie gegenseitig schuldig waren. Deshalb wurde auch kein Unterschied zwischen vorsätzlicher und unvorsätzlicher Tötung ge-

In diesem Monat erscheint das sechste Buch der *Büchergilde Gutenberg*, das seiner Eigenart wegen besondere Beachtung verdient. Es ist ein Originalroman: »Das Totenschiff«, von B. Traven. Der Verfasser, ein deutsch-amerikanischer Seemann, schildert hier das Schicksal der »Leute ohne Papiere«, die sich mit dem verknöcherten Bürokratismus herum-schlagen müssen und schließlich als »Abfall der Gesellschaft« jene Totenschiffe bemannen, die von den Reedern zum Untergang bestimmt sind, um die Versicherungsgebühren einzustreichen. Wie der Verfasser erzählt, das muß man lesen! Er ist ein Dichter, der tiefste Tragik malt, zarteste Stimmung, der mit bissigem Humor die Welt der Klaffen-gegen-sätze an den Pranger stellt und Urtöne der Empörung findet. Lest dies Buch, Kollegen! Es ist ein packendes, seltenes Werk.

macht. Für die Familie kam es nicht auf die Absicht des Täters an, sondern nur auf die Folgen der Tat. Daß nun aber die Zeit kam, wo dieses Rächeramt den Verwandten abgenommen und auf den Staat übertragen wurde, das hängt mit einer allmählichen organischen Umwälzung der sozialen Struktur des athenischen (wie überhaupt des griechischen) Volkes zusammen. Erst wenn man diese betrachtet, versteht man die wahre Bedeutung von Drakons Werk, die weit über die belanglose Frage strenger oder milder Strafen hinausreicht.

Attika gehörte zu den hellenischen Staaten, die sich im siebenten Jahrhundert v. Chr. — Drakons Gesetzgebung entstand ungefähr um das Jahr 620 v. Chr. — immer entschiedener zu *Handelsstaaten* entwickelten. In all diesen Staaten gab es um jene Zeit drei deutlich unterschiedene Klassen der Bevölkerung (abgesehen von den Sklaven, von denen wir leider allzu wenig wissen, obwohl feststeht, daß sie in der Produktion eine außerordentlich wichtige Rolle spielten). Die drei Klassen der freien Bevölkerung waren: die *Besitzer des Grund und Bodens*, die man in Attika die »Eupatriden« nannte; d. h. die »Wohlgeborenen«, die aus »gutem Hause« Stammenden. Sodann die *reichen Kaufleute*, und endlich die *Armen*. Diese »Armen« darf man jedoch nicht etwa für ein Proletariat ansehen, wie es heute existiert. Es waren das vielmehr entweder Kaufleute, die im Handel Schiffbruch erlitten hatten, oder Leute, die aus irgendeinem Grunde ihren Anteil am Grundbesitz verloren hatten. Aber es waren keine Arbeiter im modernen Sinne des Wortes. Die Industriearbeiter der Zeit waren vielmehr die Sklaven. Es gab regelrechte Manufakturen, wo ein Fabrikant in einer Werkstatt eine mehr oder minder große Anzahl Sklaven mit schon ziemlich weit getriebener Arbeitsteilung beschäftigte. Dort fabrizierte man Waffen, Vasen, die zur Aufbewahrung von Wein und Öl gebraucht wurden, und viele andre Gegenstände des täglichen Bedarfs. Auch die Textilindustrie war schon hoch entwickelt, und bekannt ist die verhältnismäßig große Ausdehnung des Bergbaus. (Silbergruben im südlichen Attika, Goldgruben in Thrazien, Eisenerz am Schwarzen Meer, Kupfer auf der Insel Euböa usw.) Alle diese Arbeiten wurden, wenigstens zum überwiegenden Teil, von Sklaven gemacht. An den sozialen Kämpfen der Zeit scheinen sie nicht teilgenommen und somit auf den Gang der Geschichte keinen Einfluß ausgeübt zu haben. Wie jene drei Klassen der freien Bevölkerung

entstanden waren, wissen wir nicht genau. Der Name Eupatriden deutet darauf hin, daß vorher eine Geschlechterverfassung bestanden habe. Tatsache ist jedenfalls, daß die Eupatriden noch ganz nach Geschlechtern organisiert waren. Eine mehr oder minder große Anzahl Familien bildeten zusammen eine Phratrie (Brüderchaft); mehrere Phratrien waren ein Stamm (Phyle), und im ganzen gab es vier solcher Phylen. Jede Phyle, jede Phratrie und jede Familie hatte ihre Götter, ihre Vorfahren und ihren Vorsteher, der den Titel Basileus führte; ein Wort, das man mit »König« zu übersetzen uns gelehrt hat. Doch waren die Funktionen des Basileus vorwiegend religiöser Natur. Die Vermutung liegt nahe, daß wir in dieser Familienverfassung Überbleibsel einer sozialen Gliederung vor uns haben, die in früheren Zeiten die ganze Gesellschaft umfaßt haben mag und, soweit sie reichte, im siebenten Jahrhundert noch in voller Wirksamkeit war.

Aber sie umfaßte nicht mehr das ganze Volk, und hier liegt der Kernpunkt der sozialen Frage jener Zeit. Zu den vier Phylen gehörten nur die Eupatriden. Wir finden aber in Attika — und ebenso in den andern hellenischen Handelsstaaten — eine zahlreiche Bevölkerung, zahlreicher sogar als die Eupatriden, deren Mitglieder zweifellos Hellenen waren, aber zu keiner der vier Phylen gehörten; eben die beiden oben genannten Klassen der *Reichen* und der *Armen*. Daraus ergaben sich sehr große Unzuträglichkeiten, denn — und das ist das Entscheidende — *die Rechtsordnung, ja die gesamte Staatsordnung war noch durchaus auf die Geschlechterverfassung zugeschnitten*. Das Recht, wie schon oben bemerkt, war der Schutz, den sich die Mitglieder der Familien gegenseitig schuldeten. Wer nicht Mitglied einer (eupatridischen) Familie war, konnte keinen Rechtsschutz genießen. Aller Grund und Boden war Eigentum der Geschlechter, d. h. der eupatridischen Familien; wer ihnen nicht angehörte, konnte keinen Grund und Boden erwerben. Und was vielleicht im Bewußtsein der Menschen am meisten drückte: auch die *Religion* war eine Familienangelegenheit. Im alltäglichen Leben der Menschen spielten nämlich die olympischen Nationalgötter keineswegs die Rolle, die wir, infolge eines fehlerhaften Urteils, vermuten. Das unmittelbare religiöse Bedürfnis wurde durch die Anbetung von Lokalgöttern befriedigt (denen man in spätern Zeiten einfach die Namen der Olympier als Beinamen zugefellte). Lokalgötter, das heißt Familien-

götter. Der Kultus wurde von den Phylen beforcht, d. h. von den Eupatriden. Wer nicht zu den Geschlechtern zählte, war auch vom Gottesdienst ausgeschlossen.

Im Zusammenhang damit waren natürlich auch alle Ämter im Staate, die religiösen, die politischen, die militärischen und juristischen, ebenso das Wahlrecht usw., kurz jeglicher Einfluß auf das öffentliche Leben ausschließlich den Eupatriden vorbehalten. Dies war eine Staatsordnung, die vorzüglich zur alten Geschlechterverfassung paßte, aus der sie sicherlich auch entsprungen war. Solange jedermann in die Familien, Phratrien und Phylen eingeordnet war, hatte niemand Anlaß, sich zu beklagen. Wer aber aus irgendeinem Grunde aus dem Verband der Geschlechter ausgeschieden war, verlor damit jeden politischen Einfluß und sogar jeden Rechtsschutz. Solcher Leute gab es, wie erwähnt, im siebenten Jahrhundert viele in Attika wie in allen Handelsstaaten. Wie das gekommen ist, wissen wir nicht. Man darf vermuten, daß die Bedürfnisse des kaufmännischen Lebens die Menschen durcheinander gewürfelt hatten. Wer Handel treibt, kann nicht immer da wohnen bleiben, wo sein Geschlecht wohnt, sondern muß sich häufig anderwärts niederlassen. Spätestens nach ein paar Generationen war dann der Zusammenhang mit dem Geschlecht, mit der Familie verlorengegangen.

Auf diese Weise wurden die Eupatriden eine bevorrechtete Klasse, und es entwickelten sich Zustände, die für die beiden andern Klassen mit der Zeit unerträglich wurden. Am fühlbarsten machte sich der mangelnde Rechtsschutz. Wer nicht Eupatride war, für den gab es keine Richter und auch kein Gesetz, das ihn schützte. Und deshalb finden wir um jene Zeit laute Klagen über die »Parteilichkeit« der Richter. Der Arme, der, um zu leben, Schulden machen mußte, ebenso der wohlhabende Kaufmann, klagte bitter darüber, daß er bei Streitigkeiten mit Eupatriden keinen Rechtsschutz fand. Dabei blickten die Reichen weiter; sie erkannten, daß dies mit der Staatsordnung zusammenhing, und verlangten deshalb Teilnahme am Bürgerrecht, indes die Armen weiter nichts erstrebten als eine Besserung ihrer unmittelbaren unerträglichen Lage. Die Forderung der reichen Mittelklasse war also revolutionär; denn eine Erweiterung des Bürgerrechts erforderte den Umsturz der Staatsordnung. Personen, die außerhalb der Geschlechter standen, konnte man nicht das Wahlrecht, das Recht der Bekleidung öffentlicher Ämter usw. ge-

währen, ohne die ganze bestehende Geschlechterverfassung zu beseitigen und eine neue Staatsordnung aufzubauen, wie es denn auch im Laufe der folgenden zwei Jahrhunderte tatsächlich geschehen ist. Daß sich die reiche Mittelklasse dieser Tragweite ihrer Forderung voll bewußt war, können wir natürlich nicht behaupten. Aber schon die Tatsache, daß sie politischen Einfluß, Einfluß auf die Gesetzgebung und Staatsverwaltung verlangte, zeigt, daß sie, ihrem Willen und Bewußtsein nach, revolutionärer war als die Klasse der Armen, die im Grunde nur ihre Armut und ihre Schulden los sein wollten. Jedoch versteht sich von selbst, daß auch die Bestrebungen der dritten Klasse in ihren Konsequenzen zum Umsturz führen mußten.

So standen die Dinge zur Zeit Drakons. Die Unzufriedenheit hatte einen bedrohlichen Grad erreicht. Gewalttätige Unruhen waren bereits ausgebrochen. Da nun das unmittelbare Verlangen der Unzufriedenen vor allem eine gerechte, eine unparteiische Rechtsprechung war, so dachte man, es werde zu diesem Zweck genügen, die bestehenden Gesetze, die ja noch ausschließlich überlieferte Rechtsgewohnheiten waren, *schriftlich aufzuzeichnen*. Dies war die Aufgabe Drakons. Weiter reichte der Auftrag nicht, den ihm seine Klaffengenossen, die Eupatriden, erteilten, und den er auch ausgeführt hat. Die Eupatriden hofften, durch Befriedigung dieses konkreten Verlangens der Volksmassen ihre Stellung im Staate, ihre alten Vorrechte behaupten zu können. Die Folgezeit hat gelehrt, daß dies eine eitle Hoffnung war. Die sozialen Gegensätze, die aus den geänderten Lebensgrundlagen des Gemeinwesens erwachsen waren, konnten durch eine bloße Kodifizierung des bestehenden Rechts selbstverständlich nicht aus der Welt geschafft werden. So ist denn auch Drakons Werk nur von sehr kurzem Bestande gewesen. Schon dreißig Jahre nach ihm kam Solon, der die meisten Gesetze Drakons wieder aufhob. Trotzdem ist Drakons Gesetzgebung doch das erste historische Dokument jener gewaltigen sozialen Revolution, die im Zeitraum von 200 bis 300 Jahren aus dem alten athenischen Geschlechterstaat eine politische Demokratie — die berühmteste Demokratie der Welt — gemacht hat. Darin besteht Drakons Bedeutung, und so kann sein Name wohl als Markstein dienen, der durch die Jahrtausende sichtbar bleibt. Aber man sieht hieran ganz deutlich, daß die Frage, ob seine Strafen streng oder milde waren, eine sehr untergeordnete Rolle spielt.

A B S E I T S V O M T E M P O

»Abseits vom Tempo« heißt ein schönes Büchlein Skizzen, das Walter Victor im Verlage von Seifert & Co. in Zwickau herausgegeben hat. Oskar Sarmatzki hat es mit vier Originalholzschnitten geschmückt. Das Thema des Buches, von dem wir heute eine kleine Probe bringen, ist die weite Welt, die zerriffene Erde, durch deren Zerwürfnis wir jetzt schon die neuen Formen einer höheren Gestaltung erblicken. Neben dem Titelnovellchen erachten wir die Skizzen »Die blaue Blume«, »Mit Goethe im Zuchthaus«, »Buße am lichten Tag« und »Frucht des Sommers« als eine wesentliche Bereicherung sozialistischer Prosa. Verfehlt ist unserer Meinung nach die Schlußnovelle »Lola Mosci«, in der Victor den Krampf einer überlebten expressionistischen Periode kolportagehaft wieder lebendig machen will. Diese Arbeit stört die Harmonie des innerlichen Büchleins. Victor ist Redakteur; er schildert in einigen Skizzen den Betrieb in der Tageszeitung und wird unter unsern Lesern viele Freunde finden. Wer sich neue Bücher kauft, soll »Abseits vom Tempo« nicht vergessen. Nachstehend eine Leseprobe, die Titelnovelle des Büchleins.

M. B.

»Es stört mich, daß Sie nicht schreiben, Fräulein!« sagte er und sah nervös nach der Stenotypistin, die irgend etwas zu ordnen hatte. Erst als die Maschine wieder klapperte, hatte er seinen Frieden . . . Die Sonne stand schon den ganzen Morgen an einem wolkenlosen Himmel, wie ihn jener Sommer als Alltagskleid trug, und man arbeitete in Hemdsärmeln. Der Lautsprecher deklamierte die neusten Nachrichten von Paris. Er hatte ihn nicht abgestellt, obschon zwei Leute ihm aufgeregt ein Erlebnis darlegten, dessen politische Bedeutung er doch erfassen sollte, um die Sache ins rechte Licht zu setzen, das er aber längst als persönliches Mißgeschick leicht erregbarer Naturen erkannt hatte. Was drangen diese Menschen, auf flüchtige Bekanntschaft bauend, auch zu ihm ein, der weder Sprechzeit noch das zuständige Reffort hatte, und hinderten ihn in den wichtigsten Stunden des Tages an der Arbeit? Mochten sie sich nun an dem Radiodienst oder der Schreibmaschine ärgern und hinterher wer weiß wie sehr schimpfen: er gab drei-, viermal den einzig möglichen Rat, die Sache auf dem Rechtsweg auszutragen, zeigte ihnen schließlich, indem er lang und breit mit dem Metteur ein Telefongespräch über den heutigen Umbruch des Blattes führte, daß er so nebenbei noch einen Beruf habe, und ging notgedrungen zuletzt abschiednehmend auf die beiden zu, die sich automatisch, aber sehr widerwillig erhoben und Anstalten machten, das Gespräch aufzugeben.

Ein Eilbote traf sich mit den Gehenden in der Tür und übergab mehrere Sendungen. Ein Kollege fragte nach der Zusammenfassung des bayrischen

Kabinetts. Die Rohrpost schleuderte Abzüge aus der Setzerei auf seinen Schreibtisch. Er las schon die Depeschenblätter, ließ sie Stück für Stück in den Papierkorb flattern und an ihm vorbei. Er schimpfte, daß das Telegraphenbureau eine Nachricht hatte, die erheblich weiter ging als das, was der Mann am Berliner Sender noch vor ein paar Minuten verkündet hatte. Er setzte sich und strich auf verschiedenen Papieren mit dem Rotstift herum. Kritzelte mit der Füllfeder haftige Zeilen. Unterbrach sich, um von der Telephonzentrale eine Verbindung zu verlangen, fragte kurz die Stenotypistin nach dem diktierten Artikel, erfuhr, daß noch ein Blatt zu schreiben sei, erledigte ein Telefongespräch, das um eine Mitarbeit bat, warf ein paar Zettel in die Rohrpost, rief ins Nebenzimmer, von den Radiosachen wünsche er nur die längere Pariser Meldung, diese aber schnellstens zu erhalten, sagte: »Danke, mein Junge!« zu einem Boten, der einen dicken Brief abgab, riß ihn auf, warf den Inhalt ungelesen ins Fach und rannte hinaus. Betrieb! Hände in Taschen und mit einer Zigarette kam er zurück, wollte wissen, was der Radio noch erzählt habe, der unterdessen aufgehört hatte zu geben, und war erstaunt, daß Fräulein Siebert erklärte, sie könne nicht darauf hören, wenn sie schreibe. »Wenn Sie das wollen, werden Sie wieder selbst Ihre Sachen überlesen müssen, denn darunter muß ja die Genauigkeit des Manuskripts leiden«, äußerte sie auf seinen fragenden Blick mit der resoluten Sachlichkeit, die ihr anezogen war. Er wollte tatsächlich sagen, man müsse mehrere Dinge zugleich betreiben können in dieser Zeit, sah sie noch ein paar Sekunden an, brachte dann aber doch nur ein: »Na, schön!« heraus und ging an eins der großen Fenster und piff vor sich hin.

Das Blatt war fertig. Wenigstens für ihn. Aus dem Keller schrie ächzend das Stereotypieren herauf und mischte sich in das Konzert der nahen Schreibmaschinen. Noch eine Stunde bis zu der Konferenz, konstatierte er, als es schlug, sah seinen Kalender durch, ging leicht pausierend an den Schreibtisch, kramte oberflächlich unter Zeitungen und Manuskripten, hörte, was ein Bote über eine Veranstaltung zu bestellen hatte, ärgerte sich, wollte nicht gestört sein, schloß ab und piff sich wieder zum Fenster hin. Die Straßen waren müde vor Hitze; leichter

Staub flog Wagen und Straßenbahnen voraus. Er schlug den linken Unterarm um den Fenstergriff und lehnte den Kopf daran, hockte halb auf dem Fensterbrett, nahm mit der Rechten den Stummel aus den Lippen, ließ ihn fallen, blies den Zigarettenrauch gegen die Scheibe, und ruhte, mit einem halben Ohr auf die Schreibmaschine laufend, deren Zeilenendgeklingel ihm den Rhythmus dieser Minuten gab.

Das Wort Harmonie war plötzlich da. Wie es so geht, wenn man der nächsten Sekunde Geschehen vorausdenken versucht und sicherlich das gar nicht Erwartete Ereignis wird, hatte seine laufende Pause mit jedem Wort, nur nicht mit diesem gerechnet. Harmonie? Er machte seine Sekundenträume rückfahrend bewußt: er hatte an eine Diskussion am Vorabend gedacht, wo über Sinn und Inhalt des Wortes, Namens, Titels, Dichter gesprochen und gestritten worden war, an einen bevorstehenden politischen Vortrag, den zu halten er sich verpflichtet hatte, und an den Schneider, der seinen neuen Anzug hoffentlich bis zum Samstag liefern würde, wo er über den Sonntag nach Berlin zu reisen hoffte. Harmonie? — Harmonisch? Ein harmonisches Leben? Dennoch Harmonie? Er sah nach dem

Himmel, soweit ihm davon zu sehen blieb. Er hörte die Schreibmaschine nicht und nicht den durchgehenden Kollegen. Er sah eine kleine, schleierhafte Wolke, die sanft sich bewegte. Er fand sie schön und folgte ihr, bis sie hinter Dächern verschwand. Er sah ein Paar Einkäufe machen und fand es fein, wie sie zueinander paßten. Und er sah auf der hintern Plattform einer Elektrischen den rundlich-dicken Schuster mit der Tabakspfeife und freute sich leise lächelnd an ihm. Wo er wohl hinfährt? Und einer in Wandervogelkluft ging vorbei; hatte der einen hellen Haarschopf! ...

Er drehte sich ins Zimmer um. Fräulein Siebert raffelte mit der Conti, ein unbekannter neuer Brief lag auf dem Schreibtisch. Er verzog das Gesicht. Wußte nicht recht. Setzte sich. Schob alles fort und legte Bogen Schreibpapier zurecht. Zog den Federhalter aus der Weste, mit dem er in ruhigen Stunden Eignes schrieb. Prüfte, ob er Tinte habe. Sah sich um — ...

»Es stört mich, daß Sie schreiben, Fräulein!« sagte er und sah nervös nach der Seite. Fräulein Siebert stand auf. Sachlich und resolut, wie es ihr anezogen war. Packte und ging. Aber sie lächelte eigen. Er sah es nicht mehr. Er schrieb ...

DR. P. MARTELL / JOHANNISTAL

B Ü C H E R L I E B H A B E R E I

Zu den heißumstrittensten Büchern vergangener Jahrhunderte gehören seit jeher die sogenannten Inkunabeln oder Wiegendrucke, womit man die ersten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst bis zum Jahre 1520 gemeinhin bezeichnet. Diese Erstlingsdrucke zeigen ganz jene technische Unbeholfenheit, wie sie entstehenden Erfindungen zu eigen ist. Unter den Inkunabeln am meisten gesucht sind seit jeher die Bibeln. Man kennt aus dem 15. Jahrhundert nicht weniger als 124 verschiedene lateinische Bibeln, die heute Gegenstand eifrigsten Sammelns sind. Die Gesamtzahl der gegenwärtig noch vorhandenen Inkunabeln schätzt man auf 30000 Stück, eine Zahl, die gegenüber dem wissenschaftlichen Weltbedarf den relativ hohen Wert der Inkunabeln ohne weiteres erklärt. Als bedingungslos selten und vom höchsten Werte haben die Buchdruckerzeugnisse bis zum Jahre 1472 zu gelten; so brachte die erste von Gutenberg und Faust im Jahre 1455 gedruckte Bibel auf der Thorold-Auktion zu London im Jahre 1884 die Summe von 78000 M. Man bezeichnet dieses Werk als die sogenannte Mazarinbibel, da das erste Exemplar dieser Art in der Bibliothek des berühmten französischen Kardinals Mazarin aufgefunden wurde.

Aber auch Werke, denen nicht die welthistorische Bedeutung vom Range einer Bibel zur Seite steht, pflegen in der heutigen Zeit erstaunliche Preise zu erzielen. Besonders gesucht sind die sogenannten »Aldinen«, welche mit die

ältesten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst darstellen. Der Name leitet sich her von der berühmten venetianischen Druckerfamilie Manutius, deren Begründer Aldinus Manutius im Jahre 1494 zu Venedig die erste Druckerei eröffnete. Dieser Italiener wirkte in mehrfacher Hinsicht bahnbrechend; nicht weniger als 28 erste Ausgaben griechischer und römischer Klassiker, deren Texte in einer bis dahin nicht gekannten Sorgfalt durchgesehen waren, wurden von Aldinus Manutius auf den Büchermarkt gebracht. Alle Werke dieser venetianischen Offizin zeichnen sich durch eine eigenartige Type aus, die eine Erfindung des Aldinus war. Von Bücherliebhabern gleichfalls sehr gesucht sind die berühmten Elzevier-Ausgaben, die ihren Ursprung in Holland haben. Isaak Elzevier war der Begründer der berühmten holländischen Buchdruckerfamilie, die ihr Geschäft zur damaligen Zeit aus kleinen Anfängen zu hoher Blüte brachte. Durch die Herausgabe der sogenannten »Kleinen Republiken«, eines statistischen Werkes, erhielten die Elzeviers 1626 zu Leiden von den Generalstaaten von Holland ein Privileg als Universitätsdrucker. Die von den Elzeviers herausgegebenen Bücher im Duodez-Format waren wegen ihrer Handlichkeit außerordentlich beliebt, daneben aber auch für die damalige Zeit von einer gewissen Billigkeit, da die meist 500 Seiten starken Bände gleichmäßig nur mit einem Gulden berechnet wurden. Wir kennen mehr als 2000 Elzevierausgaben, darunter sind

die Erzeugnisse der Leidener Presse aus dem Jahre 1636 als die prächtigsten und hervorragendsten zu bezeichnen, insbesondere die Ausgaben des Livius, Tacitus, Plinius und Cäsars. Welchen Reiz gerade die Elzevier-Ausgaben heute auf den Bibliophilen ausüben, mag man aus der Tatsache entnehmen, daß eines dieser zierlichen eleganten Bücher, ein simples Kochbuch »Der Pastetenbäcker« bereits 1874 zu Paris mit 3000 Franken bezahlt wurde. Das eigenartige Büchlein befindet sich im Besitz des Herzogs von Chartres. Zwei Jahre später gelang es der Firma Morgand et Fatout zu Paris, in Italien noch ein Exemplar dieses von den Bibliomanen so sehr begehrten Buches zu entdecken, das sogar einen Liebhaber zu 10000 Franken fand. In Frankreich war es der Buchdrucker Etienne, der zu Paris um 1530 prächtige typographische Erzeugnisse auf den Markt brachte, insbesondere sind seine Bibeln heute ebenso gesucht wie selten. Einer der Etiennes geriet später in Geldnot; die damals auf dem Gipfel ihrer Macht stehenden Fuggers gewährten dem Etienne eine jährliche Unterstützung, wodurch seine berühmte Offizin vor dem Untergang gerettet wurde.

In England wurde die Buchdruckerkunst durch William Caxton eingeführt, der seinem Berufe nach mehr Kaufmann als Buchdrucker war. Wir finden ihn bald als Agenten in Brügge, bald als Gefandten Eduards IV. am Hofe des Herzogs Philipp von Burgund, mit dem er einen Handelsvertrag abschließen sollte. Dann sehen wir Caxton wieder in Köln, wo er vermutlich bei Ulrich Zell die Buchdrucker-

kunst erlernte. Mit einem vollständigen Apparat der eben sich entwickelnden Kunst des Buchdruckes kehrte Caxton nach England zurück, wo er in der geschichtlich berühmten Westminster-Abtei die erste englische Buchdruckerei eröffnete. Das erste Werk, das seine Offizin verließ, war ein Buch über: »Das Schachspiel«; allgemein kann jedoch gesagt werden, daß Caxton, welcher der erste unbestrittene englische Buchdrucker seiner Zeit war, seine Nebenbuhler auf dem Kontinent technisch in keiner Beziehung erreichte. Immerhin sind auch seine Werke heute sehr gesucht, so wurde ein Werk seiner Presse aus dem Jahre 1474, betitelt »The recuyel of the histories of Troy« mit 21000 M. bezahlt. Zu welchen bedeutamen finanziellen Opfern die Bücherliebhaberei unserer Zeit fähig ist, mag die Tatsache zeigen, daß auf einer der großen englischen Bücherauktionen zu London schon vor über zwanzig Jahren für ein im Jahre 1459 von Fuß und Schöffler gedrucktes Pfalterium die Summe von 99000 M. gezahlt wurde. Den relativ höchsten Preis, der je in Deutschland für eine Bücherantiquität bezahlt wurde, erzielten jedoch die Kolumbusbriefe, die bei Heberle in Köln aus dem Nachlaß von Konstantin Raderschatt zur Versteigerung kamen. Diese im Jahre 1493 in lateinischer Sprache gedruckte Originalausgabe der Kolumbusbriefe, die lediglich aus einem Quartbändchen mit vier Blatt Inhalt bestand, wurde für 6600 M. nach München verkauft. Es war hier also jedes Blatt mit 1650 M. oder die Zeile mit 25 M. bezahlt. Man sieht, was mittelalterliche Druckerfchwärze den Liebhabern heute wert ist.

EIN SEMINAR FÜR ZEITUNGSKUNDE

Endlich sind wir jetzt auch so weit, daß der Journalismus als Wissenschaft gewertet wird. Wir haben ein Seminar für Zeitungskunde. In Deutschland befaßte man sich mit zeitungswissenschaftlichen Studien schon seit einigen Jahren an den Universitäten München, Leipzig, Köln und Münster. In Berlin las mehrere Semester der verstorbene Geheimrat Jöhlinger über dieses Thema, aber erst vor wenigen Monaten wurde in aller Stille auch ein »Institut für Zeitungskunde« an der Berliner Universität eröffnet. In drei größeren wohlgefüllten und geschmackvollen Räumen hat es im Gebäude der Preussischen Staatsbibliothek, und zwar direkt unter dem Musikhistorischen Seminar, sein Heim. Die angehenden Journalisten, die ein spezielles Fachstudium naturgemäß noch außerdem betreiben, fühlen sich hier recht wohl, da das Institut nicht nur zu den Vorlesungen, sondern täglich sieben Stunden auch für private Arbeit geöffnet ist. Das Seminar steht unter Leitung von Professor Dr. Martin Mohr, und die Vorlesungen, die zum Teil von ihm selbst, teils von Dr. Emil Dovifas gehalten werden, sind interessant und instruktiv. Besonders wertvoll und auch beliebt sind die redaktionellen Übungen; wertvoll sind sie, weil hierbei auch große Beachtung die Geschwindigkeit findet, mit welcher der Journalist arbeiten soll und muß, beliebt sind sie erklärlicherweise, weil solche Arbeit unter der Anleitung erfahrener, sagen wir ruhig »ausgekochter« Praktiker alles andre ist als trockne Wissenschaft. So ist z. B. die Aufgabe, innerhalb einer bestimmten und meist recht knappen Frist über ein festgesetztes Thema eine kleine Plauderei zu schreiben, die beste, aber wohl auch die anregendste Konzentrationschulung, die man sich denken kann. Um individueller arbeiten zu können, hat man einen Ober- und einen Unterkursus eingerichtet. Die Arbeit des Instituts ist unmittelbar praktisch (wobei noch

Führungen ergänzen) und theoretisch. Die Vielseitigkeit des Wissens um und für die Presse verlangt eine ebenso vielseitige Arbeit, die nicht nur soziologisch, sondern auch historisch sein muß, weil ja die Zeitungswissenschaft bisher feltamerweise ungeheuer vernachlässigt worden ist. Es fehlt an allen Ecken und Enden an Quellen und Belegen, die Literatur über das Zeitungswesen ist nicht sehr umfangreich, und vieles Wertvolle, was in den Gazetten und Journalen früherer Jahrhunderte erschien, ist verlorengegangen. Mit Begeisterung wählen daher die jungen Studenten in undurchforschten Wissensbergen, und mit um so größerer Begeisterung tun sie es, als es sich hier um ein Stück Kulturgeschichte handelt, das sich noch heute überall auswirkt. Eine umfangreiche Bibliothek, Bezug aller großen deutschen Tageszeitungen und Korrespondenzen und Vorträge erster Fachleute unterstützen die Arbeit, die unter anderm in Form von Vorträgen der Institutsmitglieder ihren Niederschlag findet. Die erste große Arbeit mehrerer Mitglieder des Seminars war eine Statistik nach einem großen Zeitungskatalog. Quantitativ ist das Ergebnis niederschmetternd: 3168 deutsche Tageszeitungen sind nach den Angaben ihrer Verleger in 80 (achtzig!) Variationen politisch und unpolitisch orientiert. Das einige Deutschland!

NEUE BÜCHER

Im Verlag J. H. W. Dietz, Berlin SW 68, Lindenstraße 3, sind erschienen: Der Wünschebold. Märchen von Hilde Krüger. Mit Zeichnungen von Max Graeber. — Der Leidensweg des Reichschulgesetzes. Von Heinrich Schulz. Der Verfasser schildert die kulturpolitische Entwicklung vom Weimarer Schulkompromiß bis zum Schielefchen Reichschulgesetzentwurf und untersucht die Möglichkeiten und Forderungen für die nächste Zukunft.



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFLEITUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 4

APRIL 1926

DR. P. MARTELL / BERLIN-JOHANNISTAL

ZUR GESCHICHTE DES SCHRIFTWESENS

In der Kulturgeschichte der Menschheit nimmt das Schriftwesen wohl die hervorragendste Stellung ein, bedingt als Träger des geistigen Fortschritts, der uns in einem Jahrtausendelangen Lauf zur Höhe geführt hat. Wie schwerfällig war doch das Schriftwesen des Altertums! Es bediente sich in weitem Umfange der Wachstafeln.

Das waren Holztafeln mit einem Überguß von Wachs, in den man die Wörter mit einem geeigneten Instrument einritzte.

Das Britische Museum zu London besitzt zwei ganz roh gearbeitete Holztafeln, deren eine Seite einen sehr dünnen Überzug farblosen Wachses aufweist. Der Text stellt einige Verse dar, und man nimmt an, daß es sich um das Konzeptbuch eines Dichters handelt, das man ihm ins Grab gegeben hat. Im Jahre 1876 gelang es bei den Ausgrabungen des verschütteten Pompeji, das Archiv eines Caecilius Jucundus aufzudecken, der öffentlicher Auktionator war, und von dem sich hier mehr als hundert Urkunden vorfanden. Es handelt sich fast ausschließlich um lateinisch beschriebene Wachstafeln. Noch weit ins Mittelalter hinein bediente man sich der Wachstafeln; ihre Verbreitung scheint allgemein gewesen zu sein; nicht nur in ägyptischen Gräbern hat man Wachstafeln gefunden, auch in Lübeck, Irland und in den Goldbergwerken Siebenbürgens traf man sie an. Vielfach findet man Wachstafeln, die ihrem Charakter nach als Notizbücher dienten. Diese Tafeln haben oft eine Verzierung in der Form von elfenbeinerem Schnitzwerk; man trug diese »Notizbücher« in ledernen Kapfeln am Gürtel. Im 14. und 15. Jahrhundert wurden die Wachstafeln viel zu Rechnungen oder Zinsregistern verwendet; manches städtische Archiv unserer altdeutschen Städte legt hiervon Zeugnis ab. Noch größere Bedeutung hatten diese Tafeln als Schultafeln, die in

dieser Form im 15. Jahrhundert noch viel benutzt wurden. So macht eine Schulvorschrift der Stadt Nürnberg vom Jahre 1485 den Knaben zur Vorschrift, daß sie sowohl morgens wie nachmittags stets eine frische Wachstafel zur Schule mitbringen. In England war es in früheren Jahrhunderten lange Zeit üblich, Rechnungen erst auf Wachstafeln zu schreiben und von hier aus auf Pergament zu übertragen. Eine etwas beschwerliche und umständliche Buchführung. Kulturgeschichtlich berühmt sind die Rechnungen der französischen Könige Ludwig IX. und Philipp III. und IV. Diese mittelalterlichen Wachstafeln, vorzüglich erhalten, befinden sich in Paris, Genf und Florenz. Mit am längsten hat sich der Brauch der Wachstafeln bei einigen Salzwerken erhalten, die sich seit jeher als die nachhaltigsten Verteidiger alter Sitten und Gebräuche erwiesen haben. Hier sind es die bekannten Halloren, die Salzfieder von Halle an der Saale, welche die sogenannte Lehntafel (es war dies das Grundbuch für den Anteil des einzelnen an den Salzquellen) aus Wachs herstellten. Diese Tafeln wurden dreifach angefertigt und unter Verschluss gehalten, um Fälschungen zu vermeiden. Es sind uns eine ganze Reihe solcher Halloren-Wachstafeln erhalten. Der Gebrauch von Wachstafeln hat unter den Halloren bis zum Jahre 1783 bestanden, dann wurde er durch königliche Verordnung aufgehoben; die gleiche Sitte bestand auf dem Salzwerk zu Schwäbisch Hall bis zum Jahre 1812, bis auch hier der Staat durch Übernahme der Werke dieser Sitte ein Ende machte. Das letzte bekannt gewordene Beispiel des Gebrauchs von Wachstafeln gehört dem Jahre 1860 an, wo sie auf dem Fischmarkt zu Rouen üblich waren. Die übriggebliebenen Fische pflegte man stets am Schluß zu versteigern und dann das Ergebnis auf solche Wachstafeln einzutragen. Eine große kulturgeschichtliche Bedeutung im

Schriftwefen kommt der Holztafel zu, die ja, wie wir gefehen haben, fchon zu der Wachstafel in einer gewiffen technifchen Beziehung ftand. So find uns Bücher aus dünnen Tafeln von Lindenholz überliefert, mit Tinte befchrieben. Aus dem Reiche Pharaos wiffen wir, daß jede ägyptifche Mumie ihr Täfelchen, auf dem der Name ftand, mit ins Grab erhielt. Aus Ägypten befitzen wir mehrere größere Tafeln aus hartem Holz, forgfam geglättet, 12 Zoll lang, 6 Zoll breit und $\frac{1}{4}$ Zoll dick, die zwei Trimeter mit Feder und Tinte, erft vorgeschrieben und dann mehrmals nachgeschrieben, enthält. In Leiden zu Holland befindet fich eine andre ägyptifche Holztafel, auf der ein griechifches Alphabet niedergeschrieben wurde. Es find uns auch Holztäfelchen aus dem alten Rom überliefert worden mit Angaben darüber, daß die Regierung Geld geliehen hat, fowie über die Verpflichtung zur Rückzahlung. Sehr intereffant ift auch das Bruchstück einer Wachstafel, die man in einem Grabe der Thebais fand. Die Tafel zeigt kein Wachs mehr, dagegen find die Spuren eingeritzter Buchstaben noch erkennbar, im 4. Jahrhundert hat man dann mit Tinte darübergeschrieben. Aus Siebenbürgen ift uns ferner ein kleines Oktavbüchlein mit fünf oder fechs fehr dünnen Blättchen aus Lindenholz bekannt geworden, das man im Jahre 1824 aus einer verlassenen Goldgrube zu Vörlspatak zutage förderte. Leider hat man das wertvolle Büchlein »einem reisenden vaterländifchen Forfcher« zur Entzifferung mitgegeben; feitdem ift es spurlos verfchollen.

Ob Holztafeln bei den Römern für den Schulgebrauch üblich waren, läßt fich nicht mit Sicherheit nachweifen. Vom Mittelalter wiffen wir dies dagegen mit Bestimmtheit. Bekannt ift die gefchichtliche Epifode des Afchaffenburger Kantors Gozmar im 10. Jahrhundert, der einem Schüler die Holztafel im Jähzorn entriß und den Knaben damit erschlug. Diefel Holztafeln hatten oftmals einen Stiel zum Halten. In Schäßburg in Siebenbürgen waren noch vor etwa 30 Jahren derartige Holztafeln für Schreibübungen allgemein gebräuchlich, erfichtlich mittelalterlichen Ursprungs. Das Schreiben erfolgte vielmals mit Farben, die fich leicht abwifchen oder abwaschen ließen. Noch heute ift es in Arabien üblich, daß fich die Schulkinder weißer glasierter Tafeln bedienen, von denen die Tinte leicht abwaschbar ift. Aus einer Tegernfeer Handschrift um 1500 wird uns berichtet, daß man auf Pergament eine Schicht von Bleiweiß auftrug, wodurch es möglich wurde, darauf mit Blei, Zinn, Kupfer

oder Silber zu fchreiben; auch Tinte ließ fich, wie die ebengenannten Schreibstoffe, leicht abwifchen. Derartige weiße Schreibtafeln hatten um das Jahr 1501 einen Preis von 8 Kreuzern. Holztafeln wurden auch vereinzelt für gerichtliche Zwecke verwendet; fo fchrieben die böhmifch-mährifchen Zaudengerichte ihre Befchlüsse auf derartige Holztafeln. Bekannt ift, daß die Statuten der Hanfa auf Holztafeln niedergeschrieben wurden. Sehr beliebt war es im Mittelalter, Kalender auf Holztäfelchen wiederzugeben.

Noch größere Bedeutung im Mittelalter hatte jedoch die Holztafel als ftoffliche Grundlage für Zeichnungen. So ift die Berliner Staatsbibliothek im Befitz von 12 Buchsbaumtäfelchen, die fehr forgfältig ausgeführte Bleiftift-Zeichnungen eines niederrheinifchen Künstlers aus dem 15. Jahrhundert zeigen. Ein kulturgefchichtliches Seitenstück befitzt die berühmte öfterreichifche Ambraffer-Sammlung. Hier find es 14 hölzerne Täfelchen zum Zusammenlegen in einem Lederfutteral. Die Täfelchen weifen Federzeichnungen eines niederländifchen oder rheinifchen Künstlers aus dem 15. Jahrhundert auf.

Die Verwendung von Stein und Metall als Schreibgrundstoff ift verhältnismäßig felten und im großen und ganzen auf das Altertum befchränkt, wenn auch einzelne Fälle aus dem Mittelalter bekannt geworden find. Die fchwierige Behandlung von Stein und Metall begrenzte von vornherein die Anwendung. Kulturgefchichtlich ungemein intereffant find die alten Bürgerfchaftsbriefe römifcher Veteranen, die man richtiger als Militärdiplome zu bezeichnen hat. Diefel alten römifchen Militärdiplome beftanden aus je zwei befchriebenen Bronzetafeln, die auf der einen Längsfeite durch Ringe verbunden waren. Die Texte der Tafeln waren Abfchriften des Originals, das am Tempel des Augustus zu Rom angebracht war. Der authentifche Text befand fich auf den inneren Seiten, auf den äußern nochmals nebst den Namen der fieben Zeugen. Die Tafeln waren durch die Siegel der Zeugen zufammengesiegelt. Die Schrift diefer Diplome pflegte eine fauber ausgeführte Kapitälſchrift zu fein. In zahlreichen Fällen hat man bei Schriftstücken aus Metall oder Stein anzunehmen, daß es fich um eine Art Abfchriften handelt, wohl um eine zeitlich größere Dauer der Urkunde zu erreichen. Bekannt find die Erztafeln, auf denen Kaifer Heinrich V. die den Bürgern von Speier gegebenen Freiheiten einzeichnen ließ. Ähnlich find die Eingravierungen in die ehernen Türen der Liebfrauen-

kirche zu Mainz, darstellend die im Jahre 1134 den Mainzer Bürgern von dem Erzbischof Adalbert gewährten Privilegien. Auch der Stein fand oftmals für Schriftstücke Anwendung. So ließ z. B. der König Balduin von Jerusalem im Jahre 1105 die den Genuesern gewährten Rechte auf einer Steinplatte mit Goldbuchstaben eingravieren und diese Platte am heiligen Grabe zur Schau stellen. Auch Kaiser Heinrich VI. ließ die den Bürgern von Messina verliehenen Privilegien auf einer Marmortafel einmeißeln. Die Bürger von Montélimart ließen ihren Freibrief im Jahre 1198 in eine Steintafel einhauen und dann an der Stadtmauer befestigen. Erklärlich ist es, daß Metalle von größerer Weichheit (wie das Blei) im Schriftwesen größere Bedeutung erlangten als z. B. die Bronze, die ihrer Härte wegen in der Behandlung schon eine sehr kunstgeübte Hand erforderte. So war im Altertum der Gebrauch von Bleitafeln ziemlich ausgelehnt. Pausanias wurden am Helikon die Werke Hesiods auf Blei geschrieben gezeigt. Zu Dodona hat man eine große Anzahl von Bleitafeln gefunden, die alle mit Anfragen an das Orakel bedeckt waren. Auf einzelnen Tafeln fand man auf der Rückseite die Antwort verzeichnet, die kurz den Namen des Gottes nannte, an den sich der Fragende wegen seiner Gesundheit wenden sollte. Bleitafeln wurden auch wegen ihrer Dauerhaftigkeit mit Vorliebe zu Inschriften benutzt, die man in Gräber legte. In einem Grabe in Dalmatien hat man eine Bleitafel gefunden, die einen Zauberspruch gegen böse Geister enthält. Die sehr charakteristische Schrift ist eine dem 6. Jahrhundert angehörende Kursive. Ein andres zu Constantine aufgedecktes Grab förderte eine Bleitafel zutage, deren Text magische Verwünschungen enthielt. Eine in England bei Bury St. Edmunds gefundene Bleitafel zeigt am Rande zwei Löcher, eines hiervon enthielt noch einen Ring, so daß der Schluß gerechtfertigt erscheint, daß es sich hier um eine Bleitafel handelt, die einst einem Buche angehörte. Die wertvolle Tafel zeigt einige Runen und dann in angelsächsischer Schrift den Anfang von Älfrics Vorrede zu seiner Sammlung von Homilien. Die oftmals in Gräbern berühmter Personen oder Heiligen anzutreffenden Bleitafeln sind hinsichtlich ihres Alters mit großer Vorsicht zu betrachten. In der Mehrzahl der Fälle wird es sich ergeben, daß diese Bleitafeln nachträglich und in einer wesentlich späteren Zeit hineingelegt wurden. Als geschichtlich unantastbare Dokumente dürfen jedoch die 1643 gefundene Bleitafel im

Grabe des 1036 verstorbenen Erzbischofs Pilgrim von Köln, sowie die Bleitafel des im Jahre 1048 verstorbenen Abtes Poppo von Stablo gelten. Als man im Jahre 1420 das große Steingrab im Bremer Dom abbrach, fand man die Gräber von sechs Erzbischöfen, der Zeit von 839 bis 1043 angehörend. Auf einer Bleitafel war Name und Todestag eingegraben. Wie in Gräbern, so fand man auch in Altären derartige Bleitafeln, z. B. im Altar der Domkirche zu Braunschweig, bedeckt mit Nachrichten über die Weihe des Jahres 1188. Fälschungen auf dem Gebiet dieser alten Urkunden des frühesten Schriftwesens sind keine Seltenheit. Nicht immer standen solche Fälschungen im materiellen Interesse des Fälschers. Aus der Geschichte sind uns Fälle überliefert, wo Mönche in das Grab irgendeiner Persönlichkeit Bleitafeln mit Namen berühmter Personen legten, um so dem Kloster den fehlenden Ruhm berühmter Gottesleute zu verschaffen. Als solche Fälschungen, der neueren Zeit angehörend, erkannte man zum Beispiel die in Trier gefundenen Bleitafeln, die angeblich Märtyrern der thebäischen Legion aus dem Jahre 1072 zugeschrieben wurden. In der grauen Vorzeit spielte im Schriftwesen auch der Backstein eine nicht unbedeutende Rolle. Besonders gilt dies von den Babyloniern und Assyriern.

Sehr interessant und lehrreich in dieser Hinsicht sind die im Besitz der Archäologischen Gesellschaft zu Athen befindlichen Ziegelbruchstücke für Schulen zur Übung im Buchstabieren. Backsteine mit Alphabeten sind keine Seltenheit, auch bei den alten Römern war diese Methode sehr beliebt. Das Alphabet wurde in den noch weichen Ton eingelassen, erst dann erfolgte das Brennen des Steines. In alten etruskischen Gräbern hat man Tafeln von gebranntem, schwärzlichem Ton gefunden, auf den man mit dicken Stiften von Mergel schrieb, der einen weißen Strich ergab. Daß man auch die Wände durch Einritzungen zu Schriftzwecken benutzte, sei noch zum Schluß erwähnt. In dem wiedererstandenen und ausgegrabenen Pompeji und in alten römischen Katakomben hatten die Forscher hinreichend Gelegenheit, sich hiervon zu überzeugen. So bietet gerade das Schriftwesen in seiner technischen Entwicklung einen Maßstab für die gewaltigen Fortschritte, welche die Kultur seit einigen Jahrtausenden zurückgelegt hat. Zwischen Steintafel und modernem Papierbogen spiegelt sich die Geschichte der Technik wider, wie sie nach Jahrtausenden auf ihre heutige, bewundernswerte Höhe geführt wurde.

D I E S E E L E N D E R V Ö L K E R

EINE KLEINE MORALISCHE VORLESUNG

Der Europäer, der im D-Zug reist, im »Grand-Hotel« wohnt und von da aus, umgeben von allem »Komfort« der Neuzeit, sogar seine zu Hause gebliebenen Bekannten drahtlich sprechen kann, dünkt sich hoch erhaben über die armeneligen »Wilden«, die, wie die Weddas auf Ceylon, kein Haus ihr eigen nennen, oder wie die schwarzen Naturvölker Südwestafrikas, in der Kalahariwüste kümmerlich haufen, in den südamerikanischen Pampas (Grassteppen) umherirren oder unter dem ewigen Eise (Grönland) wohnen. Seumes Dichterwort: »Seht, wir Wilde sind doch bessere Menschen«, wird als Kindlichkeit der Biedermeierzeit belächelt; und doch ist der Weltstädter, der sich auf diesen Standpunkt stellt, in einem Irrtum befangen.

Gewiß, die *äußere* Bildung ist bei uns bedeutend höher; doch auch hier muß der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts schon ein Fragezeichen machen; denn Fernsprecher und Rundfunk, Eisenbahn und Auto haben bald die ganze Erde erobert. Und haben nicht auch die »Wilden« ganz eigentümliche, unnachahmbare Erfindungen gemacht? So haben die recht niedrig stehenden Buschmänner die besten Pfeilgifte Afrikas — ein Ritz genügt, den Tod herbeizuführen — und verstehen, Saugbrunnen in der trockensten Wüste anzulegen, durch die sie das Grundwasser als Trinkwasser nutzbar machen. Die unkultivierten Australier erfanden den Bumerang, jene eigenartige Wurfmaschine, die zum Werfer zurückkehrt, wenn das Ziel nicht getroffen wurde. Die Eskimokultur, welche die ewige Kälte besiegt, nötigt uns die größte Bewunderung ab. Die amerikanischen Indianer erfanden die Hänchematte (auch das Wort stammt daher: eigentlich Hankmat) sowie die Zigarren- und Schokoladenbereitung. Unfreie Erfindungen und kulturellen Errungenschaften sind zum Teil doch noch recht jung. Um ein Beispiel zu nennen: Im 17. Jahrhundert kannte man die Gabel noch nicht.

Aber das sind Äußerlichkeiten. Wie steht es mit der seelischen Kultur? Hellwald sagt darüber: »Im Reiche der sogenannten Humanität, der Vernunft oder der Sittlichkeit ist seit Jahrtausenden kein Fortschritt gewesen. Seit mehr denn zweitausend Jahren, da Geschichte geschrieben wird,

hat sich die menschliche Seele nicht wesentlich verändert. Die Arbeit der Zeit ging stets nur auf die Vervollkommnung des Komforts los.«

Die äußere Zivilisation hat wenig zu tun mit der seelischen Kultur. Dann haben also Deutsche und Indianer, Franzosen und Eskimos, Engländer und Neger dieselbe Seele? Die Volkskunde beantwortet diese Frage mit ja. Die wirkliche Kultur, das Streben nach »Edelmenschentum«, ist bei allen Völkern zu finden: Die seelische Kultur ist dem sich seiner Würde bewußten Menschen als solchem zu eigen.

Im allgemeinen: »Wenn wir den Neger in seinem sittlichen Werte beurteilen, denken wir nur zu gern und oft uns, die kaukasische Rasse, mit allen erdenklichen Tugenden und Vollkommenheiten ausgestattet. Das Bibelwort vom Splitter und Balken besteht auch hier zu Richtigkeit.« (Hutter.) Von den Weddas berichtet Rütlimeyer: »So niedrig das geistige Niveau der Weddas ist, so hoch steht das sittliche: Wahrheitsliebe, Zufriedenheit, strengste Einehe, Unkenntnis von Diebstahl und Raub.« Sogar das Gefühl für Schönheit und guten Geschmack ist sehr fein entwickelt: »Die mittelbrasilischen Indianer lassen sich nicht sehen, wenn sie essen; ißt ein Fremder in ihrer Gegenwart, bedecken sie die Köpfe und wenden sich ab.« (V. d. Steinen.) Von den Samoanern sagt Kramer: »Sie baden täglich; wer es unterläßt, wird pua'aelo (stinkendes Schwein) genannt. Nach dem Essen waschen sie sich stets die Hände und spülen den Mund. Neben peinlichster Körperpflege wird auch Haus und Hof in tadellos fauberem Zustand gehalten.« Appün bemerkte bei seinen Reisen in Brasilien, daß die Wapifchaná, wenn sie unterwegs waren, stets auf das sorgfältigste Toilette machten, ehe sie einkehrten. Der Forscher Finckh, nach dem ein Hafen in Neuguinea genannt ist, spricht den Papuas bei der Bearbeitung ihrer Kunstwerke ideale geistige Interessen zu. Und der berühmte Arzt Virchow begeisterte sich an der »natürlichen Grazie und der Unbefangenheit des wahrhaft damenhaften Benehmens der Samoanerinnen«. Nachstehend mögen einige besonders schöne Eigenschaften der »Wilden« das Gefagte erläutern. Takt: »Um die Weißen in ihrer Sonntagsfeier nicht zu stören, standen die heidnischen Maoris (Neuseeland) vor Tage auf, um zu arbeiten,

hörten aber, obwohl sie von einem herannahenden Kriegszug bedrängt wurden, in ihrer Beschäftigung während der Kirche auf.« (Waitz.) Ehrgefühl: »Man kann nicht nachdrücklich genug darauf hinweisen, daß es den sogenannten Wilden, der nur brummt, frißt und totschlägt und keinerlei höhere Vorstellungen hat, schon seit mindestens 100000 Jahren auf unferm Planeten nicht mehr gibt. Der Wilde verklärt sich zu einem Wesen, das den zivilisierten Völkern ebenbürtig ist. Dem Papua in Deutsch-Guinea ist das Gefühl für Anstand angeboren, z. B.: Der Käufer will nobel sein und bezahlt gut; der Verkäufer nimmt seine Ware zurück, falls sie sich als unbrauchbar oder fehlerhaft erweist. Selbstmord aus gekränktem Ehrgefühl ist nicht selten. Hat sich ein Gatte infolge eines Ehezwistes selbst getötet, folgt der andre Teil ehrenhalber nach. Ein Mann schlägt seine Frau; sie geht hin und hängt sich auf; er tut darauf das gleiche. Von Elternliebe und herzlicher Zuneigung zwischen Geschwistern lassen sich zahllose Beispiele anführen. Ein schöner Zug ist auch die grenzenlose Gastfreundschaft.« (Neuhauß.) Von einer großen Liebenswürdigkeit gegen Gäste berichtet auch von Hammer: »Der Gast wurde von Beduinen (Wüstenarabern) freudig empfangen, jeder half ihm... Seinetwegen wurde täglich ein Kamel geschlachtet. Als er bereits (!) nach drei Tagen wieder fort will, hilft ihm niemand. Er bezeigt seine Verwunderung darüber; da antwortet ihm eins der Mädchen mit der Stegreifdichtung:

»Ehre ist es für uns, den kommenden Gast zu bedienen; Schande hingegen ist's, ihm zu erleichtern die Flucht.«
(»Flucht« hier im Sinne von »Abschied« gebraucht).

Geradezu märchenhaft anmutende Berichte gibt Hensheim in seinen »Südfsee-Erinnerungen«. Danach beruhen auch die Schilderungen Laurid Bruuns in seinen Südfseeromanen auf reiner Wahrheit. So gibt es in der Südfsee in jedem Dorf ein »Gesellschaftshaus« (das Fala tele der Samoaner), das zur unentgeltlichen gastlichen Aufnahme Fremder dient.

Freundschaft: Leo Reinisch übermittelte uns folgende Erzählung von den Nuba (Sahara): Es waren zwei Ehemänner. Der eine sagte einst zu dem andern: »Deine Frau ist schön.« Jener erwiderte: »Ich gebe dir hier meinen Anzug (zur Verkleidung) und mein Schwert, geh hin und schlaf bei ihr.« Nachdem er ihm die Sachen ausgehändigt hatte, ging dieser hin und schlief mit der Frau, legte aber zwischen sie und sich das Schwert und berührte sie nicht. Frühmorgens erhob er sich vom Lager, ging zum Gatten

der Frau und stellte ihm feine Kleider und sein Schwert zurück. Dieser ging nun heim und redete mit seiner Frau. Sie aber sagte: »Weshalb hast du heute nacht das Schwert zwischen uns gelegt?« Der Gatte verstand das sofort und sprach bei sich: »Dieser Mann ist edel.« Die Sitte, das Schwert zwischen sich und die Frau seines Freundes zu legen, kam bei den alten Germanen vor. Diesen edlen Anstand finden wir also bei den Söhnen der Wüste wieder.

Ehrlichkeit: »Wer bei den Mentawei-Infulanern dreimal gestohlen hat, wird aus dem Stamm gestoßen.« (Alfred Waaß.) »Auf den Märkten am unteren Kongo ist alle Betrügerei unbekannt; eine Mutter schickt ihr Kind von sechs Jahren hin und weiß gewiß, daß man es nicht hintergehen wird. Man braucht die Sprache nicht zu verstehen und läuft doch keine Gefahr, in Ansehung der Güte oder Menge hintergangen zu werden.« (Proyart.)

Selbstbeherrschung: »Die Negerklaven vergießen Ströme von Tränen über Widerwärtigkeiten, schlechte Behandlung usw. Aber kein Laut entflücht ihnen bei körperlichen Schmerzen (Krankheiten, Operationen), trotzdem die Lippen erblaffen und der Schweiß am Körper herabrinnt.« (Karl Vogt.)

Stellung der Frau und Mutter: »Bei den Tuareg (Nordafrika) genießt die Frau größeres Ansehen als bei den Kulturvölkern.« (Goldstein.) »Bei den Wahdinegern (Zentralafrika) werden die Frauen von den Männern mit Achtung und Höflichkeit behandelt, der beste Platz wird ihnen überlassen, und es werden ihnen Aufmerksamkeiten erwiesen. Jede Kränkung einer Frau wird gerächt und ist häufig der Grund eines Krieges.« (Felkin.) »Wenn in Radschaputana (Indien) eine Dame von Gefahr bedroht ist, so wählt sie sich unter den Tapferen ihrer Bekanntschaft einen Kämpfer, indem sie ihm ein Armband (Rakhi) überschickt, wodurch er ihr Rakhibundhani (der armreifengebundene Bruder) wird und die Pflicht hat, sich ihrem Dienste zu weihen«, berichtet Bastian, der Begründer des Berliner Museums für Völkerkunde, für das er bekanntlich so ungeheuer viel gesammelt hat, daß kein Raum für all die schönen und interessanten Dinge ist. In Samoa werden Schwangere stets begleitet; dergleichen in Niederländisch-Indien. Ein Suahelisprichwort sagt: »Eines Mannes Mutter ist sein anderer Gott.« Die Herero schwören bei den Tränen ihrer Mutter; die Mütter tragen »als Abzeichen ihrer Mutterchaft ein Diadem aus Eisenperlen um die Stirn.« (Weule.)

Erziehung: Das größte Lob in bezug auf die Erziehung ihrer Kinder spendet den Indianerfrauen von Bolivia und Argentinien Nordenfjöld, den Basutomüttern (Afrika) Merenkky. Von den Indianern in Guyana (Südamerika) berichtet Theodor Koch (Grünberg), der große Forscher, der bei seiner letzten Reise leider krank wurde und im brasilianischen Urwald starb: »Diese Kinder sind auch nach unsern Begriffen wohl-erzogen.« Traurig ist sein Zusatz: »Sie sind wohl-erzogen, solange sie mit unsrer sogenannten Zivilisation keine Berührung haben. Geraten sie unter den Einfluß oder gar die Dienstbarkeit der Weißen, dann werden diese harmlos fröhlichen und dabei taktvollen Kinder leider finster und verschlossen oder zudringlich und frech. Der natürliche Schmelz ist dahin.«

Ritterlichkeit: »Als die Spanier unter Cortez die Tlaskalteken (in Mexiko) bekriegten, sahen jene, daß es den Fremdlingen an Lebensmitteln ge- breche. Sie schickten ihnen daher einen bedeu- tenden Vorrat von Mais zu.« (J. G. Müller.) »Das Benehmen der kämpfenden Parteien ist auf Sa- moa durchaus ritterlich. Man schlägt sich nur nach vorausgegangener Anfrage und kämpft weder nachts noch Sonntags. Die Frauen ver- kehren zwischen den Parteien ungehindert und bringen aus dem Lager, in dem sich ein Über- fluß an Patronen befindet, solche in dasjenige, in dem Mangel daran herrscht.« (Ehlers.) Ja, als die Deutschen und Engländer Samoa beschossen, hinterher aber Schiffbruch erlitten, da erfüllten die Eingeborenen das schwerste christliche Ge- bot der Feindesliebe: »Die Samoaner legten die Waffen beiseite und begannen ein todesmutiges Rettungswerk. Diese einfachen Naturmenschen gaben den streitenden landgierigen Weißen ein beschämendes Beispiel ihres Edelmutes. Sie frag- ten nicht nach Freund und Feind; hier handelte es sich darum, Menschenleben, die in Gefahr

waren, zu retten. Mutig warfen sie sich in die tobende See und versuchten zu den gestran- deten Schiffen zu schwimmen und vermittelst Tauen eine Verbindung zwischen den Schiffen und dem Strande herzustellen. Erst nach man- chem vergeblichen Versuche gelang den helden- mütigen ‚Wilden‘ ihr aufopferndes Rettungs- werk. Aber manch einer verlor sein Leben in den schäumenden Wellen oder lag mit zer- schmetterten Gliedern am Strande, im brechen- den Auge noch ein Aufleuchten, das Gelingen des Rettungswerks begrüßend.« (Deeken.)

Man sieht: Das oberflächliche Urteil über die Nichteuropäer, das man in manchen Kreisen hören kann, ist verfehlt; wir hätten alle Ursache, in uns zu gehen. Nicht mehr zeitgemäß freilich wäre es, dies auf Rousseaufche Weise zu ver- suchen; die völlige »Rückkehr zur Natur« ist für uns ein Unding. Aber es gilt, die moderne Kul- tur mit seelischen Kräften zu erfüllen, und über dem äußeren Fortschritt nicht die Bildung des Herzens zu vergessen. Denn »nicht fort sollen wir uns pflanzen, sondern hinauf«. (Nietzsche.) Und in diesem »strebenden Bemühen« sind sich die Seelen aller Zonen einig; zwischen wahrhaft guten Menschen herrscht auf der ganzen Erde Harmonie. Ja, zuweilen ist eine geradezu wun- derbare Übereinstimmung festzustellen. Diese tritt auch verblüffend bei den Moralregeln der heidnischen Samoajeden in Sibirien zutage; mit ihnen schließe ich, ohne behaupten zu wollen, daß die letzte der Regeln auch unter uns »Kul- tivierten« gilt:

Ehre deinen Vater und deine Mutter!
Ehre und achte ältere Leute!
Klage keinen Menschen ohne Grund an
und spotte nie über einen andern!
Du sollst nicht morden und stehlen!
Liebe deine Frau und
trage nicht Verlangen nach einer fremden!

Sei nicht stolz! / Betrinke dich nicht! / Rede keinen Unfinn!

WILHELM PLOG / HAMBURG

I M Z W I E L I C H T

Im Zwiellicht lag das mächtige Treppenhaus der Arbeitsbörse. Vier dicke, steinerne Säulen, vom Erdgeschoß bis an das hohe Dach, begrenzten den Lichtschacht. Auf jedem Stockwerk zogen sich eiserne Gitter um diese Säulen. Hinter den Gittern, wie Stollen eines Bergwerks anzusehen, lagen lange Gänge, auf denen sich Tür an Tür reihte. Alle Türen waren dunkelgestrichen,

mit kleinen und dicken Scheiben, durch die ein matter Schein von Tageslicht hereinfiel. Breite, steinerne Treppen rechts und links führten in die Höhe. Auf jeder Treppe brannte eine Lampe, in deren Schein man Anfang und Ende der Treppe kaum erkennen konnte.

Es flutete unaufhörlich über diese Treppen auf und ab. Arbeiter stiegen schwer hinauf, Greise

zogen sich mühsam am Geländer hoch, junge Burfchen schwangen sich flink an ihnen vorbei. Es stieg hinauf und kam herunter in einem fort. Überall in den Gängen, auf Treppenabfätzen und an den Eifengittern standen und hockten Arbeitfuchende, einzeln und in Gruppen.

Stimmengewirr durchfchwirrte das Treppenhaus, gedämpft und hohl, und mifchte sich mit dem Scharren der Füße zu einem eigentümlich braufenden Geräufch. Die Luft war trocken; fie benahm den Atem.

Unten im Erdgefchoß auf einer flachen, plumphen Bank ohne Rücklehne faß jemand und verzehrte fein Frühstücksbrot: ein kleines Männchen in abgetragendem fchwarzem Rock, mit einer großen grauen Mütze auf dem Kopf und klotzigen Holzfchuhen an den Füßen. Es faß ganz krumm und hatte das linke Bein über das rechte gefchlagen. Sein fchmales, bartlofes Geficht, blatternnarbig, mit kleinen entzündeten Augen, verfchwand vollftändig unter der hohen Mütze. Wohl an die fechzig Jahre mochte der Alte zählen. Ein großes Meffer hielt er in der Rechten und in der Linken eine abgefchälte Zwiebel. Auf feinem Knie, in einem Zeitungsblatt, lag ein Stück Schwarzbrod. Es war zerbröckelt von dem Tragen in der Tafche, leicht angetrocknet und riffig. Der Alte fchnitt von feiner Zwiebel eine Scheibe ab, legte fie auf die Kante des Brodes, fchnitt die Kante weg und fchob fie in den Mund. Sofort begann er haftig zu kauen, als fei er fehr hungrig und habe Eile. Er fah nicht auf dabei; nur ab und zu, mit vollem Munde, murmelte er einige unverftändliche Worte. Scheibe auf Scheibe fchnitt er von der Zwiebel und aß jede mit einem Stück Brod. Die Muskeln an feinem magern Hals ftrammten fich.

Ganz nahe dem Ausgang faß er. Fortwährend öffnete und fchloß fich die Tür, Menschen kamen und gingen. Der Alte fah keinen einzigen an, er hob den Kopf nicht; fein Blick war unverwandt auf Zwiebel und Brod gerichtet. Er fah auch nicht auf, als einer eintrat, der nicht wie alle andern die Treppe hochftieg, fondern fich gemächlich umfah und an ihm vorbei das Quadrat des Lichtfchachtes abfchritt, worauf er dem Alten gegenüber ftehen blieb und ihm beim Effen zufah.

Der Fremde fchien beluftigt zu fein von diefem Anblick. Er war ein junger Mann mit einem gefunden bräunlichen Geficht, über das fich ein heiteres Lächeln breitete. Er trug einen tadellos fitzenden goldgelben Mantel, Strohhut und fehr blanke Schuhe. Man fah es ihm an, daß er

nicht hierher gehöre wie die andern, die ärmllicher gekleidet waren und nicht fo forglosheiter lächelten. Wie Sonne ging's von feinen Augen aus. Seine Stimme klang voll und ficher, als er jetzt auf den effenden Alten zutrat und höflich fragte: »Verzeihen Sie, was find das alles für Leute, die hier kommen und gehen?«

Der Alte fchielte unter feiner Mütze hervor aus feinen rotgeränderten Augen den Fremden feindlich an. Nachdem er einen Biffen zum Munde geführt hatte, antwortete er mürrifch: »Lumpen find's — alles Lumpen.« Dann kaute er weiter.

»Lumpen?« fragte der Fremde; »warum find es denn Lumpen?«

»Weiß ich's? — Weil fie kein Geld haben.«

»Aber wozu kommen denn die Leute her? Holen fie irgendetwas?«

»Holen?« Der Alte fchnitt einen großen Kanten Brod ab und ftopfte ihn wütend in den Mund. »Hier ift nichts zu holen. Gehn alle fo wieder weg, wie fie herkommen.«

»Und warum kommen fie denn überhaupt? Irgendetwas müffen fie doch wollen.«

»Arbeit wollen fie — Geld — Brod.« Und als fei für ihn das Gefpräch erledigt, drehte fich der Alte auf feiner Bank zur Seite.

Der junge Mann im gelben Mantel fah beluftigt auf ihn nieder. Er holte ohne Haft eine filberne Dofe aus der Bruftafche und zündete fich eine Zigarette an.

Der Alte fchielte zur Seite, rückte ein paarmal nervös hin und her und zog endlich eine Flasche hervor. Er trank den Reft in einem Zuge aus und fteckte die Flasche weg.

»So — fertig!« knurrte er zu fich feibft. Dann fuchte er in mehreren Tafchen herum, kramte Papiere heraus, die alt und fchmutzig waren. Auch eine trockne Zwiebel kam zum Vorfchein. Mehr fand er nicht, obwohl er länger fuchte. Was er gefunden hatte, drehte er in feinen Händen. Bald hatte er die Zwiebel rechts und die Papiere links, bald umgekehrt. Dann fah er's an. Und plötzlich wandte er fich an den Fremden. Herausfordernd fah er ihn mit feinem kleinen giftigen Blick an und fprach: »Was wollen Sie hier eigentlich? Neugierig, was? Sie wollen was hören, he? Was fehen?«

»Allerdings,« entgegnete der junge Mann, »ich ging gerade vorbei und fah die vielen Menschen. Es intereffierte mich, zu fehen, was es hier gibt.«

»Hm. Schön. Was es hier gibt! Ich fage Ihnen, hier gibt's das Elend. Wenn Sie was fehen wollen, warten Sie fünf Minuten hier. Ich gehe jetzt

hinauf und frage. Geben sie mir Arbeit, ist's gut. Dann gibt es nichts zu sehen. Geben sie mir keine, stürz' ich mich übers Geländer. Das können Sie sehen. Die Zwiebel hier kann nehmen, wer will; ich will sie nicht mehr.« Er drehte sie in feiner Hand und steckte sie in die Tasche.

Der junge Mann lachte. »Sie scherzen, das werden Sie nicht tun.«

Der Alte sah ihn wütend an. »Tun werd' ich's. Sie wünschen doch, daß ich es tun soll, damit Sie was sehen, ha? Tun werd' ich's, aber lhretwegen nicht, sondern weil ich keine Zwiebeln mehr freffen mag und altes Brot.«

»Nee, nee,« sprach er abwehrend, »behalten Sie Ihr Geld! Ich nehme nichts. Behalten Sie . . . behalten Sie . . .« Er war schon auf der Treppe. Und dann verschwand er im Gewühl.

Der junge Mann sah dem wunderlichen Alten lachend nach. Er schüttelte den Kopf, tat einen tiefen Zug aus feiner Zigarette und stieß die Asche mit einem Finger ab. Dann lächelte er wieder, sah nach oben und schüttelte nochmals den Kopf. Er schritt, wie er zuerst getan, das Quadrat des Lichtschachtes ab und wandte sich zur Tür. Doch ging er nicht hinaus; er blieb am Ausgang finierend stehen, als habe er etwas vergessen, drehte sich wieder um und ging ein Stück zurück, um den Ein- und Ausgehenden Platz zu machen. Dann schritt er schnell, ohne sich umzusehen, aus der Tür in den sonnigen Frühlingsmorgen hinaus. Die Tür schloß sich nicht ganz hinter ihm; schon kamen Menschen hinterher. Es flutete hinaus, hinein und über die halbdunklen Treppen. Es hockte auf den Treppenabfätzen und stand herum und lauerte . . .

Sechs Stock hoch war das Haus und überall war es voll Menschen, die sich im Zwielflicht durcheinander drängten. Ein Wühlen war's, Gemurmeln, Fußescharren, braufend — geheimnisvoll. Kein lautes Wort, kein Ruf hob sich heraus; es schwoll dahin, dumpf, tonlos . . .

Und doch! Da in der Höhe wurde es laut. Ganz oben hörte man Lärm — eine aufgeregte,

schreiende Stimme, dann mehrere durcheinander. Auf allen Stockwerken bogen sich Köpfe über die Eisengitter und fahen nach oben, was es gab. Eine Tür schlug knallend zu. Dann schrie etwas wie in wahnfinnigem Schreck . . .

Ein Schatten huschte durch den Lichtschacht in die Tiefe, ein dunkler Klumpen, wie ein Bündel Zeug. Und dann ein kurzer, dumpfer Aufschlag auf den Steinen. Sekundenlang war Stille. Dann schwoh der Lärm bedrohlich an; es riefen laute Stimmen durchs Haus. In furchtbarer Hast sprangen Menschen die Treppe hinunter. Auf allen Stockwerken bogen sich die Köpfe weit hinüber und fahen in die Tiefe.

Da unten, wo der schwarze Klumpen auf den Steinen lag, sprangen Menschen herzu. Es kamen immer mehr; der eine sah dem andern über die Schulter. Bald sah man nichts als einen großen Haufen Menschen, in dem einer den andern fragte, was geschehen sei.

»Es ist einer abgestürzt«, hieß es. Die Menschen fahen zwischen den Säulen hoch nach oben.

Man trug den Toten in eine Kammer. Die Menschen machten eine Gasse und blieben stumm. Der Tote war ein alter Mann in schwarzem Rock und grauer Mütze, mit Holzschuhen an den Füßen. Sein Gesicht war unkenntlich; Blut rann darüberhin. Wo er gelegen hatte, blieb eine Blutlache, um die die Menschen scheu einen Bogen machten. Und eine Blutspur zog sich nach, wo man ihn trug. Die kleine Kammertür schloß sich hinter dem Toten. Draußen drängte sich's und sprach und sah auf die geschlossene Tür. Ein Wärter kam und wischte die Blutlache von den Steinen; doch blieb ein dunkler Fleck zurück, um den herum noch lange Menschen standen. Allmählich aber verlief es sich, und alles war wieder wie zuvor. Es kam und ging, es hockte auf den Treppen und stand und ging herum und lauerte. Murmeln von Menschenstimmen, dumpf, verhalten, und Scharren, Scheuern mischten sich zu einem Braufen bedrohlich, rätselhaft und schauerlich . . .

SCHRIFTEN UND BÜCHER

Urania. Monatshefte für Naturerkenntnis und Gesellschaftslehre. Urania-Verlag G. m. b. H., Jena. Die uns vorliegenden Hefte bieten ein reichhaltiges, vielfach illustriertes Material aus den verschiedensten Gebieten des Wissens. Aus den Hefen 4 und 5 seien einige Aufsatztitel angeführt: Volksbildung auf marxistischer Grundlage. Von Dr. Jakob Ritter. Mechanik im Tierkörper (illustriert, sehr interessant!). Von Dr.-Ing. Feldhaus. Ein neuer Fund eines Schädels des Neanderthalmenfchen (illustr.). Von Prof. Dr. Abel. Raffe

Mensch. Von Ernst B. Weithaas. Das Gefrierfleisch (illustr.). Von Dr. Nieberle. Rund um Kairo (illustr.). Von Hermann Marfch. Proletarische Körperkultur. Von Adolf Koch. Das Wunder der Liebe. Von Julius Löwy. Und vieles andere. Die Zeitschrift gibt vierteljährlich eine Buchbeigabe. »Mensch und Maschine«, von Eduard Weckerle, erschien kürzlich und verdient das lebhafteste Interesse aller Bildungsbeflissenen. Ausgabe A der »Urania« (Bücher brosch.) kostet 1,60 M., Ausgabe B (Bücher geb.) 2,25 M. vierteljährlich. Empfohlen!



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFLEITUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 5

MAI 1926

JOHANNES SCHÖNHERR / LEIPZIG

DER MINNESANG

Ihren Gipfelpunkt erreichte die ritterliche Poesie des 13. Jahrhunderts im Minnefang, der, auf französischem Einfluß beruhend, durch den Kult der Marienanbetung genügend vorbereitet, nun auch in deutschen Landen als der dichterische Ausdruck für eine alle Fesseln der Konvention sprengende Verehrung der verheirateten Frauen auftrat. Der Geist der Liebe befehlte die Poesie wandernder Ritter, die, obwohl von adliger Herkunft, doch zumeist arm waren und an den Fürstnhöfen von ihrer Kunst leben mußten. Auf den Burgen gehörten diese Sänger zu den hochverehrten und gern gesehenen Persönlichkeiten, da sie alle Merkmale einer feinen Bildung von damals aufwiesen: meisterlichen Umgang mit Waffen und die Kunst des Gefanges. Unnötig ist es, zu erspüren, inwieweit vielleicht dichterische Phantasie oder die Wirklichkeit an dem Entstehen der Minnedichtungen dieser Sänger beteiligt waren; denn das eine steht zweifellos fest: diese Ritter standen zumeist als Vasallen im Dienst einer verheirateten Frau, für die zu kämpfen sie immer bereit waren, in Lied, Wort und Tat, ohne Bedenken gegen die aus solcher geheimen und ungesetzlichen Liebe doch leicht entspringenden Konflikte. Sicherlich war gerade das Geheimnisvolle, die ängstliche Spannung und Furcht vor spähenden Augen, die stete Bereitschaft, um Leben und Ehre kämpfen zu müssen, waren Sorgen und Entbehrungen der Liebenden die Quelle zu lebendigen Motiven und Stoffen voller Mannigfaltigkeit, wie sie die Minnefänger ersehnten. Daß dieser Minnedienst, der von der geliebten Frau immer auch als letzten Lohn den Minnefold forderte, einen vielfach veredelnden Eindruck auf den gesellschaftlichen Ton der Zeit hatte, ist wohl begreiflich; denn die Sittlichkeit dieser Poesie war doch der des Lebens unendlich

überlegen, wenn sie betonte, daß eine gesetzliche, ohne Herzensneigung geschlossene Ehe eine Unfittlichkeit ist. Walter von der Vogelweide wußte um diese erhebenden Einwirkungen des Minnedienstes; denn er bekennt es mit großer Begeisterung:

»Wer guten Weibes Minne hat,
Der schämt sich jeder Missetat.«

Groß ist die Zahl der Minnefänger, von deren Schicksalen zumeist sehr wenig bekannt ist, und auch die bedeutendsten unter ihnen vermögen nicht mehr als ein rein literaturgeschichtliches Interesse zu erwecken, da ihre Lieder zum großen Teil einen auffälligen Mangel an Vielgestaltigkeit in Form und Inhalt aufzeigen. Immer wieder stößt man auf die alte, durch die Wiederholung eintönig wirkende Melodie der Liebessehnsucht, Liebeswonne, der Entfugung, Freude und Klage, ohne daß uns ein Ton oder Gedanke berührt, der charakteristisch, individuell oder ungewöhnlich zu nennen wäre. Dies gilt sogar von dem Dichterkreis derer von *Kürenberg*, *Reinmar von Hagenau*, *Dietmar von Aist*, *Heinrich von Morungen* und *Friedrich von Hausen*, die trotz der Schlichtheit ihrer Empfindungen, wie sie in ihren volksgemäßen Dichtungen zu klarem Ausdruck kommt, doch nicht von nachhaltiger und tiefer gehender Wirkung sind.

Gewaltig dagegen erhebt sich gegen diese Mitstrehenden die männliche Erscheinung *Walters von der Vogelweide*, der uns in der Gesamtheit seiner Lieder ein in festen, markanten Zügen gezeichnetes Spiegelbild seiner vollen Persönlichkeit hinterlassen hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt er aus Tirol, von dem oberen der Vogelweidhöfe bei Bozen, seiner Herkunft nach einer vom niedrigen Adel, der Mitte 1198 am

Thüringer Landgrafen hofe auftauchte, bald aber wieder davonging, angewidert von dem schmätzerhaften Treiben der dort um Gunst buhlenden Ritter und Sänger. Alsdann finden wir ihn bei dem jung gekrönten Hohenstaufen Philipp, dessen Kämpfe mit dem Gegenkönig er rege verfolgt, voller Erbitterung gegen den Papst, der durch Lug und Trug beide Fürsten gegeneinander gehetzt hat.

Später taucht Walter von der Vogelweide am thüringischen Hofe auf, wo er für einige Jahre Raft findet und das Amt eines Hofdichters ausübt, zunächst mit viel Freude und Befriedigung wegen der Freigebigkeit des Landgrafen, dann aber doch in großer Verärgerung über die orgienfeierende Rittergesellschaft, die sich am Hofe zusammengefunden hatte. Auch der Neid der vielen weniger begabten und glücklichen Sänger vergällte ihm sein Amt und trieb ihn schließlich fort.

»Daß man mich bei reicher Kunst läßt also armen (arm sein), Gern wollt' ich, könnt es sein, am eignen Feuer erwarmen« klagt er in einem Liede aus dieser Zeit; aber endlich lachte auch ihm das Glück, als er durch Friedrich II. ein kleines Lehen bekam, und da brach der Jubel aus seiner Brust:

»Ich hân nûn lêhen, al die werlt,
Ich hân nûn lêhen!«

Vorbei war für ihn nun das Leben der Unraft, der Wanderchaft voll Kälte und Entbehrungen, das er doch bisher geführt hatte, und verklungen auch waren die Lieder des Kampfes, in denen er seinen anklagenden Schmerz zusammengeballt hatte, sein Sang tönte rein und zufrieden, Liebe und Natur umfingen zärtelnd sein wundgeschlagenes Herz. Noch einmal trieb ihn jedoch das Wanderblut hinaus ins Ungewisse eines derbromantischen Sängerlebens, ehe er, zum letzten Male rastend, in Würzburg verstarb. Eine spätere Legende erzählt, daß auf seinem Leichensteine den Vögeln immer Futter gestreut werden müsse aus dem Ertrag einer von ihm hinterlassenen Stiftung.

Ein Überblick über seine Dichtung zeigt ohne weiteres eine klar ersichtliche Zweiteilung in stofflicher Hinsicht. Es sind Minnelieder und Zeitgedichte, von denen erstere besonders durch die Tiefe und Reinheit der Gedanken und die Ursprünglichkeit der Gefühle stark in ihrer Wirkung sind, selbst dann, wenn das Herzblut des Dichters in ungebändigter Leidenschaft aufschäumt. Immer aber zeigt er sich dabei als ein überlegener Beherrscher der Sprache, der die schlummernde Kraft des Wortes in unvergänglichen Klang und Sinn umzuwandeln vermag,

in feinstem Instinkt, gleichsam künstlerischen Gesetzengehorend, wie sie Lessing später aufstellte, indem er auch unbewußt die Geheimnisse des Rhythmus für alle Stufen der Empfindung findet, sei es Liebe, Haß, Heiterkeit, Begeisterung, Traurigkeit oder Melancholie. Die gesamte Skala der Gefühle des menschlichen Herzens ist ihm bekannt, und mit meisterlicher Hand greift er die Töne aus den Saiten seiner eignen Seele heraus, in echter Empfindung und immer mit dem Bestreben, alles in Handlung und frisches Leben umzusetzen. Vor allem ist diese Meisterschaft seiner Kunst, zu der sich schon der junge Goethe begeistert bekannte, in der Perle seiner Dichtung bemerkbar:

Under der linden
an der heide,
da unfer zweier bette was,
da muget ihr vinden
schöne beide
gebrochen bluomen unde gras.
vor dem walde in einem tal,
tandaradei,
schöne sanc diu nahtegal.

Ich kam gegangen
zuo der ouwe
dô wâs mîn friedel komen ê.
dâ wart ich enpfangen
hêre frouwe,
daz ich bin saelic iemer mê.
kuffler mich? wol tûsentstunt:
tandaradei,
seht wie rôr mir ist der munt.

Dô het er gemachet
also rîche
von bluomen eine bettestat,
des wirt noch gelachet
inneclîche,
kumt iemen an daz selbe pfat.
bî den rôfen er wol mac,
tandaradei,
merken wâ mirz houbet lac.

Daz er bî mir laege,
wefsez iemen
(nu emvelle got!) sô schamt ich mich.
wes er mit mir pflaege,
nimmer niemen
bevînde daz wan er unt ich,
und ein kleinez vogellin:
tandaradei,
daz mac wol getriuwe sîn.

Neben dieser tiefen Liebeslyrik tönen in seiner Dichtung die herbmännlichen Klänge seiner rein politischen Dichtung auf. Aus seinem Leben wissen wir, daß er ein von Haus aus armer Mensch war und niemals in die Versuchung geriet, seiner innern Überzeugung entgegen, die Schande und

die Schäden der Zeit zu übersehen. Obwohl er treu und fest in seiner Liebe zum Vaterlande war, wie uns aus vielen Liedern der Begeisterung offenbar wird, richtete er doch rücksichtslose Angriffe gegen den Papst, der ihm als der Erbfeind des Deutschen Reiches galt, und in diesen Gefängen des Trotzes und stürmischer Rebellion flammte so recht der zukunftsgläubige Haß eines

reizbaren, aber im Tiefsten edeln Menschen auf. Kurz nach seinem Tode schon zeigte es sich, daß der Minnefang durch die Verrohung in der Kunst an Bedeutung zu verlieren begann. Eine derbe Dorfpoesie und lehrhafte, satirische und allegorische Dichtung, von der nächstens zu reden sein wird, machte die Kunst allmählich rein moralisierenden Zwecken dienstbar.

MAX BARTHEL / BERLIN

DAS DEUTSCHE MUSEUM IN MÜNCHEN

Das Deutsche Museum in München soll nach den Worten seines Schöpfers, des berühmten Erbauers des Walchenseekraftwerkes Oskar von Miller, „die historische Entwicklung der naturwissenschaftlichen Forschung, der Technik, der Industrie in ihrer Wechselwirkung darstellen und ihre wichtigsten Stufen durch hervorragende und typische Meisterwerke veranschaulichen“.

Was da in wenigen Worten umrissen wird, ist nicht mehr und nicht weniger als der geniale Plan, die Entwicklung der Menschheit in den entscheidendsten Phasen an der Entwicklung der Naturwissenschaft und Technik zu messen und darzustellen, ist der Plan, aus dem geologischen Geschiebe der Erdrinde, aus ihren Erzen, Kohlen und Kristallen, aus ihren Flüssen und Meeren unsere Zeit, die des Stahles, der Elektrizität, der Weltwirtschaft und der Wissenschaft, wie einen wundervoll verzweigten Baum menschlicher Kraft und Größe mit hunderttausend Verästelungen hervorzuzaubern: den gesellschaftlichen Aufbau der Völker über dem geologischen Aufbau der Erdrinde.

„... am 13. November 1906, zugleich am Tage der Eröffnung des provisorischen Museums haben weiland Seine Königliche Hoheit Luitpold, Königlicher Prinz von Bayern, des Königreichs Bayern Verweser, und sein erlauchter Gast, Seine Majestät Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preußen, im Beisein der Deutschen Kaiserin Auguste Viktoria, Königin von Preußen, im Beisein Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Ludwig, unfers erhabenen Protektors, wie der Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, unter Teilnahme der berufensten Männer aus allen Gauen des Reiches, unter dem Jubel der ganzen Bürgerschaft von München den Grundstock gelegt ...“

Diese Worte deutscher Männer sind mit in den Grundstein des Museums eingemauert worden,

damit kommende Geschlechter an ihnen wahrscheinlich die Technik allmählicher *Menschwerdung* studieren sollen, gehemmt von byzantinischen Atembeschwerden und patriotischer Hirnverkalkung, damals in grauer Vorzeit. Diese Geschlechter werden vor diesem Dokument ebenso ratlos und verwundert stehen, wie wir Heutigen, die durch dieses Museum wandern, den primitiven Hundeschlitten des Eskimos betrachten und in einer kleinen halben Stunde in derselben Abteilung vor dem neuesten Tropfenautomobil haltmachen und Abgründe einer ungeheuren Entwicklung überbrückt haben.

Das Deutsche Museum ist kein Museum an und für sich, keine Katakombe für gelehrte Leute oder eine Ahnengalerie verfunken Geschlechter. Das Deutsche Museum in München ist die gewaltigste Arena der Welt, die den Kampf des Menschen mit der Natur zeigt und wie er sie besiegt. Das Schweigen der ausgestellten Dinge, der Maschinen, Handwerkszeuge, Instrumente und Apparate ist eine Vorlesung in tausend Zungen über den schöpferischen, unverzagten Menscheng Geist. Ja, in allen Räumen, Sälen, Grotten, Stollen und Hochkuppeln ist dargestellt, wie der Mensch mit der Erde und ihren Schätzen ringt, wie er sie benutzt und sich dienstbar macht, und wie er dann in den Weltenraum greift, um die Milliardenhaufen der Sterne zu erkennen, zu erforschen, einzubauen in das tönende Gewölbe seiner Erkenntnis.

Nur in schwachen Strichen kann der Versuch gemacht werden, das grandiose Gemälde vom Kampf der Menschheit nachzuzeichnen, das dort in Bruchstücken gesammelt und ineinandergefügt worden ist, in den mühseligen Jahren der Arbeit, des Krieges, der Revolution, und zwar von „den berufensten Männern aus allen Gauen des Reiches“ und durchaus nicht von den königlichen und kaiserlichen Puppen Spielern, die damals das provisorische Museum einweihten. Sie

sind dahingegangen, die Hoheiten, und vielleicht liegt der Witz darin: sie mußten dahingehen, weil die Monarchie auch nur eine provisorische Lösung oder Eröffnung einer bestimmten Menschheitsepoche war.

Ganz klar und deutlich bauen sich im Deutschen Museum, das im vergangenen Jahre endgültig eröffnet wurde, die Abteilungen nach den Ideen Oskar von Millers auf. Zuerst kommt Naturwissenschaft, Geologie, Bau und Werden der Erdrinde, ihre Schichtung, ihre Schätze, vor allem aber Kristalle, Erze und Kohlen. Man sieht also Grundrisse, Querschnitte, Gemälde, Diagramme, Tafeln und kurze Erklärungen: männliche Prologe vor dem Schauspiel, das unfrer harret: dem Abstieg in kilometerlange Bergwerksanlagen mit den Demonstrationen alter und neuer Förderungs- und Arbeitsmethoden. Wir steigen in die finstern Stollen der Kohle, in die kristallinen Dome des Salzbaues, in die verschwimmende Pracht des Kalis. An den Modellen alter Erzschächte vorüber erleben wir die schreckliche Arbeit der Häuer „vor Ort“, ihre Sklavenarbeit in den Flözen am Ende der Welt, wir wandern viele Kilometer in wirklichkeitsnahen Darstellungen unter der Erde und ahnen alle Gefahren, die den Bergmann bedrohen.

Wir sehen den Querschnitt durch die Erdrinde, zugleich sehen wir auch den Querschnitt durch die Techniken vieler Jahrhunderte. Die Erzgewinnung des Mittelalters wird demonstriert, Silberbergbau in Sachsen, Goldbergbau in Japan (die farbigen Holzchnitte der Japaner sehen wie die Nester der Webervögel aus, die verstreuten Nester unter der Erde bergen das Gold), wir springen durch Jahrhunderte vom ersten Schacht des Mittelalters mit den armfeligen Arbeitsgeräten bis in die neuzeitliche Grubenanlage mit Preßluftbohrern und elektrischer Förderung. Die Modelle und Stollen unter der Erde erregen in dem Betrachter Verwunderung und Grauen. Die Arbeit schweigt und schwebt vorbei, die unter Tage, tausend, zweitausend Meter unter der Erde, und wenn der Mensch der Oberfläche in den schwarzen Gängen wandert, da kann es geschehen, daß er plötzlich vor wehenden Schatten zurückzuckt: vor den unzähligen Opfern der schlagenden Wetter, den Toten der Arbeit. Die Geschichte der Technik ist nicht nur eine Geschichte der Entwicklung, sie ist zugleich auch, und das wird hier unbeabsichtigt jedem Beschauer demonstriert, eine Geschichte der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Dann steigt man hinauf in das Licht. Das Erz ist

gefördert, die Kohle ist gebrochen, der Rohstoff ist da, das Eisen, das Blei, das Zinn. Nun wird es von andern Metallen und von nutzlosem Nebengestein geschieden, zerbrochen, zermahlen, zerrieben, ist am Ende nur schwerer, matter Staub und fertig zur Schmelze. Auch hier grenzen in Darstellungen Mittelalter und Neuzeit aneinander. Kohle, Erz, Kali, Salz. Ist schon der Untergrund, die Förderung, so vielfältig und unterschiedlich in den Spielarten der Schächte und Grubenanlagen, in den Sicherungen und Gefahrenzonen — in viel komplizierterem Maße baut nun über Tag die Technik ihre zauberhafte harmonische Maschine.

Wir wandern durch riesige Hallen, in denen an Originalmaschinen das Wunder der Arbeit demonstriert wird, an Kranen und Dampfhämmern vorüber, an Hochöfen und Beffemerbirnen, wir haben das Laboratorium der Hüttentechnik aus dem 16. Jahrhundert hinter uns, streifen in einer Sammlung alter Schlösser und Truhen noch einmal die alte Zeit, kommen durch eine Senfeschmiede aus dem Jahre 1806, die mit einem Wasserhammer betrieben wurde; wir sehen dann, in der Neuzeit, in dem Raum der Dampfhämmer und Schmiedepressen (bis drei Millionen Kilo Preßdruck), Arbeitsmethoden der Neger (die Herstellung einer Speerspitze in 27, die einer Haarnadel in 11 Stufen), wandern an alten historischen Dampfhämmern vorbei, an Drehbänken, Fräs- und Hobelmaschinen und kommen in den Saal der Metallprüfung mit den von Stoß, Schlag, Druck und Preßung verbeulten Platten und sehen am Ende die Harmonie: Meisterwerke der Schmiede- und Gießkunst. Und alles, was wir gesehen haben mit der sinnverwirrenden Fülle der Modelle und Originale ist nur ein Bruchteil aus der Fülle einer einzigen Abteilung: des Bergwesens und der sich daraus ergebenden Metallverarbeitung.

Genau so anschaulich sind nun auch die andern Abteilungen zusammengestellt. Kraftmaschinen, Modelle der ersten Treträder (menschliche und tierische Kraft als Antrieb), dann die Windmaschinen, die Wasserräder und Wasserturbinen und die erste Wattsche Dampfmaschine bis zum Dieselmotor und dem Meisterwerk deutscher Technik: dem schönen Modell des Walchenferkraftwerkes. Wir kommen in die Abteilung Verkehr, verweilen bei den Wagen und Schlitten und sehen den Schlitten der Samojeden, ausgeprobt in den Eisfüren der sibirischen Tundra, kaum drei Schritte von dem Prunkwagen des Königs Ludwig II. stehen, einem pomphaften

Gefährt mit vergoldeten Rofetten, Sonnengefichtern, Pofaunenengeln, allegorifchen Figuren und bunten Malereien: der protzige Wagen des Königs neben dem Schlitten des Volkes: grau und nüchtern und doch viel kostbarer fürs Leben als jenes vergoldete Gefährt...

Wir haben bisher nur einige Linien nachzeichnen können von dem Gemälde unendlicher Fülle, das sich in München auf der Ifarinsel im Deutschen Museum ausbreitet. Nur soviel sei noch gesagt, daß sich auf der Erde der Mensch angesiedelt hat und sie erschloß, die Meere überbrückte, die Wildnis fruchtbar machte. Durch ganz Europa hatten die Römer ein Straßennetz gelegt, bis nach Schottland hinauf, bis nach Kleinasien und Südrußland. An der Nordküste Afrikas lief die römische Heerstraße am Mitteländischen Meer entlang und stieß nach dem Nil vor. In der Abteilung Verkehr sehen wir die ersten und die neuesten Lokomotiven, wir sehen Kanal- und Tunnelbauten, Hafenbetriebe, die Schifffahrt, Brückenbau und Schiffsbau in beinahe lückenloser Darstellung und gehen bewundernd durch die Halle der Flugtechnik, träumen den Traum chinesischer Menschen, die schon vor 3500 Jahren von dem Aufstieg nach dem Äther schwärmten, noch einmal; wir sehen Montgolfier aufsteigen, 1783, und die ersten Passagiere sind ein Hahn, ein Hammel und eine Ente; wir überfliegen endlich mit Blanchard und Dr. Jeffries 1785 den Kanal zwischen Dover und Calais und jagen im Jahre 1925 mit 500 Kilometer Stunden- geschwindigkeit im Flugzeug dahin. Den heroischen Kampf um die Luft erleben wir, die ersten

Flüge Lilienthals und seinen Todessturz, die Versuche und Siege des Grafen Zeppelin, wir erinnern uns an die Bombengeschwader des letzten Krieges, erschauern vor dem Medusen- antlitz der Technik, befinden uns, wollen die Welt neu ordnen, die Kriegsmaschinen umbauen zu Friedensmaschinen, und kommen dann, noch immer graufend, zu den Musikinstrumenten.

Wir hören die Trommeln der Neger, die Zimbeln der Zigeuner, die Geigen und das Radio der Neuzeit. Wir ahnen die Harmonie aller Dinge, forschen ihrer Zusammensetzung nach, analysieren sie, schlagen uns mit vielen Wissenschaften herum, entdecken die Grundstoffe und wollen nichts als menschlich leben, auf den Trümmern alter Siedlungen neue Städte bauen und mit all den Dingen und unserer schönen Welt harmonisch zusammenfinden. Und dann stehen wir auch über den Dingen, wenn wir harmonisch sind, wir erobern uns die Sterne, den Weltraum, wie es auch hier im Museum am Ende unserer Wanderung demonstriert wird: die Anfänge der Sternkunde bis zu den heutigen hinreißenden und ehrfürchtig machenden Forschungen und Ausblicken in das Universum... Vielen Menschen sind wir auf unserer Wanderung begegnet: Kaufleuten, Technikern, Bergarbeitern oder Japanern, Bauern und vielen Kindern. Wir sind uns auch selbst begegnet, unserer Idee von den Dingen, wir haben erkannt: Wie sich die Technik gewandelt hat, so wird sich auch die Technik der sozialen Schichtung der Welt ändern. Die Arbeit wird nicht mehr Qual und Ausbeutung sein. Sie wird Freude, Hochgefühl und Glück werden.

AUS EINER ALTEN HANDWERKSBURSCHEN-MAPPE

Unter diesem Titel hat Heinrich Lange »eine Geschichte von Heimat, Werden und Wirken« herausgegeben (Verlag Quelle & Meyer in Leipzig), die zu jenen Werken gehört, in denen Angehörige der Arbeiterklasse ihre persönliche Entwicklung darstellen, aber gleichzeitig auch ihre Zeit charakterisieren. Es ist gleichsam die sublimierte Kraft des Proletariats, die sich im Aufstieg einzelner ihrer Träger offenbart und Kunde gibt von den Schätzen an Energie und Klugheit, die in der Tiefe des Volkes stecken. Nur ein verhältnismäßig geringer Teil dieser Kräfte ringt sich hervortretend an das Licht. Die hemmenden Mächte sind häufig sehr viel stärker. Heinrich Lange hat sie überwunden. Er, ein ehemaliger Hüttejunge aus der Lüneburger Heide, steht heute an verantwortungsvoller Stelle in der Verwaltung des Freistaats Sachsen. So schildert Lange seinen Lebenslauf in diesem Buche schildert, so fesselnd ist es doch, ihm zu folgen. Der kleine Heidejunge wird Drechsler, geht auf die Walze, gerät in die politische Bewegung, lernt Bebel und andre Größen kennen, wird Stadtverordneter in Leipzig, dann Landtagsabgeordneter und ist immer in rastloser Bewegung, seiner Klasse zu dienen. Ein starker Wille, ein warmes Herz und Sinn für Humor runden das Bild eines Mannes, den aus diesem Buche kennenzulernen namentlich jüngern Kollegen empfohlen werden kann. (Preis des Werkes: geheftet 4 M., in Leinenband 6 M. Durch den Verlag des Bildungsverbandes zu beziehen.) Der nachfolgende Abschnitt gibt u. a. einen Einblick in die Bildungsmöglichkeiten, die so ein kleiner Heidejunge vor einem halben Jahrhundert hatte.

Von Rechts und Gesetzes wegen hätte ich nach vollendetem sechsten Lebensjahre nach dem Kirchdorfe Steinhorst auch zur Schule gehen müssen, zum Küfter Benecke. Die anderthalb Stunden Wegs täglich hin und zurück schienen aber meinem Vater für seinen Sohn doch etwas zu beschwerlich zu sein, obwohl er ja in seiner Kindheit auch diesen Weg zur Schule gemacht hatte. Hinzu kam noch, daß das nur eine halbe Stunde entfernte Dorf Räderloh mächtige Fortschritte auf dem Gebiete des Schulwesens zu

machen im Begriff stand; man hatte nämlich die kühne Idee, in der Heuerkate von der Wohnung der Familie des bisherigen Dorfhirten ein Zimmer abzutrennen und als ein besonderes Schulzimmer herzurichten für das Dutzend Kinder des Dorfes. Bisher waren die Kinder mit dem Lehrer in dem Dorfe reihum gegangen; der Bauer, bei dem die Woche gerade Schule war, hatte auch zugleich den jungen Lehrer mit zu beherbergen und zu beköstigen; da kam es wohl öfters vor, daß mittags die Bauersfrau zur ganzen

Schule sagte: »Nu möt jü rut, wie witt äten!« Auch im Schulwesen war die Entwicklung, wie im allgemeinen in Niedersachsen, immer langsam und vorsichtig. In einer Anordnung des Herzoglich Braunschweig-Lüneburgischen Amtes zu Knefebeck von 1670 bezüglich der Schule und Küsterei des Städtchens Wittingen heißt es, daß ein Knabe, der das erstemal zur Schule geht, dem Lehrer eine Wurst und ein Brot mitzubringen habe, und bei einer Hochzeit zwölf Schilling, eine Schüssel mit Fleisch, Brot und Kannenbier zu geben seien. Daß unter diesen Verhältnissen auf den Dörfern in der Heide von einer guten Ausbildung der Kinder keine Rede sein konnte, ist selbstverständlich. Heißt es doch auch in einem Revisionsbericht des 17. Jahrhunderts, daß man in einem Dorfe nicht wußte, ob Knechte und Mägde auch selig werden könnten, weil es nicht im Katechismus stehe. In einem andern Orte antwortete ein alter Bauer auf die Frage, ob Gott auch sterben müsse: »Ja, Herr, he is wol old, endlich mot he ok wol dran*.«

So hatte sich die Naturalverforgung bis in meine Zeiterhalten. Auch in Räderloh wurde der Lehrer von den Bauern reichlich beköstigt und beherbergt. Er war ein tüchtiger junger Lehrer namens Lofe aus Bevensen, der eben vom Seminar gekommen war. Das waren die Gründe, die meinen Vater veranlassen mochten, neben dem Schulgeld in Steinhorst, das der Ordnung wegen bezahlt werden mußte, auch noch das Schulgeld für Räderloh zu zahlen. Diesem jungen idealen Lehrer, den ich leider später im Leben niemals wiedergesehen, verdanke ich wirklich sehr viel. Konnte ich auch ganz leidlich lesen und wußte viel Verse aus der Bibel und dem Lüneburger Kirchengesangbuch auswendig, so haperte es doch mit dem Schreiben ganz gewaltig. Mutter stand damit selber auf gespanntem Fuß und hat wohl eigentlich erst schreiben gelernt, als der Vater schon in der Erde ruhte und die Kinder bei fremden Leuten waren in der Fremde, oder, wie ihr Jüngster, in Amerika, um dort zu studieren, was in Deutschland unmöglich war. Das waren dann aber auch Briefe einer Mutter, die ich heute noch verwahre. Der Lehrer aber, der konnte schreiben. Nur war ich schwer davon zu überzeugen, daß die geschriebenen Buchstaben andre sein sollten als in der Bibel, dem Buch der Bücher. Er konnte aber auch noch andre Verse, als sie im Gesangbuch standen. So ist mir unvergeßlich geblieben das Gedicht von dem Bäumlein, das gestanden im Wald bei gutem und

* Aus Wittingens Vergangenheit, von G. Kayhaufen.

schlechtem Wetter; wiederholt habe ich vor Wacholderbüschen, Tannenoderjungen Föhren gestanden auf der Heide und gegrübelt, welches Bäumchen das wohl gewesen sein mochte. Dann hatte er auch einmal den ältern Kindern von Napoleon erzählt und alte Bilder gezeigt, so groß wie ein Zwanzigmarkschein, darauf war der Brand von Moskau und Napoleon bei Leipzig. Und dazu hat er das Gedicht vorgelesen: »Wo kommst du her in dem roten Kleid . . .«, worin es weiter auch hieß: »O Leipzig, du freundliche Lindenstadt . . .«

Da stellte ich mir Leipzig vor als eine Stadt aus lauter deutschen großen Lindenbäumen, wie an der Öfinger Heerstraße, die Napoleon ja ebenfalls gepflanzt hatte. Wenn Leipzig später eine so große Rolle in meinem Leben gespielt hat, wenn ich sechzehn Jahre später als Wanderbursche (1883) da einwanderte, so liegt der Keim dazu zweifellos in der Räderloher Schule. Eine Bibel hatte ich nicht. Bald aber sollte ein neues Lesebuch von Flügge beschafft werden. Unfern Eltern paßte das gar nicht; denn Flügge war preussisch gefinnt, wie es hieß. Aber Lofe wußte sich zu helfen. Er kaufte eine Anzahl vorgeschriebener Bücher für die Schule, die zuständigen Altersstufen bekamen sie frei, mußten die Bücher aber faubergehalten wieder abgeben.

Vorausichtlich wäre ich ein ganz guter Schüler geworden. Jedoch schon mit meinem achten Jahre mußte ich im Sommer bei einem Bauer in Lüsche die Kühe hüten. Das änderte mein Verhältnis zur Schule. Nach altem hannoverschem und wohl auch preussischem Recht hatten die Hütejungen das Privileg, im Sommer nur zweimal in der Woche, am Mittwoch und Sonnabend vormittag, in die Schule zu gehen. Zwar hatten wir dafür in dem einen Jahre die Epistel, im andern das Evangelium des kommenden Sonntags auswendig zu lernen, nebst den dazugehörigen Gesangbuchliedern und einem Kasten Einmaleins. Viel ging uns dabei verloren, was im spätern Leben nur mühsam, weil unsystematisch, nachgeholt werden konnte. Das war zum Teil eine Folge der Verkopplung, der Aufteilung des Gemeindegüter; denn da ein berufsmäßiger Gemeindegüter nicht mehr auf seinem Horn blies, mußten die Kinder das Vieh der einzelnen Bauern hüten. Bezüglich der Naturgeschichte habe ich später meinen Kindern in der Leipziger Schule gesagt: Ihr lernt viel, aber in puncto naturwissenschaftlicher Anschauung und erarbeiteten Wissens ist euch ein Heidebub doch über.



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFLEITUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 6

JUNI 1926



Das Unsterbliche

s tickt die Uhr, leis klingt der Pendelschlag;
Die Stunde rinnt, es wandert Tag um Tag;
Der Monat eilt, die langen Jahre schreiten.
Das Leben fordert strenge seinen Zoll;
In Lust und Leid, doch ewig unruhvoll
Zieh'n wechselbunt an uns vorbei die Zeiten

Wer hemmt den ehernen, den steten Gang?
Wer will mit Drohung, mit Gebet und Zwang
Den Sternen rückwärts ihre Pfade weisen?
Vor unsern Augen wie ein schöner Traum
Durchwandeln sie des Athers weiten Raum,
Das große Himmelsfeuer zu umkreisen.

Trügerischer Dünkel hieß die Welt einst stehn;
Doch mit der Erde mußte er sich drehn
Und widerstrebend um die Sonne laufen.
Es brach der Geister unerträglich Joch,
Das Wort, es siegte: Sie bewegt sich doch!
Trotz aller Galgen, aller Scheiterhaufen.

Ob Torheit Riesenfesseln auch geschweift:
Nie starb der Menschheit schöpferischer Geist,
Von neuem stets zerriß er Zaum und Zügel.
Doch ging er wohl verfolgt in Not und Nacht,
Bis ihn emporriß zu gewalt'ger Macht
Hans Gutenberg - er gab dem Geiste Flügel.

Hört ihr es rauschen? Überall umher,
Den Wollenden, den Kämpfenden als Wehr
Unsterblich seine Ruhmestaten weben.
Bist du ein rechter Jünger, wird ein Hauch
Von unsers großen Meisters Seele auch
In deiner Brust als stille Mahnung leben.

AUS DEN ANFANGSTAGEN DER BUCHDRUCKERKUNST

Wie in vielen andern Dingen entsprang auch die Erfindung der Buchdruckerkunst fast gleichzeitig mehreren Köpfen; es ist gar kein Grund, anzunehmen, daß Laurenz Janszoon Koster in Haarlem, Henne Gensfleisch zum Gutenberg in Straßburg und Albrecht Pfister in Bamberg nicht selbständig zur Ausführung einer solchen Idee gelangten, nach welcher das allgemeine Kulturbedürfnis hindrängte. Denn das fünfzehnte Jahrhundert ist überhaupt die Wiege einer neuen Kultur; eine alte Welt fällt hier stückweis wie in Lumpen ab, und die Menschheit innerhalb des Christentums kleidet sich in eine neue. Deutschland zumal, das Mittelland dieser Kultur, tut sich wie ein Krater auf und wirft die neuen Ideen fertig mit revolutionärer Macht heraus. Es gibt der Welt das Schießpulver, die Buchdruckerkunst und bald danach die Reformation. Wie eine jede Kulturwelt erst zu dem Bedürfnis gelangt sein muß, dessen Befriedigung eine Erfindung verheißt und gewährt, erfieht man daraus, daß die Chinesen viele Jahrhunderte lang schon den Buchdruck wie auch das Schießpulver kannten und benutzten, ehe beides in Europa neu erfunden wurde und hier gewaltige Umgestaltungen physischer und geistiger Art hervorrief. Mancher geweckte Geist war wohl schon zuvor mit Chinesen zusammengekommen, ohne jenen Erfindungen Wert für die europäische Welt beigelegt oder gar zu verschaffen versucht zu haben. Das Bedürfnis nach dem Buchdruck entstand infolge der geistigen Erweckung, die das Volk der Christenheit zunächst durch den wachsenden Wohlstand des Bürgertums, die reiche Lebenskraft der Städte, die Freiheit des Handwerks und das hervortretende Selbstbewußtsein erhielt. Das rohe Faustrecht-Rittertum war in seiner Allmächtigkeit niedergeworfen, die feudale Abhängigkeit der Städte davon größtenteils gebrochen. Die Künste fanden ihre Pflege auf dem Boden des Handwerks und in den stolzgehaltenen Häusern der Patrizier. Das Bürgertum, das sich derartig zur Selbständigkeit durchgerungen, begehrte nach Nahrung auch für den Geist. Infolgedessen entstanden jene zahllosen Fabrikate des Holzschnitts und der Briefmalerei, die in jedes bürgerliche Haus kamen, wo man Lesen und Schreiben schon als die notwendigen Eigenschaften wirklichen Kulturlebens erkannte. Schul- und Andachtsbücher, Arzneiwerke und

Kalender, mit viel Heiligenbildern verziert, die Sprachlehre des Donat vor allem, wurden von den Briefmalern in schöner gotischer Schrift mit buntgemalten Zierbuchstaben gefertigt und in vielen Exemplaren abgeschrieben, um kolportiert und auf Jahrmärkten verkauft zu werden. Je mehr Verlangen danach, desto eifriger das Streben der Verfertiger, die Herstellung solcher Schriften mit Illustrationen zu vereinfachen und zu beschleunigen. Man kam so auf dünne Metallplatten, die man in Form von Schablonen für Bilder und Spielkarten benutzte; dann auf Holztafeln, die mittels des Stichels den Text einer ganzen Seite eingeschnitten erhielten, und die durch eine Bestreichung mit Farbe und einen Abklatsch auf Pergament auf einmal in Abdruck wiederzugeben nun sehr nahe lag. Koster, der Holländer, versuchte sich damit etwa um 1420; Gutenberg, der Mainzer, um 1436; Pfister, der Bamberger, nachdem er schon Vorbilder gesehen, in den 1450er Jahren. Von einer systematischen Vervollkommnung der Kunst, Schriftstücke zu drucken und endlich wirklich gedruckte Bücher herzustellen, kann aber nur bei Gutenberg die Rede sein, und deshalb ist er mit Fug und Recht der erste Buchdrucker in der Christenheit zu nennen.

Aber es währte doch mehrere Jahre, ehe Gutenberg so weit war, daß er einen eignen Druck herauszugeben vermochte. Es war dies ein Wörterbuch des Dominikanermönchs Johannes de Balbis von Genua, das »Catholicon« genannt, das 1460 in zwei Ausgaben erschien, in einer auf Pergament und einer auf Papier, in Großfolio mit halbgotischer Schrift, ohne Signaturen, Seitenzahlen, Zierbuchstaben. Jedes Blatt, deren das Buch 373 und ein weißes enthält, hat zwei Kolonnen mit je 66 Zeilen. An Schönheit der Ausstattung und der Schrift konnte es sich mit dem Fußfchen Pfalter nicht messen; der intelligente Ausnutzer der Erfindung hatte ihren Urheber bedeutend überholt. Auch hat die Gutenberg'sche Druckerei danach nichts weiter geleistet, was von einem kräftigen Aufblühen und Gedeihen Zeugnis ablegen könnte. Zwei Jahre nach der Ausgabe des »Catholicon« zog sich Gutenberg nach Eltville am Rhein zurück. Die Ursache dieses Rückzugs war scheinbar sehr ehrenvoll. Der Kurfürst Adolf II. von Nassau hatte nämlich 1462 Mainz erobert und den rechtmäßigen

Diether von Yfenburg daraus vertrieben. Nach Eltville, wo er dann seine Residenz nahm, berief er Gutenberg »für geleistete willige Dienste« als Kavalier mit lebenslänglichem Jahresgehalt an seinen Hof. Welche willig geleisteten Dienste das gewesen sind, ist unbestimmt; ob sie sich überhaupt mit dem unsterblichen Verdienst der Erfindung des Buchdrucks in Verbindung bringen lassen, bleibt ebenso zweifelhaft, da in dem Adelsbrief Gutenbergs als Hofjunker des Kurfürsten nicht die geringste Andeutung darauf enthalten ist. Die Wahrscheinlichkeit spricht jedoch dafür. Gutenberg nahm wenigstens seine Druckerei mit sich nach Eltville und übergab sie dann seinem Gehilfen Heinrich Bechtermünze gegen ein Pachtgeld. Schon drei Jahre nach der Übersiedlung hörte diese Druckerei auf zu bestehen. In stiller Zurückgezogenheit, wohl daß der Gram über die ihm geraubte öffentliche Anerkennung seiner Verdienste an ihm nagte, Überdruß am Leben und Menschentreiben ihn erfüllte, genoß Gutenberg die kurfürstliche Huld in dem kleinen romantischen Eltville. Am 24. Februar 1468 starb er dort in seiner Einsamkeit; doch wurde er in Mainz begraben. Sein Vetter Adam Gelthuß, ein Bruder dessen, der ihm einst 150 Gulden geliehen hatte, setzte ihm einen Grabstein mit folgender Inschrift: »Dem um alle Nationen und Sprachen hochverdienten Erfinder der Buchdruckerkunst Johann Gensfleisch hat Adam Gelthuß zum unsterblichen Gedächtnis seines

Namens dieses Denkmal gesetzt. Seine Gebeine ruhen friedlich in der Kirche des heiligen Franziskus zu Mainz.« Diese Kirche wurde 1742 von den Jesuiten eingerissen und die daneben von ihnen neuerbaute Kirche bei der Belagerung von Mainz 1793 zerstört. Damit ist jener Grabstein spurlos verschwunden. Er bewies immerhin, mit welcher zauberhaften Schnelligkeit die Buchdruckerkunst gleich nach ihrer Erfindung zur Anerkennung ihres hohen Kulturwerts gelangte und Gutenberg, trotz Fußt, bei den ihm verwandten und bekannten Zeitgenossen doch als der eigentliche, bahnbrechende Erfinder in Ehren gehalten wurde – ein Ruhm, den die Nachwelt (von einzelnen Außenstehern abgesehen) ihm niemals bestritt und den ihre Dankbarkeit und frohe Bewunderung strahlend durch die folgenden Jahrhunderte trug. Schon früher wurde Gutenberg im Hofe des Kamingebäudes zu Mainz (dem Hof zum Gutenberg) eine Statue von Sandstein errichtet; im Jahre 1837 erhielt er auch eine bronzene Bildsäule auf dem Gutenberg-Platz in Mainz, und seit der mit Glanz und Begeisterung begangenen vierten Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst im Jahre 1840 (1440 wurde als das Geburtsjahr allseitig angenommen) hat noch manche deutsche Stadt, z. B. Frankfurt, Straßburg und München, in Errichtung von Gutenberg-Denkmalern ihren Zoll der Ehren an den Erfinder der Buchdruckerkunst in dankbarem Gedenken abgetragen.

DR. JULIUS RODENBERG / LEIPZIG

DIE PSYCHOLOGISCHEN GRUNDLAGEN DER NEUEN BUCHKUNST

In seinem groß angelegten Werk »Deutsche Pressen« gibt Dr. Julius Rodenberg eine erstaunlich umfassende Bibliographie der neuen deutschen Buchkunst. Von der Reichhaltigkeit des wertvollen Inhalts zeugt schon die Einteilung: 1. Privatpressen, 2. Liebhaberpressen, 3. Haus- und Privatdrucke der Buchdruckereien und Schriftgießereien, 4. Bibliophile Reihenwerke. Bei jedem Werke ist der Drucker, die Type, der Illustrator usw. angegeben. Ein dreispaltiger Anhang von 80 Seiten verzeichnet die Autoren, Buchhändler, Künstler usw. und gibt ein Schlagwortregister. Mehr als 50 Tafeln sind dem Buche beigegeben; sie stellen Pressendrucke namhafter Anstalten dar und zeigen die Vielgestaltigkeit der Schrifttype und des Satzbildes in künstlerisch vollendeter Form. Der Verfasser ist bekanntlich Leiter der Abteilung für künstlerische Drucke an der Deutschen Bäckerei in Leipzig, ein Amt, das es ihm ermöglichte, seinen Gegenstand in solcher Vollkommenheit kennenzulernen und zu beherrschen. Als Kunsthistoriker und Philosoph betrachtet Rodenberg das Buchwesen und stellt es hinein in die großen Zusammenhänge der Gesamtkultur. Das Werk ist im Amalthea-Verlag (Zürich, Wien, Leipzig) erschienen und ein wichtiges Nachschlagewerk für Bücherliebhaber, Bibliotheken usw. Der Preis (geheftet 51 M., in Ganzleinen 56 M.) erschwert dem einzelnen die Anschaffung, ist aber angesichts des Gebotenen verständlich. Wir geben mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers einige Sätze aus dem sehr interessanten Einleitungskapitel wieder, das sich »Die psychologischen Grundlagen der neuen Buchkunst« betitelt. Was hier in aphoristischer Form erscheint, ist also in den Werken selbst viel ausführlicher behandelt.

Was ist aber Kunst? Wir wollen das zunächst nur allgemein definieren: Kunst ist die schöpferische Erfassung des überquellenden Reichtums der Dinge der Welt, das Versenken in das tiefste Sein des Menschen, ein »Irrationales« also, das sich durch Begriffe nicht definieren läßt. Wenn ich in dunkler Nacht an der Somme oder auf dem Plateau von Doberdo tausend Farben glänzen und aus Tod und Chaos des Krieges rings

um mich herum innere Lebenskräfte emporwachsen sehe oder zwischen feindlichen Gräben das Weinen eines irrenden Kindes höre, das seinen Vater sucht: sind das nicht künstlerische Erlebnisse? In uns allen ist eine schöpferische Urkraft lebendig, die uns alle diese Dinge erleben läßt, die der Künstler dann gestaltet. Unfre und des Künstlers Gedanken gehen in die Unendlichkeit, und die Kunst des Künstlers besteht

darin, diese Unendlichkeit in die Endlichkeit zu stellen. Parallel zur Welt der Tatsachen, welche die Naturwissenschaft nach dem Gesetz der Kausalität erforscht, wächst die Welt der Kunst auf, die nicht hinter aller Erfahrung liegt, nicht metaphysisch ist, sondern eben diese Welt der Tatsachen als Objekt ihrer Betrachtungen hat, nur in anderer Beleuchtung, unter anderer Perspektive. Die Kunst ist der Grundakkord, der durch unser Leben hindurchklingt, die Äußerung elementarer Gefühle, und der Unterschied zwischen uns und dem Künstler sowie zwischen Künstler und Künstler besteht nur in der graduellen Intensität, in der die elementaren Gefühle zum Ausdruck drängen. Das Beispiel vom glimmenden Docht und der lodernden Flamme!... Wir müssen erkennen, daß das reiche, vielgestaltige Leben in feinen Formen und Farben, von dem wir ja selbst ein Teil sind, auch aus der Uniformität, die der Buchkunst notwendigerweise (da hier ja Technisches und Künstlerisches zu einer Einheit verbunden ist) eigentümlich ist, herausstrahlt, wie in einer Druckseite zum Beispiel, die festgefügt und *scheinbar* so starr vor uns steht, ein künstlerischer Wille nach Ausdruck ringt. Ja, man könnte sagen, daß gerade in dieser Uniformität der Gegensatz zwischen der Form und der Phantasie besonders stark hervortritt, zur Tragik wird. Tragisch in dem Sinne, weil in der Buchkunst der Phantasie des Künstlers durch die *Buchtechnik*, den Druck, die Größe des Buches, die Art der Illustrationen usw., Grenzen gesetzt sind, wie sie die andern Künste, wenigstens in dem Ausmaße, nicht kennen. Aber gerade das Ringen des Künstlers mit dem Technischen, das hier so stark hervortritt, macht uns den Gegenstand besonders interessant, weil es unsern Blick für die feinsten und intimsten Vorgänge, die verborgener als in den andern Künsten liegen, schärft...

Das Urelement im Buche ist der Buchstabe. Wir werden also ausgehen von der Schrift, den einzelnen Buchstaben, dann die einzelne Seite, das Satzbild betrachten. Schon hier wird uns eine Fülle von Problemen begegnen, an denen selbst der Drucker eines bescheidenen Bändchens, etwa eines Reclam-Bändchens, das nur für die Lektüre bestimmt ist, nicht vorübergehen kann, die aber bei dem schönen Buche gebieterisch irgendeine typographische Lösung finden muß... Das architektonische Prinzip ist bei dem Aufbau, bei der ganzen Entstehung des Buches, also schon bei dem ersten Gedanken an die Form, die man dem Buche geben will, bis zu seiner Voll-

endung das maßgebende Prinzip. Das Buch ist also dem Bauwerk zu vergleichen: Das Interieur muß der Fassade irgendwie angepaßt werden, und umgekehrt. Gleichzeitig aber schwingt ein Rhythmus mit, das musikalische Element, der Grundbaß des Ganzen. Dieses architektonische Prinzip ist also das eigentliche künstlerische Prinzip, das das Buch in einem komplizierten Werdegang entstehen läßt.

Gesetz und Musik, Beharren und Bewegung aber tritt nirgends deutlicher hervor als in der Schrift. Wir können die zahlreichen Künstlerschriften, die in den letzten Jahren in Deutschland entstanden sind, die Schriften von E. R. Weiß, Walter Tiemann, Friedr. Wilh. Kleukens, Rudolf Koch und anderen, ebenso die zahlreichen schönen alten Schriften (z. B. die Walbaum-Antiqua) des 18. Jahrhunderts, die sich heute wieder besondrer Gunst erfreuen, als Melodien auffassen, die das Dichterwort begleiten und das zeitlose Gebilde des Dichters in die Zeit hineinstellen sollen. Aber gerade hier zeigt sich wieder, wie der Gestaltungswille des Künstlers eine Grenze an den technischen Bedingungen des Schriftgusses findet. Es tritt deshalb nach gewissen Zeiten immer wieder eine Ermüdung ein; man greift zurück zum geschriebenen Buch, als dem Lehrmeister jeder Druckschrift. So beginnt denn jede Renaissance in der Druckschrift mit der Reform des handgeschriebenen Buches. William Morris, von dem die neue Bewegung in der Buchkunst ausgegangen ist, geht wie die Meister der Frühdrucke im 15. Jahrhundert auf die Handschriften des Mittelalters zurück...

Was das deutsche Schriftmaterial so besonders reichhaltig macht, ist der Umstand, daß wir neben der Antiqua und der Schwabacher die Fraktur, die sogenannte deutsche Schrift, besitzen. Es ist ein langer Streit gewesen, der heute wieder von neuem über die Frage entfacht wurde, wer der Schöpfer unserer Fraktur gewesen ist. Man hat lange geglaubt, daß wir diese Schrift Albrecht Dürer verdanken. Heute ist diese Meinung aufgegeben. Es werden andre Männer aus der Umgebung des kunstfinnigen Kreises Maximilians, vor allem Vinzenz Rockner genannt...

Von größter Wichtigkeit ist das Verhältnis zwischen der bedruckten Fläche des Papiers, dem sogenannten Satzspiegel, und den Seitenrändern, den sogenannten Stegen. Es gibt dafür eine Reihe von Gesetzen...

Aber immer handelt es sich letzten Endes um das Problem der Stellung des einzelnen Buchstabens und der Buchstaben zur Buchseite. Wenn

wir mit ganz feinen Sinnen in diese Letternproblematik hineinführen, dann können wir noch mehr erfahren! Das gedruckte (oder geschriebene) Wort ist nur der Vermittler, die Zeichensprache in dem Zwiegespräch zwischen Autor und Leser: *Das Leben beginnt erst hinter den Zeilen*. Das namenlose innere Glücksgefühl, das wir beim Lesen der Werke unserer großen Autoren empfinden, ist jener miterschwingende Rhythmus, der aus ungeahnten Tiefen in uns aufsteigt, den die schwarze Gestalt der Buchstaben da vor uns, die Zeichensprache auch des Genius, doch irgendwie in sich bergen muß. Welcher Künstler wird es vermögen, dies in der Druckschrift selbst zu einem *lebendigen* Ausdruck zu bringen? Die Buchkunst scheint da noch Inkommensurabilien zu enthalten, die wir nur ahnend zu erfassen vermögen.

Von hier aus gesehen, scheint auch die typographische Behandlung des Buchtitels außer seiner formalen Seite noch einen inneren Zweck zu enthalten. Was ist aber dieser innere Zweck? Der Titel erscheint oft nur wie ein Stich- oder Merkwort, dessen Nennung im Leser sofort eine ganze Welt von Stimmungen auslöst; oder der Titel faßt in logischer Prägnanz und Kürze den Inhalt eines umfangreichen philosophischen

Meisterwerkes zusammen: »Die Welt als Wille und Vorstellung.« Der Einfluß eines Buches auf den Leser hängt von seinem Gefühls- oder Geistesniveau im Augenblick des Lesens, seiner Urteilskraft, seinen Ansprüchen und vielen andern Dingen ab. Da hat uns der Autor durch den Titel oft einen Fingerzeig gegeben, wie der Leser in das Innere der geistigen Eigenart des Verfassers gelangen kann, so daß ihm bei oft wiederholter Lektüre mit der tieferen Erfassung des Inhaltes auch die Bedeutung des vom Verfasser gewählten Titels immer einleuchtender erscheinen wird.

Alles dieses spielt auch bei der typographischen Gestaltung des Titels eine große Rolle, die wir in ihrer Tragweite heute noch nicht ermessen können. Es ist nichts damit getan, daß wir nun auch hier Regeln aufstellen — das ist sogar schwierig, weil jeder Titel eine neue äußere Fassung verlangt —, die Hauptsache oder der innere Zweck, die innere Notwendigkeit ist vielmehr auch hier die Auseinandersetzung mit der Welt des Autors, und aus dem Verständnis dieser Welt des Autors wird der Buchkünstler die schwierige Frage des Titelsatzes nicht nur rein äußerlich, sondern gerade von innen heraus typographisch erst lösen können.

P. MAX GREMPE / BERLIN-FRIEDENAU

INITIALEN

Dem Anfangsbuchstaben kommt im geschriebenen und gedruckten Worte eine besondere Rolle zu. Diese gewinnt noch an Bedeutung, wenn dieses Wort einen Textabschnitt oder ein Buch einleitet.

Die Entwicklung der Initiale ist verknüpft mit der des Buches. Es stehen daher auch hier zwei Gruppen einander gegenüber: die gedruckte, also mechanisch vervielfältigte Initiale einerseits, die von Hand gemalte oder gezeichnete und deshalb genau so nur ein einziges Mal vorkommende Initiale andererseits. Beide finden sich außer in Büchern auch auf den Notenblättern für den liturgischen Gesang, in Urkunden und dergleichen.

Im Initialschmuck der Handschriftenzeit sind drei verschiedene Gattungen zu unterscheiden. Erstens die einfache Majuskel, die sich vor den übrigen Buchstaben nur durch ihre Größe und durch die Farbe auszeichnet. Dann die verzierte Majuskel. Ferner die Bildinitiale, deren Darstellung sich auf den Inhalt des Textes bezieht,

den sie zu schmücken hat. An Farbenreichtum überbietet sie meistens noch die beiden andern. Diese Einteilung gilt auch für die gedruckten Initialen, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier oftmals solche der dritten Gruppe in die zweite hinübergeraten, indem sie nach erstmaliger Verwendung für einen bestimmten Text, auf den sie Bezug haben, hernach aus Sparsamkeit für Werke benutzt werden, zu deren Inhalt sie in keiner Beziehung stehen.

Die von Hand gemalte Zierinitiale ist ein Werk des Pinsels oder der Feder und als solches farbig. Diese Farbigkeit, die zur Zeit des romanischen Stiles eine gedämpfte bleibt, schlägt unter der Führung der Gotik immer rauchendere Töne an, um schließlich unter Zuhilfenahme des Goldes größte Frische und Leuchtkraft zu erreichen. Die mittelalterliche Handschrift war eine bunte Kostbarkeit. In den Schreibstuben der Klöster entstanden, später aus den zünftigen Malstuben der Laienwelt hervorgegangen, im mühseligen Fleiß der Schreiber Buchstabe an Buchstabe

aneinandergereiht, das Pergament mit prächtigen Initialen und bunten Bildern geschmückt, trägt jede solche Handschrift immer den Stempel des Persönlichen.

Die Erfindung des Druckes mit beweglichen gegossenen Buchstaben mußte auch im Buchschmuck einen Umsturz herbeiführen. Allerdings vollzog sich dieser nicht mit einem Schlag. Man war zu sehr an das farbige Satzbild gewöhnt, als daß man sogleich zum reinen Schwarzweißdruck übergegangen wäre. Man behielt zunächst die Farbigkeit der Initialen bei. Auch fehlte es anfangs an passendem, im Drucke zu verwendendem Initialschmuck, so daß mit wenigen Ausnahmen, die aus der Fußt-Schöfferschen Druckerei in Mainz stammen (z. B. dem Pfalter von 1457), die Druckwerke der ersten 25 Jahre durchweg von Hand gemalte Initialenaufweisen, die nachträglich in den dafür ausgesparten Raum eingesetzt wurden. Dann aber, im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, ging die junge Buchdruckkunst (und zwar in Augsburg zuerst) dazu über, auch den Buchschmuck mit eignen, ihr gemäßen Mitteln zu schaffen. Diese bot ihr der Hochschnitt in Holz oder Metall. Denn die geschnittenen Holzstöcke oder Metallplatten können in den Buchstabenatz eingefügt werden, worauf ihr Abdruck mit dem des Textes zugleich im Hochdruckverfahren erfolgt.

In Zeiten, da der Kupferstich die graphischen Künste beherrschte, so namentlich im 17. Jahrhundert, waren vielfach in Ermangelung guter Holzschnittinitialen in Kupfer gestochene im Gebrauch. Ihre allzu große Weichheit stimmt schlecht zu der Erscheinung des Satzbildes. Auch technisch ist ihre Verwendung zu beanstanden, da sie, auf das Tiefdruckverfahren angewiesen, beim Drucken einen doppelten Arbeitsgang nötig machen. Ein solcher liegt auch vor, wo die Initiale in zwei Farben, gewöhnlich schwarzrot, gehalten ist.

Bis gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts steht die Zierinitiale im Zeichen des Holzschnittes. Der Metallschnitt tritt dagegen an Bedeutung zurück, immerhin sind eine Anzahl Arbeiten eines der größten Meister des Buchschmuckes, Hans Holbeins d. J., in dieser Technik wiedergegeben worden. Von den in Holz geschnittenen unterscheiden sie sich wenig vorteilhaft durch die Unklarheit der Abzüge.

War die Initiale der Handschriftenzeit nach Entwurf und Ausführung das Werk ein- und desselben Meisters, so sind an der des gedruckten Buches gewöhnlich ihrer zwei beteiligt: der

Zeichner und der Formenschnneider. Die Rolle des letzteren ist nicht nebenfächlich. Nur wenn Begabung und Fertigkeit ihn befähigen, mit seinem Werkzeug den Absichten des schöpferischen Meisters zu folgen, wird dessen Entwurf auch in der Übertragung seine Schönheit bewahren.

Das Wesen der Initiale wird bestimmt durch den Umstand, daß sie ihr Dasein nicht selbständig als graphisches Kleinwerk führt, sondern immer als Bestandteil eines Satzbildes. Sie ist vor allem Schmuck. Als solchem ist ihr Anpassung an das Ganze, dem sie sich einordnet, erstes Gesetz. Darum wahrt sie in ihrer Erscheinung das Gepräge des Ornamentes. Unter der Herrschaft des Barocks dringt die freie malerische Darstellung auch in den Initialschmuck ein. Dadurch geht in diesem das Zwingende der Erscheinung verloren. In der Blütezeit der Buchornamentik dagegen wird der Aufbau der Initiale durch den Buchstaben selbst bestimmt.

Außer dem Formenwert besitzt die gedruckte Zierinitiale auch einen Tonwert, der im Satzbild von größter Bedeutung ist. Da gibt es Initialen, die hell und zart erscheinen, weil sie eine bloße Umrisszeichnung auf weißem Grunde zeigen. Anders jene große Gruppe von Alphabeten, bei der die Zeichnung sich weiß von einem tief-schwarzen Grunde abhebt. Aber der Vorzug der Frische wird bei etwas reichlicher Verwendung solcher Buchstaben zum Übel, weil dadurch eine gewisse Unruhe in das Satzbild hineinkommt. Um diese durch Ausgleichen der allzu schroffen Gegensätze von Schwarz und Weiß zu vermeiden, wurden die Initialen mit punktiertem oder schraffiertem Grunde geschaffen.

Zum Schmuck der Initiale ist im Laufe der Jahrhunderte so ziemlich alles aufgeboten und herangezogen worden, was an Gestalten und Gebilden, natürlichen und phantastischen, dem Formenschatz der Zeit jeweils zur Verfügung stand. Da findet sich das kalligraphische Schnörkelwerk, dann das Schlingwerk und das Bandgeflecht, das bald als schmückende Beigabe erscheint, bald den Buchstabenkörper selber bildet. Arabesken und Moresken fügen sich zum reichen Flächenmuster. Von dem hebt sich die strenge Antiqua wie von einem kostbaren Teppich ab. Doch den größten Anteil am Initialschmuck hat das Pflanzenreich. Seine mannigfaltigen Bildungen, bald in natürlicher Form, bald stilisiert, hier auf sich beschränkt, dort im Verein mit Delphinen und anderem Getier, mit Halbwesen und Zwittergebilden, mit Putten und Menschengestalten, ergeben meist das markige Zierstück

oder die zarte Flächenausfüllung der Initiale. In der umfangreichen Gruppe der figürlichen Initialen stehen die Kinderalphabete an erster Stelle. Sie kommen in vielen Spielarten vor und zählen zum Besten, was auf diesem Gebiet geschaffen wurde.

Der Buchschmuck und mit ihm die Initiale macht die Wandlungen der Stile getreulich mit. In seinem kleinen Reiche spiegelt sich der Entwicklungsgang der großen Kunst. Meist folgt er dieser in einigem Abstand und macht sich nur

allmählich ihre Neuerungen zu eigen. Bisweilen jedoch eilt er ihr auch voraus, so in den Jahrzehnten, die der ersten Blüte der altniederländischen Tafelmalerei unmittelbar vorangehen. Mit dem Initialschmuck wie mit dem Buchschmuck überhaupt sind große Künstlernamen verknüpft. Das war noch in jenem Zeitalter der Kunst, da die Meister des Pinsels und des Stiftes mit ihren Gaben auch den praktischen Aufgaben des Lebens dienten. Hierdurch wurde die Schönheit in den Kreis des Alltags hineingetragen.

JOHANNES MÜLLER / APOLDA

WORTE AN EINEN ALTEN KOLLEGEN

Du bist nun siebzig Jahre alt.

Dein Rücken hat sich unter der Last der Jahre am Setzkasten gekrümmt.

Deine Hände zittern leise, wenn du zu deinen Werkzeugen greiffst, die du seit fünf und fünfzig Jahren brauchst.

Deine Beine sind schwach geworden, die dich über ein Halbjahrhundert lang zur Arbeitsstätte tragen und dir schweren Arbeitsdienst verrichten mußten.

Deine müden Augen müssen starke Gläser haben, damit du lesen kannst, was Dichter und Gelehrte schrieben, die sich gedruckt sehen wollen.

Fünf und fünfzig Jahre stehst du am Kasten! Über fünf Jahrzehnte hast du – tagaus und tagein – einen Buchstaben an den andern gesetzt: die Buchstaben reihten sich zu Wörtern, die Wörter zu Zeilen, die Zeilen wurden zu Seiten und die Seiten zu ganzen Werken.

Es ist eine schier endlose Reihe, die aufmarschiert. Wie groß ist dein Lebenswerk, du Alter! Wie viele Buchstaben hat deine fleißige Hand in jenes Werkzeug befördert, das der Fachmann »Winkelhaken« nennt? Wie viele Male hast du den Winkelhaken mit sicherem Griff »ausgehoben«, damit du gleich darauf wieder von vorne anfangen konntest? Wie viele fertige Seiten hast du »ausgebunden«, um sie zu Bogen zusammengestellt dem Drucker zu übergeben? Wird die Zahl der Buchstaben nicht unendlich sein, die du in deiner Lebensarbeit in das bestimmte Fach zurückgelegt hast?

Gleich dir schaffen Tag für Tag Tausende, um durch die Kunst Gutenbergs der Welt den Geist der Denker und Schreibenden zu vermitteln.

Du hast trotz aller Not, trotz allen Elends die Liebe zu deinem Beruf nicht verloren. Immer wieder wurdest du aufgerichtet, wenn du um dich sahst: Deine Kollegen standen mit dir in einer Kampfesreihe. Du schautest in die Zukunft und ließest dir den Glauben an das Gute nicht rauben. Selbst heute an deinem Lebensabend bist du noch immer voller Hoffnungen. Du blickst auf die Jugend.

Dein Beruf ließ dich von den Herrlichkeiten und Offenbarungen der Wissenschaften kosten, und nun trägst du nach einem langen Leben die Weisheiten im Herzen, die nicht alle ernten durften.

Einmal schufst du an der Zeitung, die täglich mit anfeuernden Worten zu den Massen sprach. Du freustest dich daran,

und nach der Vollendung einer jeden Zeitungsnummer, die hinaus in die Welt eilte, warst du zufrieden wie der Redakteur, wie der Herausgeber und der Leser.

Ein andermal hast du an Werken großer Männer gesetzt, deren Handschriften nur du, der geübte und kundige Setzer, lesen konnte.

Dann gab es Zeiten, in denen du an den Gedichten der werdenden, liebestrunkenen Lyriker gesetzt hast.

Du mußttest bei den Werken guter und schlechter Schreiber sozusagen Geburtshilfe leisten, und an jedem vollbrachten Werk hattest du deine eigene Freude.

Immer zeigte sich der Welt ein Stück von dir selbst.

In dein Leben kam die Setzmaschine. Du warst dabei, da sich der Sturm gegen sie erhob, und du hast es erlebt, daß sich diese Maschine durchsetzte und vervollkommnete. War es doch die Setzmaschine, die in besonders hohem Maße vollbrachte, was vorher die Hand allein erstrebte: die gewaltige Ausdehnung der Kultur mit Hilfe der Buchdruckerkunst. Was wäre der Mensch im Zeitalter der Maschine ohne die Setzmaschine? Mit ihrer Hilfe führen wir den unermüdlichen Aufklärungskampf für die Masse des Volkes . . .

Alter Kollege! Wir lieben dich! Hoffentlich verläßt dich die letzte Kraft deiner Hände, deiner Beine und Augen nicht allzubald! Du brauchst sie ja in dem schweren Kampf ums Dasein.

Dein alter Rücken wird die Last der Jahre noch ertragen. Heute gehst du zur Arbeit wie alle Tage. Und morgen? Sorge dich nicht. Wir Jungen in der Organisation wollen dir danken.

Die, für die du dein Leben lang rastlos am Kasten geschafft, sie werden nicht viel Dank für dich übrighaben. Das Recht auf den sorglosen Lebensabend müssen wir erst noch erkämpfen.

Noch ist das Ziel, für das auch du gewirkt hast, nicht erreicht. Aber wir werden dort weiter bauen, wo du aufhören mußtest. Die Jugend wird das Werk, das auch deines war, vollenden helfen.

Wir setzen voller Jugendkraft am Buch der neuen, der glücklichen Zeit. Schon sind die einzelnen Seiten fertig. Bald werden die Seiten zu Bogen und die Bogen zum vollendeten Werk. Es wird ein Werk sein, wie keines noch die alte Kunst Gutenbergs hervorbrachte.

EIN SCHWIERIGER FALL

VON KARL KOCH / HAMBURG



«Dieses», spricht Herr Faktor Schmuß,
«Was Besondres werden muß!»



Schmuß sieht man von dannen wanken.
Setzer Kluth steht in Gedanken.



In der Gasse hin und her,
Wandert er gedankenschwer



Grübelt stundenlang voll Pein,
Aber ach! ihm fällt nichts ein.



Selbst beim Heimweg, in den Sand,
Malt er Skizzen allerhand.



Nachts, wenn süß die Gattin träumt,
Noch sein Hirn vergeblich schäumt.



Doch dann, wie aus Himmelshöh,
Andern Tags kommt die Idee!



Kunstbegeistert durch die Hallen
Stürzt er, wenn auch andre fallen.



Und dann pinnt er ohne Ruh,
Druckerteufelchen sieht zu.



Fehlt 'ne Letter, Ah! gezückt!
Wenn ihm nur das Rausziehen glückt.



Bretter, die man nicht gut lenkt,
Sind oft kürzer als man denkt.



Linien biegt er krumm und krümmter,
Bogentatz bewährt sich immer.



Mit der großen, schweren Feile
Klinkt er aus ein T in Eile.



In Linol mit scharfem Stahl
Schneidet er ein Initial.



So! Nun ist das Werk vollbracht,
Und ein Abzug wird gemacht.



«Fein!» sagt Schmuß. «Ja, das erfrischt!»
«Lohnerhöhung?!... Davon nischt!»

©



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFÜHRUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 7

JULI 1926

DR. ARMIN T. WEGNER / CHARLOTTENBURG

ASIEN DER SCHLAFENDE TIGER

Ein neues Zeitalter der menschlichen Rassen ist angebrochen. Asien nimmt die Fäden seiner geschichtlichen Vollendung auf. Auch die Politiker des Westens, die eine friedliche Entwicklung Europas erstreben, werden erkennen müssen, daß ihr Kampf vergeblich sein muß, wenn sie ihn nicht in engster Fühlung mit den Ländern des Ostens führen. Der Orient mit seinen großen künstlerischen und wirtschaftlichen Werten bietet den stärksten Anreiz für die kapitalistische Habgier dar. Die Mehrzahl der Kriege in den letzten Jahrhunderten sind Handelskriege oder Kolonialkriege gewesen, die ihre nicht weniger grausame Fortsetzung in einem verbrecherischen Handel fanden. Die ganze Welt spaltete sich in zwei Klassen: die besitzlosen und die besitzenden Völker. Ein geschlossener Ring von reich gewordenen Weltunternehmern des Westens zwingt die immer mehr verarmenden und entartenden Massen des Ostens, rastlos für sie zu arbeiten, während sie sich gleichzeitig der unerföpflichsten Menschenbehälter dieser Länder bedienen zur Aushebung farbiger Truppen. Dennoch gestatten die Völker des Westens den auswandernden Gliedern dieser Rassen, auf die sie mit einem durch nichts gerechtfertigten Hochmut wie auf halbe Tiere herabsehen, nicht, sich in den von ihnen beherrschten Ländern anzusiedeln. Die Härte und Ungerechtigkeit dieses Gegensatzes tritt um so deutlicher hervor, als wir einen großen Teil unserer eigenen Kultur diesen Ländern verdanken, die überwiegende Mehrzahl der Menschen in Asien wohnt und im Grunde genommen ganz Europa vor dem mächtigen Busen dieses Erdteils nicht mehr als eine zierliche Insel bedeutet.

Auf diese jahrhundertelange Tyrannei des Westens trat eine natürliche Rückwirkung ein. Sie begann mit dem Aufstieg Japans, das sich über Nacht alle jene Mittel der Zivilisation zu eigen machte, mit denen wir selbst es bedrohten.

Ihm folgte in immer erneuten Aufständen und Revolutionen der stündlich wachsende Selbständigkeitskampf Arabiens, Indiens und Chinas. Eine *panasiatische Bewegung* hat eingesetzt, um die unterdrückten Völker Asiens zusammenzuschließen und auf friedliche oder gewaltfame Art den Ring zu sprengen, den das selbstfüchtige Europa um den Erdball spannte. In diesem Ringen hat Japan die Führung, erfüllt von dem strengsten kapitalistischen und militaristischen Geiste, den es von Europa übernommen hat. Das Ende dieser Entwicklung steht deutlich vor uns: ein bewaffneter Aufstand des gesamten Ostens, zu dem der Wettbewerb Amerikas und Japans in den Ländern des Stillen Ozeans nur den bescheidenen Auftakt bildet. Amerika und Japan als Vorposten in jenem größeren Kampf: Europa—Asien. Möglich auch, daß Japan, »das Deutschland des Ostens«, das namentlich in China eroberungsfüchtige Pläne verfolgt, ein ähnliches Schicksal wie das mittlere Europa erleidet und durch die Überspannung seiner kriegerischen Fähigkeiten unterliegt. Wahrscheinlicher: daß Europa, da der Asiate dem Asiaten näher steht und ihn leichter begreift, sich trotz aller zuweilen sehr schwerwiegenden Gegenätze im Osten einer geschlossenen Front gegenüber sieht.

Was kann Europa tun, um diese fast unabwendbare Entwicklung zu einem unblutigen Ende zu führen? 1. Europa muß den Grundsatz »Asien den Asiaten« als eine berechtigte Forderung anerkennen. 2. Asiaten müssen in den von Europäern bewohnten oder beherrschten Ländern die gleichen Rechte wie Europäer in Asien genießen. 3. Alle Versuche müssen eingestellt werden, fremden Kapitalismus und Handel den östlichen Völkern aufzuzwingen. 4. Europa muß durch den Beginn seiner Selbstabrüstung beweisen, daß Asien zu seiner Befreiung die Mittel unseres Militarismus nicht mehr nötig hat.

Auf diesem Wege kommen uns folgende Erscheinungen entgegen. Asien ist die Wiege dreier großer pazifistischer Religionen: Christentum, Buddhismus, Konfuzianismus. Zahlreiche Sekten verwerfen die Gewalt in so hohem Grade, daß sie es sogar ablehnen, das Fleisch der Tiere zu essen. Ein beschämendes tragisches Zeichen für die Idee des Friedens, daß China gerade deshalb so lange eine machtlose Stellung einnahm, weil es sittlich das höchststehende unter den Völkern war, dessen Bewohner zum Teil den Krieg bis zur Selbstverteidigung verabscheuten. Organisatorisch verfolgten daneben zwei große Bewegungen in Asien die unblutige Befreiung des Orients: der »Behaismus« und die »Gandhibewegung«. Der Behaismus, in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts in Persien gegründet, geht von der Erkenntnis aus, daß der Gott aller monotheistischer Religionen derselbe ist — um auf diese Weise zu einer friedlichen Einigung zu kommen. Die Lehre des Gandhi dagegen, der in Indien wie ein Heiliger verehrt wird, ist eine »Lehre der Widerstandslosigkeit«. Ihr Zweck: die gewaltlose Befreiung Indiens. Ihr Mittel: die Verweigerung aller politischen oder sozialen Tätigkeiten, die der Fortsetzung der englischen Herrschaft dienen. Trotz mancher merkwürdigen Widersprüche, wie der Aufhebung des Streiks zu Zeiten politischer Nöte für England, zum Beispiel während des letzten Krieges, bedeutet die Lehre des Gandhi doch eine der unbedingtesten Friedenseinrichtungen der Erde (in Europa allein der Bewegung der Kriegsdienstverweigerer vergleichbar) und wirkt auch über Indien hinaus, eine Weltmission zu erfüllen. Friedliche Schlichtung erstrebt auch der *Zionismus* unter den arabischen

Eingeborenen in Palästina. Schließlich wird der pazifistische Gedanke mittelbar unterstützt durch die übertriebene Militarisierung und Kapitalisierung östlicher Völker durch die eigenen Regierungen. Gerade in Japan sind seit langem sozialistische Parteien im Wachsen begriffen, die, noch heute nach preussischen Methoden unterdrückt, schon vor zwanzig Jahren »die Verbreitung des Grundsatzes der allgemeinen Bruderschaft und die Abrüstung im Interesse eines allgemeinen Friedens« als ersten Punkt auf ihr Programm gesetzt hatten.

Dies ist eine nüchterne Entwicklung, deren Bedeutung für die Zukunft nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Asien, der schlafende Tiger, reckt sich, seine Pranken in das Herz Europas zu schlagen. Wenn die Feinde der Gewalt die Herrschaft des rohen Machtgedankens auf Erden verringern wollen, so werden sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf eine Frage richten müssen, die schon für unsere Enkel zu einer entscheidenden werden kann, vor der alle pazifistischen Probleme des gegenwärtigen Europa verblaffen. Nur so können wir die Welt vor einer neuen Verwüstung bewahren, die, wenn sie auch nicht notwendigerweise den Untergang des Westens zur Folge haben muß, das Eingeständnis der Schwäche unserer eigenen Kultur nur allzu leicht nahelegt. Möge die Zukunft allen Völkern der Erde die Kraft der Erkenntnis geben, daß die uralte Weisheit Asiens, allein durch Gewaltlosigkeit zu dauerndem Glück zu gelangen, voll tieferer Wahrheit ist als alle wissenschaftlich vervollkommneten Mittel der Kriegführung und des Reichtums, mit denen wir blind und grausam zu unserem Schaden den Osten vergifteten.

DR. KARL SCHRÖDER / BERLIN

DIE SOZIALE UTOPIE

I.

Nicht jeder kennt — außer vielleicht dem Namen nach — auch nur die berühmtesten Utopien, etwa den »Staat« des griechischen Philosophen *Plato* (um 400 v. Chr.) oder die »Utopia« des englischen Staatsmannes *Thomas Morus* (1480 bis 1535) oder die »Reise nach Ikarien« des französischen Kleinbürgers und politischen Flüchtlings *Etienne Cabet* (1788 — 1856). Viele aber kennen eine Karikatur der Utopien, eine Spottschrift auf sie: »Schlaraffenland«; jeder auch weiß, daß vom Bürgertum der kapitalistischen Gesellschaft der »Zukunftsstaat«, die »Welt-

kommune« — oder wie immer das Bild einer im Sinne sozialistisch-kommunistischer Ideen veränderten Gesellschaft bezeichnet werden mag — als Utopie angesehen wird. An diese beiden Gegebenheiten mag er zunächst denken, wenn wir versuchen wollen, vor einem geschichtlichen Überblick über die Utopien vom Altertum bis in die Gegenwart uns das Wesen der Utopien im allgemeinen näherzurücken.

Man bezeichnet als utopisch alle Ansichten, Vorstellungen, Gedanken, die sich, der Meinung des Kritikers nach, nicht in die Wirklichkeit, in die

gesellschaftliche Wirklichkeit umsetzen lassen, die eine »Spekulation im luftleeren Raum« darstellen. Vorstellungen solcher Art mögen erwünschte, gedanklich schöne Produkte sein, aber sie passen nicht in die Realität der Welt, sie rechnen nicht mit der Natur der Menschen, nicht mit der Summe tatsächlich vorhandener Widerstände. Als Utopien bezeichnet man demnach — immer ganz allgemein gesprochen — Darstellungen von einer Gemeinschaft, einem Idealstaat, von Genossenschaften und so fort, in denen das Leben der Menschen gewissermaßen in paradiesischer Freude und Ungefügtheit hingeht, jedenfalls aber freier von alledem, was dem Schöpfer solcher Utopie als Verkehrtheiten, Torheiten und Laster der bestehenden Gesellschaft erscheint. Der Name »Utopie« verdankt hierbei seinen Ursprung dem Werk des Thomas Morus und hat wegen des darin behandelten Themas mehr und mehr die engere Bedeutung von »kommunistischem Idealstaat« angenommen. Inwieweit diese Deutung richtig ist oder ausreicht, wird sich später ergeben, jedenfalls aber sind schon aus einer ganz allgemeinen Betrachtung, aus einem ersten Nachdenken über das Gefagte heraus eine Reihe von Überlegungen zu gewinnen. Wir sehen hier ganz ab von jenen religiösen Vorstellungen, bei denen das irdische Leben als eine Art Zwischenstufe angesehen wird und die Utopie, der Idealzustand ins »Jenseits« verlegt wird. Hier wird von vornherein an eine Verwirklichungsmöglichkeit auf Erden nicht gedacht. Immerhin enthalten auch sie ein Moment, das allen Utopien gemeinsam ist: Verlangen nach einem die unzulängliche Gegenwart ausgleichenden Zustand. Utopien sind in der Tat Ausgleichsvorstellungen, Reaktionsvorstellungen auf gefühlte und empfundene Mangelhaftigkeiten, Ausgleichsvorstellungen, die in bestimmter Weise dem entsprechen, was der Schöpfer einer Utopie in sich unterdrücken mußte, so daß also, grob gesagt, die Ausgleichsvorstellung eines Menschen, der viel hungern mußte, das Schlaraffenland ist, die Ausgleichsvorstellung eines Sklaven das Herrsein usw. Angeboren jedem Lebewesen ist das Bedürfnis, Luft zu gewinnen, der Trieb zur Bedürfnisbefriedigung. Über die primitivste Befriedigung von »Hunger und Liebe« hinaus entstehen aus dem gesellschaftlichen Dasein der Menschen neue Bedürfnisse, das verschiedenartigste Verlangen nach körperlicher und geistiger Luft. Jedes gesellschaftliche Dasein erzwingt aber in irgendeiner Weise Begrenzung der Einzelwünsche. In höherem oder geringerem Grade

muß der Mensch verzichten auf Befriedigung. Solange ein solches Verzichtsmüssen in normalen Grenzen, durch Eingewöhnung von Kindheit auf, vor sich geht, werden die Menschen, besonders die jüngeren, zwar nicht frei bleiben von Wünschen, die über das Vorhandene und sichtlich Erreichbare hinausgehen, aber sie werden sich bald mit dem Gegebenen abfinden, »mit beiden Beinen auf der Erde stehen« und Utopien und utopische Gedanken als leere und überflüssige Träume ablehnen, allenfalls sie als Jugendtorheiten lächelnd hinnehmen. Anders aber wird es sein, wenn das Gefühl des Verzichtsmüssens in einer in jeder Weise als unzulänglich empfundenen Gesellschaft unerträglich wird und dann zwangsläufig zur Bildung von Vorstellungen führt, die dem jeweiligen gegenwärtigen Zustand entgegengesetzt sind.

Aus dem besonderen Zustand, aus der besonderen Körper- und Gemütsverfassung eines Einzelmenschen also, im untrennbaren Zusammenhang mit dem Gesellschaftszustand, in dem dieser Einzelne existiert, ergeben sich zunächst die utopischen Vorstellungen. Sie werden verschieden sein zu verschiedenen Zeiten, sie werden verschieden sein nach der Schicht, nach der Klasse, der ihr Schöpfer angehört, und endlich werden sie verschieden sein nach der besonderen Eigenart, dem besonderen Temperament, der Charakterneigung des Verfassers. Mit anderen Worten heißt das: Um die Bedeutung einer Utopie zu verstehen, müssen wir sie aus ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang heraus verstehen.

Wenn nun gesagt war, daß Utopien Ausgleichsvorstellungen bestimmter Natur sind, so ist damit freilich nur ein einzelnes, bestimmtes Moment ihres Wesens, ihrer Entstehung herausgehoben; es ist selbstverständlich nicht gesagt, daß alle Ausgleichsvorstellungen der gekennzeichneten Art utopisch und Ansätze zu Utopien sind. Zur Kennzeichnung als Utopie gehört mehr, gehört entscheidend das am Anfang Angedeutete: Utopien sind in ein System gebrachte Wunschvorstellungen, die nicht realisierbar sind, d. h. nicht in die Wirklichkeit umgesetzt werden können. Mit dieser Bestimmung erst ist das gegeben, was man den Kampf um die Utopie nennen könnte. Es ist nämlich gar kein Zweifel daran, daß die Schöpfer von Utopien und zahllose Menschen mit ihnen ihre Utopie für durchaus verwirklichungsmöglich hielten und halten, wenn sie das auch von gewissen Voraussetzungen abhängig machen. Aber auch diese Voraussetzungen fahlen sie durchaus für erfüllbar an, ob sie be-

deuteten: Charakteränderung des Menschen, Abschaffung des Eigentums, Rückkehr zur Natur oder sonstwie. Von zahlreichen Utopisten sind ernsthafte Versuche gemacht worden, ihre Theorie Praxis werden zu lassen. Die Auffassung darüber, was realisierbar ist und unter welchen Umständen es realisierbar ist, ist eben eine sehr verschiedene. Und erst Klarheit hierüber kann zur vollen Klarheit über das führen, was als bloße Utopie anzusprechen ist und was als erfüllbarer Wunschzustand.

Wir bemerkten schon, daß die Utopie Ausdruck eines Unbefriedigtseins ist, daß sie nicht das Produkt des geistigen oder körperlichen Sattseins, sondern das des »Hungers nach der Gerechtigkeit« ist. Nun erleben wir in der Gegenwart deutlich, allzu deutlich genug, daß die Vorstellung der sozialistisch-kommunistischen Gemeinschaft von kapitalistisch-bürgerlicher Seite als reine Utopie angesehen wird, und daß man den Kampf dafür zu einem utopischen, aussichts- und zwecklosen stempeln möchte. Die Kämpfer dafür bezeichnet man je nachdem als verrannte Idealisten oder auch als Narren und Verbrecher. Die Sozialisten selbst sind anderer Auffassung. Zwar bezeichnen auch sie die Theorien Platons, Morens, Cabets usw. als Utopien, auch sie sehen — um nahe liegende und bekanntere Namen herauszugreifen — die Versuche Simons, Fouriers und Owens als Utopismus an, aber ihre eigene Auffassung erscheint ihnen als das gerade Gegenteil von Utopismus, als ganz und gar auf der Wirklichkeit fußender Realismus. Sie sehen den »Zukunftsstaat« (wenn auch nicht den von Gegnern entworfenen und karikierten und ebenfowenig den von überchwenglichen Träumern erhofften) als erreichbar an, als eine Kommune, die in ungleich höherem Grade jeder Art Bedürfnisbefriedigung ihrer Mitglieder dient als die gegenwärtigen Staaten. Ist diese Annahme richtig oder haben die Kapitalisten ein Recht, die Sozialisten von heute mit allen bisherigen Utopisten in einen Topf zu werfen? Bei Beantwortung dieser Frage verzichten wir zunächst auf alle besonderen Einzelheiten — diese sind beim Eingehen auf bestimmte Utopien zu erörtern — und heben als den entscheidenden Unterschied zwischen Sozialismus und Utopie heraus: Der Sozialismus untersucht die Triebkräfte des gesellschaftlichen Geschehens, den Zusammenhang von Gesellschaft und Ideen, und aus der Erkenntnis des Zusammenhanges von Ideen und der bestimmten Art menschlicher Bedürfnisbefriedigung zeigt er einmal den praktischen Weg, den Hebel zur Um-

änderung der bestehenden Verhältnisse unter enger Anknüpfung an die gegebenen Wirklichkeiten, und zum andern entwickelt er aus dieser Erkenntnis ein Bild zukünftiger Möglichkeiten. Es muß zugegeben werden, daß bei der Ausmalung dieses Bildes womöglich in allen seinen Einzelheiten auch manchen Sozialisten der Vorwurf der Utopisterei zu machen ist, aber das ist ganz unwesentlich gegenüber den erstgenannten Faktoren und der Einsicht in den utopischen Charakter solcher Bilder. Diesem Sozialismus als Wissenschaft gegenüber steht die Utopie als Theorie oder als Dichtung, die zwar auch bisweilen (selten genug) einen Hebel aufzeigt, den in ihr verheißenen Idealzustand zu verwirklichen, dies aber niemals vermag unter Aufhellung und Entwicklung aller vorhandenen gesellschaftlichen Triebkräfte. So erhebt die Utopie z. B. den bloßen Appell an die menschliche Vernunft und erwartet von ihr allein Änderung der Verhältnisse, oder sie erbaut ihr neues Gemeinwesen außerhalb der bisherigen Gesellschaft auf einer Insel und so fort. Wir werden das noch sehen. Im allgemeinen hat sie vor allem eine unzulängliche Vorstellung von dem Verhältnis von Idee und Wirklichkeit, von Denken und Sein, von Geist und Materiellem. Daher sei, zum besseren Verständnis des Späteren, an dieser Stelle noch kurz zusammengefaßt, welche Auffassung der wissenschaftliche Sozialismus über diese Frage hat. Er sagt: Das gesellschaftliche Sein bestimmt das Bewußtsein der Menschen. Geschichte ist Handeln. Menschliches Handeln geht durch Vermittlung menschlichen Geistes. Der Sozialismus als Wissenschaft des menschlichen Geistes betrachtet das geschichtliche Geschehen als natürliches Geschehen. Für ihn gilt: Der menschliche Geist, alles, was er wirkt, wird bestimmt durch die übrige materielle Welt. Materiell aber bedeutet hier alles, was wirklich ist, was auf uns wirkt, also alles Geistige einbegriffen. Wirklich sind die Gedanken; nicht wirklich Gott, Teufel usw. Wirklich sind die Ideen, Ideale, Sehnsucht, Begeisterung als Gedanken; nicht wirklich die abstrakten »ewigen Menschenrechte«, die Moral usw. Für das Bürgertum ist der Menscheng Geist Abglanz von Gottes Geist, die Ideen Abglanz einer ewigen Idee. Für den Sozialisten geht der Trennungstrich nicht hindurch zwischen Geist und Materie, sondern zwischen der Gesamtnatur und den phantastischen Begriffsbildungen. Also die wirkliche, die ganze wirkliche Umwelt bestimmt den menschlichen Geist, äußere Bedingungen so gut wie Tradition, Propaganda,

der ganze geistige Besitz der menschlichen Gesellschaft. Das menschliche Handeln wird bestimmt durch die unmittelbaren Triebe (zwingenden Lebensbedürfnisse) so gut wie durch sittliche Triebe, Ideale, Opfermut und so fort, die oft genug handeln lassen gegen das unmittelbare Interesse. Diese Mächte aber stammen für den Sozialisten nicht vom Himmel, sondern aus der realen Welt selbst; erzeugt durch die Nöte der ökonomischen Entwicklung, verbreiten sie sich durch alle Mittel geistigen Verkehrs. Wenn also von Ideologen Revolutionen, geschichtliche Ereignisse zurückgeführt werden allein auf bestimmte neue Ideen, so heißt das für den Marxisten nicht, daß das absolut falsch ist, sondern, daß es unvollständig ist, daß es nicht zur Klarheit führt, daß das Entscheidende »vergesen« ist, daß vergesen ist, die wirtschaftlichen, die gesamtgesellschaftlichen Wurzeln der Ereignisse bloßzulegen. Es ist das unvergängliche Verdienst von Karl Marx, die Ideen in ihrem engen Zusammenhang mit Interessenfragen innerhalb der Gesellschaft, die Ideen (in ihrer großen Allgemeinheit) als Spiegelbilder der gesellschaftlich-ökonomischen Grundlage, aufgezeigt zu haben. Zwischen der ökonomischen Entwicklung als Ursache und der ökonomischen

Revolution als Resultat sind die entscheidenden Zwischenglieder die lebendigen, denkenden, fühlenden, wollenden Menschen. Hierbei ist selbstverständlich, daß die gesellschaftlichen Ereignisse nicht auf Köpfe wirken, deren Geist ein unbeschriebenes Blatt ist, sondern auf Geister voller Tradition aus früheren Epochen. Umbildung, Zerstörung, Neuaufnahme erfolgt, aber auf die Dauer gewinnen die neuen Ideen und treiben die Menschen zur Tat. Mit anderen Worten heißt das: Die Notwendigkeit, von der der wissenschaftliche Sozialismus oft spricht, erfolgt durch Vermittlung der Menschen. Und ebenso selbstverständlich bestimmen nicht die ökonomischen Verhältnisse von heute allein das Bewußtsein der heutigen Menschen, sondern auch die früheren Verhältnisse (Traditionen) bestimmen es. In dieser Auffassung, im Zusammenhang mit der erwähnten grundlegenden Untersuchung der gesellschaftlichen Triebkräfte und der Hebel, die Theorie Tat werden zu lassen, unterscheidet sich der wissenschaftliche Sozialismus von jedem Utopismus grundsätzlichen. Wahr haben wollen das nur jene Gegner nicht, die sich in ihrer Machtstellung bedroht fühlen, deren Gesichtswerte über den Kreis des eigenen Interesses, ihres Klasseninteresses nicht hinausreicht.

SEI DAEGEN BEID NICKS

Rudolf Zimpel, ein in Wismar verstorbenen Kollege, der auch schriftstellerisch tätig war, hat eine Reihe plattdeutscher Kurzgeschichten unter dem Obertitel »Olle Geschichten ut Wismar« verfaßt; der Stoff war ihm von alten Mecklenburgern überkommen. Wir haben aus seinem Nachlaß einige Erzählungen erworben und beginnen heute mit dem Abdruck, der besonders die dialektkundigen Kollegen interessieren wird.

Jochen Muchlin wier en groten Ströper. Hei füll hüt nahmiddag Fauder plücken för de Zäg', hadd dat aewer wedder »ganz vergeten« un drew fick an'n Water rüm. Sinen Ledderball un den Knüppel taum Ballflagen hadd hei aewer nich vergeten, disse nützlichen Saken hadd hei fick mitnahmen. Sin Moder fet wildeß vör dat niedrige Finster von dat lütte einstöckige Hüsken achter de beiden Pött mit de duwvelten Goldlack-Blaumen un flickte Jochen sin Büxen.

De wieren alle Näf lang terreten.

De Fru süzte dorbi ut deipen Harten. Nu güng't bald nich mihr, nu müßten dat bald en poor nige Büxen fin. Ja, licht wier ehr Lewen nich sid söß Johr, as sei von den Reeder de flimme Nachricht kreg, dat ehr Mann ut den Maß follen wier un fick dat Gnick braken hadd!

Dunn kloppte dat von buten an de Finsterruten.

»Muchlinfch, ick kann mit minen Krinelenrock nich dörch de smalle Husdör dörchkamen, ick möt hier buten bliewen. Ach du meine Güte! Aewer ick wull Sei dat doch seggen: Ehr Jochen prügelt fick all wedder mit Gottlieb Hilgendörp. Up den Hoppenmarkt slahn fick de Jungs de Snuten bläudig. Ach du meine Güte! Un up Lobedanz fin Lieft steiht en Hümpel Minfchen – utgewuffene grote Lüd', kiken tau un hiffen de Slüngels noch up – fo 'ne Unvernunft! Ach du meine Güte! Un kein Pullezei is tau feihn, dei de Bengels uteinander ritt. Wenn sei brukt warden

fünd de Stadtdaten nich tau hewwen, aewer wenn de Stadt-Tambur dat Monatsgeld uttrummelt hett, denn is fon'n Kirl glik bi unfereins un halt einen den letzten Schilling ut den Geldbüdel. Ach du meine Güte!«

Sei halte irft en beten Luft, de dicke Fischfru Gaudenrath. »Anner Woch' is Börgerfchuß, Muchlinfch, gahn Sei Mittwoch ok en beten nah Grönings? Dat is jo nu Mod' worden. Wi kaken uns dor Kaffee un nehmen uns Mulfchellen un Tweiback mit. Wat will de Minfch doch ok eins hewwen. Ach, du meine Güte! Un, wat ick noch seggen wull – fall ick Sei morgen früh ok en Gericht Bütt bringen? Dicke Bütt, kein Löschblätter, dor sitt wat an de Graden. Nee, Sei willen kein? Na, denn adjüs. Ach du meine Güte!«

De dicke Fru puffte de Strat entlang.

De Wittfru Muchlin hadd fick so dägern verfiert, dat sei de Büx fallen let un ganz verflürt dort fet.

De Malermeister Hilgendörp wier en riken, aewerbößtigen Mann, hei fet in'n Börger-Utschott un güng alle Woch mit Polka, finen groten Hund, up de Jagd – wenn hei ok feindag nicks dröp.

Un mit finen Jung Gottlieb, de in de hoge Stadtschau güng, prügelte fick ehr Jochen! Hei wier jo woll rein des Deuwels, ehr Slüngel von Jung!

Dunn würd de Dör apen reten, un Jochen kem 'rin. Hei hadd 'ne bläudige Näf' und fin Gesicht wir likenblaß.

»Mudder, Mudder – wat heww ick dahn, wat heww ick dahn! Gottlieb Hilgendörp heww ick – heww ick dotflahn!«

Hei sackte up enen Stauhl dal, sprüing aewer glik wedder up un fäd: »Stadtfoldat Hinkfaut is all achter mi, fei will'n mi griepen un up't Rathaus bringen – un dor warden fei mi aewer den Buck fnallen – und denn ward ick Släg' kriegen – und denn warden fei mi insparren – un nahsten warden fei mi den Kopp afflagen – – ick verstek mi in den Zägenfall. Un wenn dat düfter is, denn lop ick nah Grewsmaehlen nah Großmoder, un von dor gah ick nah Lübeck un verkrup mi up en Schipp, wat in See geiht – un midden up de See kam ick taum Vörfchin, un denn möten fei mi as Schippsjung behollen. Ick will nich köppt warden!«

Un Jochen löp in den Zägenfall.

Mudder Muchlin wier bi den Jung fin Würd' dodenbleik worden, fei flög de Hänn'n aewern Kopp taufam un weinte taum Erbarmen.

Ehr Kind, ehr einzigst Jung en – Mürder! Aewer fei wier likers en starkes Frugensminsch. Sei güng bi ehren Kuffer, halte fick ehr Ümflageldauk un den Kiekhaut 'rute un ging ut de Husdör, de fei tauflet, up de Strat. Sei wull fick aewertügt maken.

Langsam as de düre Tid flög fei den Weg in nah Maler Hilgendörp fin Hus.

Mit sworen Harten stünn fei up de Del un feg de Hofdör en Hand breit apen stahn. Un mit eins hürte fei von dor her den Malermeister fin Stimm, de, fünft fo hart un groww binah weinerlich klüng.

Sei kreg dat Bewern in de Bein un flek fick wedder ut de Husdör up de Strat. In ehre Dodesangst fett'te fei fick up de grüne Bänk vör de Husdör

Dunn kem en Mann ut den Maler fin Hus, kek ehr fcharp in't Geficht un wull iligst wieder gahn. Dat wier de Balbier un Veihdokter Smidt.

»Is hei – is hei – dod?« frög fei mit bewrige Stimm.

»Ja,« fäd de Mann, »dor wier nicks mihr tau helpen.« Un hei güng wieder.

»Gott in den hogen Hewen, stah mi bi, also doch!« stachnte de arme Fru und brök binah taufam.

Doch fei wull un müßt' allens weiten.

Mit ehr bewerigen Bein güng fei noch einmal aewer de Del un mök ahn antaukloppen de Stuwendör up.

Un fo 'ne Freud' hadd fei in ehrn ganzen Lewen noch nich hatt, as in diffen Ogenblick! Dor fet de Jung, de Gottlieb, an den Etdifch un lepelte fin Baukweitengrütt in Melk as Abendköst. Hei hadd twors en nattes Linnendauk um den Kopp bunnen, feg aewer heil grell ut fin brunen Ogen. Nugüng de Kaekendör bian up, un de Meisterin Hilgendörp kem mit en Schöttel vull Brattüften 'rinne, de fei up den Difch fett'te.

»Muchlinfch,« fäd fei, »ick will kein Klagleder hüren, gah Sei man wedder nah Hus, ein Jung is nich beter as de anner! Ick will gor nicks weiten, rein gor nicks, versteiht Sei mi? Gah Sei man wedder hen, wo Sei herkamen is, ihre min Mann rinne kümmt. Hei is fo all den ganzen Dag gnittrig, wil em hüt fin Jagdhund dodblewen is. Ehr unnorig Jochen hett minen Jung ok einen dägten bipult, hei hett em mit en Ballholt enen Brusch vör den Kopp flahn, dat Gottlieb enen Ogenblick vör dod dalfollen is. Nee, nee, Muchlinfch, ick will nicks, rein gor nicks hüren von de Prügeli. Gah Sei man wedder tau Hus. Ehr Jung daugt ok nicks!«

Jochen fin Mudder würd ümmer vergnügter utfeihn. Ach du leiwer Gott, wat wier ehr licht um't Hart worden. Aewer fei wull doch ok einen Trumpf utspelen.

»Un Ehr Jung daugt irst recht nicks!« rep fei ludhals, un bums! flög fei de Dör von buten tau

Dat Gahn würd' ehr nich mihr swor, ümmer fixer lep fei de poor Straten bet nah ehr Hüsken. Sei hadd dat ok ilig. In ehren lütten Hinnergoren wüffen flanke Haffel-Rauden – Jochen füll vör'n Taubeddgahn noch 'ne Dracht Prügel hewwen.

MAX BARTHEL / BESELIGUNG

Der Radfchwung geht

Ohn' Raft und Ruh',

Die Wolke weht,

Die weiß am Mittagshimmel steht,

Und wandert zu.

Dann stürzt sie tief

In schwarze Flut,

Die zärtlich rief

Und glänzt und ruht.

Der Tag vergeht

In Rauch und Ruß,

Ein Schatten weht,

Der schwarz am Abendhimmel steht,

Hinab zum Fluß,

Nun endet facht

Der Dinge Lauf,

Bald schlägt die Nacht

Die Augen auf.

Die Stunde geht

In heiliger Ruh',

Der Mond verweht

Die Sichel, die im Sternfeld steht,

Und schneidet zu.

O Glück und Glanz

In fernen Höh'n,

O Sternentanz:

Die Welt ist schön!

DIE BÜCHER GILDE GUTENBERG

wird vom vierten Quartal dieses Jahres ab eine wesentliche Neuerung durchführen: sie wird den Mitgliedern *mehrere* Bücher zur Auswahl stellen. Es ist dann niemand mehr verpflichtet, ein bestimmtes Buch abzunehmen. Die bisherige Methode des unbedingten »Pflichtbuches« hinderte manchen, sich der Gilde anzuschließen, weil nicht jedem jedes Buch behagt. Die neue Einrichtung ist also als ein bedeutender Fortschritt zu werten. Darum melde sich auch der Letzte als Mitglied, und jeder wirke für die Büchergilde Gutenberg, das prächtig gedeihende Kind des Bildungsverbandes!



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFLEITUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 8

AUGUST 1926

WILLY MÖBUS / BERLIN

DIE ENTSEEELUNG DER ARBEIT

Es scheint, daß die Idee der Freiheit so alt ist, als Menschen denken können. Aber Freiheit ist leider etwas, was noch niemand so recht zu erklären vermochte. Der begeisterte Techniker, der eine neue Maschine schuf, die mit einem Schlage die Arbeit zahlreicher Menschen spielend tat, träumte von der Befreiung vom Joch der Arbeit. Arbeiter aber zerfchlugen seine Maschine: sie fürchteten den eisernen Wettbewerber! Und als dieser sich stärker erwies, als sie glauben konnten, weil er einer schöpferischen Idee sein Dasein verdankte, und weil die Macht des Geldes ihn stützte, da haßten sie ihn mehr noch als zuvor mit stillem Ingrim, denn er zwang ihnen sein Tempo auf, veränderte ihre Lebensgewohnheiten und riß sie aus alten, vertrauten Geleisen heraus. Der begeisterte, schaffensfreudige Techniker aber hatte der Maschine etwas von seiner Seele eingehaucht, seinem Geist war die Idee entsprungen; welche Freude mochte er empfunden haben, als die Maschine »ging«, als sie leistete, was er von ihr erhoffte. Er hatte hier im wahrsten Sinne »befehle« Arbeit vollbracht. Wenn man heute von der »Entfeelung« der Arbeit spricht, so denkt man sogleich an Taylor und Ford oder auch an Normung und Typung, vielleicht auch an die Psychotechnik. Man sieht ungezählte Tausende in jagender Hast gleichförmige Bewegungen machen, beobachtet von kalten Augen, die die Bruchteile der Sekunden auf der Stoppuhr zählen, um festzustellen, ob die letzte Höchstleistung nicht doch noch zu überbieten sei. Man sieht die Herren der Betriebe an ihren Schreibtischen sitzen, wie sie mit kühler Überlegung aus den Sekundengewinnen Goldgewinne herausrechnen, die es ihnen ermöglichen, die Dividenden zu erhöhen, den Aktienwert zu steigern, die Werke zu vergrößern und ihren Machtbereich zu erweitern. Man fühlt, wie der einzelne für diese Großen im Reiche der

Wirtschaft zu einem wesen- und feelenlosen Nichts einschrumpft, wenn sie ihren ehrgeizigen Plänen nachjagen, die zu Konflikten oder auch zu ungeheuren Zusammenballungen führen, die die Welt wiederum in Atem halten oder den Diplomaten Arbeit schaffen, die leider nur zu oft von den »Politikern mit den andern Mitteln«, den Militärs, fortgesetzt wurde. Wenn dann diese gewaltige Entwicklung, die in unfrer Überlegung bei der Stoppuhr begann, soweit gediehen war, dann wurden die vom Sekundenteufel gehetzten namenlosen Massen wieder in Reih und Glied gestellt, bewaffnet und wie feelenlose Wesen in den Tod getrieben. Vielleicht aber ergriffen auch viele von ihnen nur zu gern den Beruf eines Soldaten, weil sie hofften, von der Einförmigkeit der Fabrik erlöst zu werden, vielleicht glaubten sie, durch das große neue Erlebnis ihr feelisches Gleichgewicht wiederzufinden, denn immer noch schlummert in den Hirnen der Menschen die Romantik vergangener Tage: »Im Felde, da ist der Mann noch was wert«; aber eines Tages müssen sie erkennen, daß sie sich auch darin geirrt hatten . . .

»Ja, in der guten alten Zeit!« fagen dann oft die Enttäufchten. Sie denken die Gedanken Eichendorffs und anderer noch einmal, die ihnen die Schule vermittelt hatte, nachdem Eichendorff und seine Epoche schon lange der Vergangenheit angehörten. Da ist der fröhliche Handwerksbursche, der hinauszieht in die Welt und munter sein Lied im Wettstreit mit der Lerche singt: »Wem Gott will rechte Gunst erweisen«, oder: »Wer recht in Freuden wandern will« und wie diese gemütvollen Lieder alle heißen. Ja, in der guten alten Zeit, in der der Mensch noch etwas galt, wo Handwerkerstolz und Gerechtigkeit herrschten, wo es noch keine Maschinen gab, und wo statt des schrillen Pfeifens der Lokomotive das Posthorn lustig klang. Die gute alte

Zeit! War sie wirklich so gut, war damals die Arbeit in der Tat so befeelt und so beglückend, wie handwerksfremde Dichter fangen? Noch heute gibt es mittelalterliche Menschen, die in der Arbeit etwas Entehrendes sehen. Warum wurde auch in jener »guten alten« Zeit der Handwerker so gering geschätzt? Wieviel feelenlose Arbeit wurde schon damals gefordert und verrichtet! Welch stumpfsinniger Trott war es, die Treträder zu bewegen oder die Galeeren zu rudern! Wie entsetzlich war der Betrieb in den Bergwerken! Auch die Werkstätten der Handwerker waren wirklich keine Dorados. Aber Arbeitsteilung im heutigen Sinne war unbekannt, und selbst bei Massenartikeln gab es viele Handgriffe, bevor sie fertig wurden. Und diese Handgriffe durfte ein Mensch ganz allein machen. Dann aber war Europa im Verhältnis zu heute nur schwach bevölkert, und Massenarbeitslosigkeit war unbekannt. Unbekannt war auch der Wert der Zeit — damals gab es noch keine Stoppuhren. Heute ist die Zahl der Menschen gewachsen. Das Preußen Friedrichs II. zählte sieben Millionen Einwohner, das heutige 50 Millionen. Alle diese Menschen können auf dem eng gewordenen Raum nur leben, weil Wissenschaft und Technik gemeinsam die Grundlagen dazu schufen. Es ist so, wie Karl Marx einmal sagte: »Die technische Arbeit ist die von allen Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbedingung der Menschen, ewige Naturnotwendigkeit, um den Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, also das menschliche Leben selbst zu vermitteln.« Wir verdanken der Technik, daß sich die Menschheit in den Ländern europäischer Geistesrichtung in einer Weise vermehren konnte, wie es früher unter andern Daseinsbedingungen unmöglich gewesen wäre. Aber in der Welt gibt es nichts umsonst. Wir müssen für alles zahlen. Diese große Menschenmenge kann bei den vorhandenen natürlichen Hilfsmitteln nur leben, weil sie ihre Arbeitskraft und ihre Produktivität ins ungeheuerliche gesteigert hat. Und nun ist sie eingespannt in die Hetzjagd des Alltags. Sie ist dem Zeitbegriff verfallen und hat die Beschaulichkeit vergangener Tage opfern müssen. Die Technik wäre an sich wohl imstande, Erlöserin zu sein, aber sie kam unter die Botmäßigkeit des Kapitalismus, des brutalen Gewinnstrebens, und daraus erwuchs die fortschreitende Entfehlung des Arbeitsprozesses in den Fabriken. Ganz bewußt haben die Völker Europas daran gearbeitet, an die Stelle der aus dem Innersten, aus dem Unbewußten quellenden schöpferischen

Arbeit, durch die in der vorkapitalistischen Zeit so bewundernswürdige, auch heute noch befeelt erscheinende Werke erwuchsen, die abstrakte, bewußte, kalte, rechnende Verstandesmäßigkeit zu setzen. Selbst die seelischen Bedingungen wurden durch die wissenschaftliche Forschung in der letzten Zeit diesem Prozeß unterworfen. Die von allen Geheimnissen befreite, durchsichtig klare Welt, in der höchste wissenschaftlich begründete Ordnung herrscht, wurde als das letzte Ziel verkündet. Die Beherrschung der Naturkräfte machte ungeahnte Fortschritte, und wir glauben, daß wir trotz aller Erfolge immer noch am Anfange dieser Entwicklung stehen. Noch also gibt es für die Wissenschaft Geheimnisse zu lösen. Wahrscheinlich aber wird das Ziel, die Naturkräfte abfolut zu beherrschen, doch unerreichbar sein, weil sich die einfach scheinenden Dinge bei näherem Zusehen als immer komplizierter erweisen, so daß stets neue Teilgebiete sich der Forschung öffnen und in ihrem Umfange so wachsen, daß sie die ganze Arbeitskraft kluger und tüchtiger Menschen erfordern. Vielleicht läßt die Tatsache, daß das gesamte der menschlichen Forschung zugängliche Arbeitsgebiet dem einzelnen immer weniger übersichtlich wird, uns wieder zu einer allgemeinen Anerkennung der irrationalen Kräfte kommen, die zum Ausgleich zwischen Verstand und Gefühl führen kann. Die große Masse der in den Fabriken Arbeitenden aber ist an diesen Forschungen nur indirekt, meist aber gar nicht persönlich beteiligt, und so scheint sie dazu verurteilt zu sein, in entsetzlicher Gleichförmigkeit eine für sie aus dem Zusammenhang geriffene Teilarbeit zu leisten. Den meisten von ihnen ist der aus der schöpferischen Arbeit fließende beseligende Quell geistigen und seelischen Hochgefühls bei ihrer Erwerbsarbeit verschlossen, und leider bringen Ungezählte auch nicht die Kraft auf, in der ihnen zur Verfügung stehenden Freizeit für ihre geistige Anregung zu sorgen, ganz abgesehen davon, daß die Familien- und Wohnverhältnisse auch dann geistiges Arbeiten ungeheuer erschweren, wenn an sich der Trieb dazu vorhanden ist. Nicht alle Arbeiten können in der Fabrik mechanisiert werden. Immer wird es Arbeiter geben, von denen im Betriebe hohe Kenntnisse, große Intelligenz und persönliche Leistungsfähigkeit gefordert wird. Aber das werden bei fortschreitender Automatisierung des Betriebes im Verhältnis zur Gesamtzahl der Arbeiter immer nur sehr wenige sein. Diese wenigen aber wird man als die geistigen Beherrscher der Maschinen bezeichnen

können. Je mehr die Fabriken automatisiert werden, je mehr die Zerlegung des Arbeitsvorganges in Teiloperationen fortschreitet, desto weniger braucht die Arbeitermasse für ihren Beruf zu lernen, denn viele der von ihnen geforderten Handgriffe verlangen nur geringe geistige Fähigkeiten; ja, geistige Fähigkeiten, hochgespannte Intelligenz erschweren die dauernde Ausübung dieser immer gleichen Handgriffe. Unsere »gebildete« Oberschicht weiß in den seltensten Fällen, welche seelischen Qualen ein intelligenter Arbeiter empfindet, wenn ihn sein Broterwerb zur größten Monotonie zwingt. Die geistige Ermüdung, die aus solcher Beschäftigung erwächst, ist bei ihm unendlich viel größer, als es die körperliche bei einer geistig immerhin noch anregenden Arbeit wäre. Aus dieser Einformigkeit entstehen seelische Konflikte, die auch nicht durch die Erhöhung des Verdienstes und die Verbesserung der Arbeitsbedingungen zu beheben sind, und die ihren Ausdruck in harten Kämpfen mit den Unternehmern finden können. So erschwert die Entseelung der Arbeit nicht nur das Leben des einzelnen, sie stellt auch den großen Organisationen der Arbeiterschaft neue Aufgaben, die viel schwieriger zu lösen sind als die ursprünglichen gewerkschaftlichen und politischen Probleme. Der geistig regsame Arbeiter, der in der Industrie keine entsprechende Beschäftigung findet, muß zu einem Haß der Fabrik werden; es besteht die Gefahr, daß sich bei unaufgeklärten Leuten dieser Haß auch auf die Gewerkschaften und alle übrigen Organisationen der Arbeiter selbst überträgt, weil es ihnen zunächst unmöglich ist, diesen seelischen Konflikt zu lösen. Der willensstarke Arbeiter wird, wenn er erkannt hat, daß es für ihn keinen Ausweg aus diesem Verhängnis gibt, mit verbissenem Groll sein Tagewerk vollbringen, dann aber die Fabrik wie die Hölle fliehen, um in der Freizeit ein feiner inneren Einstellung entsprechendes Dasein zu führen.

Die Zwangsläufigkeit der kapitalistischen Entwicklung mußten bereits die Maschinenstürmer erkennen. Mit der gleichen innern Folgerichtigkeit, mit der sich Kraft- und Arbeitsmaschinen durchsetzten, trat die wissenschaftliche Betriebsführung ihre Herrschaft an. Das geschah nicht von heute auf morgen. In der Zeit der sogenannten Meisterwirtschaft, die noch gar nicht so lange hinter uns liegt, wurden die Fabriken rein empirisch geleitet, und dem Zufall war ein großer Spielraum gelassen. Man leitete die Betriebe etwa so, wie die meisten Hausfrauen heute

ihren Haushalt führen, der im Grunde ja auch ein Betrieb ist. Genau so, wie heute zahlreiche Ansätze vorhanden sind, aus denen sich eine bewußte wirtschaftliche Führung des Haushalts entwickeln wird, genau so wuchs aus zarten Keimen die Wissenschaft vom Betriebe, die ihren ersten Triumph im Taylorsystem feierte. Es ist wenig bekannt, daß man sich in Europa viel früher um die rationelle Betriebsführung bemühte als in Amerika, dem Geburtslande des Taylorsystems. Amerikas Reichtum an Bodenschätzen schien unererschöpflich, und man trieb dort einen ungeheuren Raubbau bei ihrer Ausbeutung. Trotz der absoluten Größe der technischen Leistungen Amerikas war im Hinblick auf die Rohstoffverschwendung der Wirkungsgrad der industriellen Tätigkeit sehr gering. Die Verminderung der Rohstoffe aber ließ die Amerikaner aufhorchen, und mit der ihnen eignen Energie begannen sie über rationelle Betriebsführung nachzudenken und sie in die Praxis umzusetzen, so daß heute die Namen Taylor und Ford gleichsam Markenbezeichnungen dieser Tätigkeit geworden sind, die alsbald das Wirken der europäischen Unternehmer nach Überwindung der ersten Widerstände zu befruchten begann. Man hat Taylors System als »wissenschaftlich« bezeichnet, und sicherlich ist das kein übler Ausdruck. Die Wissenschaft soll und will ordnen. Taylor ordnete den Betrieb. Er sagte, wie man die Lager vorteilhaft anlege, wie man die Werkstücke auf kürzestem Wege durch die Betriebe führen müsse, wie man die Werkzeuge in Ordnung halte und anderes mehr. Er zergliederte aber auch den Arbeitsprozeß und griff damit in das Leben des Arbeiters ein, dessen Bewegungen er genau so studierte wie die einer Maschine. Bald zeigte er, daß die uralten Handwerksgewohnheiten durchaus unwissenschaftliche, also zeitverschwendende und erhebliche Mehrausgaben verursachende Arbeitsverfahren waren, die er durch bessere ersetzte. Gewiß, auch die Frauen und Kinder an den ersten von der Dampfmaschine bewegten Spinnmaschinen mußten zu Automaten werden, aber die Textilindustrie war nur ein Teilgebiet der gesamten Industrie. Durch Taylor wurde die gesamte Arbeiterschaft von der Möglichkeit der Automatisierung bedroht.

Die Arbeiterschaft wehrte sich gegen das System, das zweifellos in der Hand böswilliger Unternehmer eine entsetzliche Zuchttrute sein kann. Die vernunftgemäße Anwendung des Taylorsystems fordert, daß jeder Arbeiter an einen

feinen Fähigkeiten entsprechenden Platz gestellt werde. Aber auch darin erkennt der Arbeiter, daß er nur ein besonderes Produktionsmittel in der Fabrik ist. Er fühlt sich nicht mehr als ein freischaffender Mensch, sondern als irgendein Mechanismus im ganzen. Selbst der Anreiz durch die Möglichkeit, hohe Geldprämien verdienen zu können, von dem man in Amerika hoffte, daß er sich zu einer Art von Sport entwickeln könnte, verfehlte auf die Dauer seinen Einfluß: die geistige Ermüdung tötete auch bei der Arbeit den sportlichen Ehrgeiz, ganz abgesehen davon, daß der Arbeiter sich völlig darüber klar ist, daß letzten Endes nicht er oder die Allgemeinheit, sondern der Unternehmer den größten Profit aus seiner Mehrleistung erzielen würde.

In dem System Fords aber, das vor allem durch die Bandarbeit, die sogenannte »fließende Fertigung« charakterisiert wird, ist der Gedanke, den Arbeiter völlig durch den Mechanismus vom Betriebe abhängig zu machen, bis zur größten Steigerung durchgeführt worden.

Die ganze Fabrik wurde zu einem schwebenden Lager umgestaltet, dessen Inhalt immer im richtigen Augenblick an den Ort seiner Verwendung befördert wird. Der Arbeitsvorgang ist in höchster Potenz unterteilt, und gerade dadurch wurde der Wirkungsgrad in einer früher ungeahnten Weise gesteigert. Das System Ford wird von den Menschen immer nur widerwillig ertragen werden. Der Arbeiterwechsel in seinen Betrieben ist auch für amerikanische Verhältnisse überaus groß. Trotz aller dieser Nachteile, die in der seelischen Einwirkung auf den Arbeiter liegen, wird der Drang nach der größten Ergiebigkeit der Arbeit gerade in dem verarmten Europa die Arbeiterfchaft unentrinnbar an das fließende Band fesseln, und dann beginnt der Tragödie nächster und auch sicherlich noch weit bitterer Teil.

Eine ständige Steigerung der Arbeitsergiebigkeit setzt die Möglichkeit des Absatzes voraus. Auch hier können die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Aus diesen Schwierigkeiten werden sich voraussichtlich Umwandlungen des kapi-

talistischen Systems ergeben, die zu einer weitergehenden Vergefellschaftung und damit zu einer Vergrößerung der Rechte aller Arbeitenden am Betriebe führen werden.

Aber schon jetzt muß den immer mehr entfeelenden Wirkungen der intensiven Teilarbeit vorgebeugt werden. Der Arbeiter muß befähigt werden, seine Freizeit in kulturell nutzbarer Weise verbringen zu können. Von Jugend auf muß er dazu erzogen werden, an irgendwelchen geistigen Problemen Anteil zu nehmen. Daß das möglich ist, zeigt z. B. das erstaunliche Interesse der Bevölkerung an der neuesten Errungenschaft der Technik, am Funkwesen. Noch nie wurden elektrotechnische Kenntnisse so in das Volk getragen wie in diesem Fall. Die Ergebnisse der Radiobastler-Ausstellungen beweisen, mit welcher Liebe die verschiedenartigsten Berufsschichten in ihrer Freizeit auf diesem Gebiet gearbeitet haben. Durch geschickte Beeinflussung der Jugend lassen sich auch andere Interessen wecken. So wird der Arbeiter auch geistig reif zur Wahrnehmung der ihm im Betrieb zu gewährenden Rechte, die ihm auf die Dauer doch nicht vorenthalten werden können. Er wird auch die monotone Arbeit leisten, weil er ihre Notwendigkeit geistig begreift, und weil er sich in der Freizeit durch anregende Tätigkeit entschädigen kann. Wer von diesem Gesichtspunkt aus den Kampf um den Achttundentag, der bei weiterer Intensivierung der Arbeit höchstwahrscheinlich noch einer kürzeren Arbeitszeit weichen müssen, betrachtet, begreift auch, wie nutzlos der Widerstand der Unternehmer gegen diese Forderung auf die Dauer sein wird. Alles das klingt sehr einfach. In der Praxis ist es viel komplizierter und sehr schwer zu verwirklichen. Die durchgreifende Änderung der sozialen Verhältnisse, vor allem die Schaffung guter und menschenwürdiger Wohnungen, ist die notwendige Voraussetzung. Aber die Größe der Aufgaben sollte alle die reizen, sie in Angriff zu nehmen und an ihrer Lösung mitzuarbeiten, die sich trotz aller Enttäuschungen ein starkes Gemeinschaftsgefühl bewahrt haben.

A. STRUKAT / MÄRKISCH-FRIEDLAND

G E S C H R I E B E N E Z E I T U N G E N

Während die Chinesen schon lange vor Christi Geburt Zeitungen besaßen, ist das europäische Zeitungswesen erst wenige hundert Jahre alt. Die Vorläufer der Zeitungen sind die Briefe.

Wer damals einen Brief schrieb, teilte darin gewöhnlich auch die eine oder andre beachtenswerte Neuigkeit mit, und der Empfänger konnte die Nachrichten dann weiterverbreiten. So kam

es, daß viele Gelehrte und Fürsten, besonders aber die großen Kaufleute, einen recht ausgedehnten Briefwechsel unterhielten und über vieles, was in der Welt vorging, unterrichtet waren. Aus diesen Zeitungsbriefen oder Briefzeitungen entwickelte sich der Nachrichtendienst der berufsmäßigen Zeitungsschreiber.

Die Tätigkeit dieser Leute, die auch »Novellanten« genannt wurden, bestand zunächst darin, sich fortlaufend und aus möglichst vielen Ländern merkwürdige Nachrichten zu verschaffen und diese Berichte oder »Relationen« mit einer gewissen Regelmäßigkeit an ihre Abnehmer zu versenden. Diese Berichte waren fauber mit der Hand geschrieben und kamen in der Regel ein- bis zweimal wöchentlich heraus. In Weimar, Leipzig und Wien sind noch einige Stücke dieser Blätter erhalten. Sie stammen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, sind aber noch nicht die ältesten. Die ältesten sind wahrscheinlich überhaupt nicht mehr erhalten. Eins der ältesten Nachrichtenblätter ist wohl die im Jahre 1346 handschriftlich verbreitete Schilderung eines Augenzeugen über die Schlacht bei Crecy. Ein Teil dieser »Zeitung« ist noch bekannt, auch das erste »fliegende Blatt«, der älteste gedruckte Bericht, der ein Gedicht über die Befreiung der Stadt Reuß durch Kaiser Friedrich III. enthält, verfaßt von einem poetischen Stadtschreiber.

Bald darauf erschien auch schon die erste gedruckte Zeitung; es ist das 1508 gegründete fliegende Blatt »Copia der newen zeytung«, das aber nur einen einzigen Bericht enthielt. Noch volle hundert Jahre dauerte es aber, bis die Zeitungen soweit waren, daß sie gleichzeitig eine Anzahl derartiger Berichte in einem Blatt

brachten, wie z. B. Straßburger und Augsburger Blätter aus dem Jahre 1609. Von dieser Zeit an bildeten sich aus den unregelmäßig erscheinenden »fliegenden Blättern« die wöchentlich herausgegebenen Zeitungen, d. h. wenn sie gedruckt wurden, sonst wurden wichtige Berichte handschriftlich vervielfältigt und gingen den Abonnenten zu. Das Schreiben war damals noch bedeutend bequemer und billiger als das Drucken. Die wichtigste Sammlung geschriebener Zeitungen sind die 20 000 handgeschriebenen Berichte, die man unter dem Namen »Fuggerzeitungen« in Wien aufbewahrt. Raimund Fugger, der Geheime Rat Kaiser Karls V., hat sie angelegt und im Jahre 1568 begonnen, aber sie sind nur bis 1605 weitergeführt. Das Fuggerhaus war eine Weltfirma, die nicht nur unzählige Briefe aus allen Teilen der Welt erhielt, sondern auch eigne Korrespondenten für schnelle Nachrichtenvermittlung angestellt hatte. Auch bei einigen Novellanten war die Firma abonniert, damit ihr nichts Wichtiges entginge. Einer dieser ersten Journalisten hieß Jeremias Craffer, ein anderer Schiffler. Ersterer bekam für den Bogen vier Kreuzer, womit er aber nicht zufrieden war, weil andere Abonnenten nach seiner Meinung besser zahlten. Schiffler wurde »quaterberlich« mit zehn Reichstalern entlohnt. Schlecht standen sich die Zeitungsschreiber in damaliger Zeit nicht, da sie ihre Berichte gleichzeitig an mehrere Abonnenten herausgaben. Man abonnierte bei einem Novellanten und bekam von ihm oder seinen angestellten Abschreibern die geschriebenen Nachrichten; gewöhnlich war bei gedruckten Zeitungen der Drucker auch Herausgeber und Verleger, wie das auch heute noch häufig der Fall ist.

DR. A. BERGER / CHARLOTTENBURG

SEHEN DIE WILDEN BESSER ALS WIR?

Zeichnet sich ein Mensch durch besonders gutes Sehvermögen aus, so fagen wir: »Er hat Augen wie ein Falke.« Nicht ganz mit Unrecht; denn es grenzt ans Fabelhafte, auf welche Entfernung dieser und recht viele andre Vögel sehen können. Man denke nur, aus welcher ungeheurer Höhe er eine Maus oder einen am Boden sitzenden Vogel, der dank seiner Farbenanpassung für unser Auge fast unsichtbar ist, wahrzunehmen vermag. Auch den wilden Völkern imponierte ein so gutes Auge, und so nannten die Indianer — wenigstens, wenn wir annehmen, daß Cooper seine Indianernamen nicht aus der Luft gegriffen hat — einen besonders scharf sehenden Mann »Falkenaugen«.

Nun ist die Ansicht allgemein verbreitet, daß die wilden Völker viel bessere Augen haben als wir, daß wir sie uns durch vieles Lesen verdorben haben. Das ist ein großer

Irrtum. Die Schwarzen, Gelben und Braunen sehen auch nicht besser als wir, aber: sie *verstehen* zu sehen, d. h. in der sie umgebenden Natur, und auch hier nur das, was für sie besonders wichtig ist: das Wild oder den Feind. Uns braucht das nicht wunderzunehmen, denn wer einmal mit einem Förster im Wald gewesen ist, wird sich gewundert haben, wieviel schneller er jedes Wild, alle möglichen Vögel sah als wir. Das kommt nur von der Übung. Der Förster hatte vermutlich auch keine besseren Augen als sein Begleiter, nur sind sie besser geschult. Dasselbe weiß jeder zoologische Sammler; er sieht hier und dort ein Tier, für ihn gibt es keine Schutzfärbung, er zeigt uns schon auf weite Entfernung z. B. an einer graugelben Wand den Kritzelfalter, den selbst auf kurze Entfernung zu sehen der Laie sich vergeblich bemüht. Also lediglich die Übung ist

hier ausschlaggebend. Im ausgeprägtesten Maße habe ich das bei den Affen beobachtet. So befaß ich in Afrika einen Hufarenaffen, den ich häufig an einer langen Leine frei auf der Steppe laufen ließ. Langsam rückte er im hohen Grafe vor, ununterbrochen griff seine Hand in das Halmgewirr und führte eine große Stabheuschrecke oder einen Käfer zum Maul. Ich gab mir alle Mühe, diese oft recht großen Tiere zu sehen, um sie meiner Sammlung einzuverleiben, aber meine Ausbeute war höchst gering, während Fips ununterbrochen fraß. Also auch hier lediglich die Übung. Im allgemeinen sehen die Säugetiere nicht besonders gut, denn sie verlassen sich mehr auf die Nase, deshalb unterscheidet Dr. Zell ganz mit Recht: Nasen- und Augentiere. Auffallend schlecht ist das Gesicht unsers Wildes. Ihm geht das Verstehen dessen, was sie sehen, vollkommen ab. Steht z. B. ein Mensch bewegungslos – hierzu gehört auch das Ruhighalten der Augen –, so erkennt ihn das Wild nicht. Bei der geringsten Bewegung dagegen wird es sofort flüchtig.

Der Wilde ist natürlich dem Wilde dank seiner geistigen Überlegenheit im Vorteil, denn er weiß einen Gegenstand oder eine Erscheinung, die ihm auffällig ist, gewissermaßen mit dem Auge abzutasten und auf diese Weise zu erkennen. Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß die Wilden durchaus nicht besser sehen als die Großstadtmenchen. Nur in einem sind sie ihm über, gleich unsern Förstern, die gleichfalls vielfach gewöhnt sind, im Dunkeln zu gehen, im Sehen in der Nacht. Aber auch hier handelt es sich bei uns Stadtmenschen lediglich um einen durch Nichtübung verkümmerten Sinn. Wer kleine Kinder beobachtet, der wird feststellen können, daß sie sich bei Nacht erstaunlich gut zurechtfinden, sich fast nie stoßen, während wir Erwachsenen doch im dunklen Zimmer geradezu hilflos sind. Wer aber viel bei Nacht im Freien zu tun hat, ohne immer mit der Laterne umhergehen zu können, der lernt es auch wieder, hier seinen Weg zu finden. Das Erstaunlichste in dieser Hinsicht erlebte ich auf einer Jagd in Westfalen. Es war zur Zeit der Hirschbrunft. Ich wollte vor Tagesanbruch an einer bestimmten, weit abgelegenen Stelle sein, deshalb mußte ich mitten in der

Nacht mit dem Förster vom Jagdhaus aufbrechen. Es war so dunkel, daß man buchstäblich nicht die Hand vor Augen sehen konnte. Anfangs ging ich überhaupt wie ein Blinder. Erst allmählich konnte ich gegen den trüben Himmel wenigstens die Umrisse der Bäume verschwommen erkennen, nicht aber im Wald den vor mir schreitenden Jäger. Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihm ein Taschentuch auf den Rucksack zu binden, und nur, indem ich mich ganz nahe hinter ihm hielt, vermochte ich ihm zu folgen. Erst ganz allmählich gewöhnte sich mein Auge etwas an die Dunkelheit, wie aber der Mann in dem dichten Wald in dieser rabenschwarzen Nacht den schmalen Pirschsteig gefunden hat, der sich durch das Dickicht schlängelte, ohne auch nur ein einziges Mal vom Weg abzukommen, ist mir ein Rätsel.

Aber nicht nur auf die Entfernung und in der Nacht scheinen die Augen dieser an Natur gewöhnten Menschen geschärft zu sein, sondern auch in der Nähe, namentlich was Fährtenfolge betrifft. Ich habe es selbst erlebt, daß ein farbiger Jäger mir eine Wildspur zeigte und dieser, ohne sich eine Sekunde zu bedenken, nachging, ohne daß ich auf dem harten Boden auch nur das Geringste gesehen hätte, was auf eine Wildfährte schließen ließ. Und doch hatte er recht, er führte mich gerade auf das krankgeschlossene Tier los, wie sich hinterher herausstellte. Wir haben auch hier einen durch Gewohnheit geschärften Sinn. Diesen finden wir bei allen Jägern und namentlich bei Jägervölkern. Hervorragend ausgeprägt ist er aber bei denen, die in Gegenden wohnen, wo es wenig Wild gibt. Da kommt es ganz besonders darauf an, alle Merkmale zu kennen, zu beachten, die ein Wild hinterlassen hat, denn die Chancen, auf Jagdbeute zu stoßen, sind sehr gering. Wir können also sagen: Von Geburt an ist das Sehvermögen der Kulturmenschen trotz der vielen Schädlichkeiten, denen unsere Vorfahren im Laufe der Jahrhunderte ausgesetzt waren, und die zu einer vererbten Herabsetzung des Sehvermögens hätten führen können, nicht schlechter als das der Naturvölker, aber alle, die sich ständig mit der Natur beschäftigen, in ihr leben, die ihren Lebensunterhalt direkt aus ihr schöpfen, haben ein geübteres Auge.

A L F R E D T H I E M E / A M S T R O M

*Lächelnd wirft der breite Strom
Well' um Welle an den Strand,
immer wieder schäumt und spült er
seine Lieder auf den Sand.*

*Stund' um Stunde, Tag und Nächte.
Flut rauscht auf und Ebbe fällt.
Unter Sonnen, unter Sternen
brandet er das Lied der Welt.*

*Aller Völker, aller Länder
Liebe singt er und ihr Glück,
und dann wirft mit seiner Welle
er ihr Herz ins All zurück.*

*Alle Sprachen unsrer Erde
singen mit in dem Choral.
Alle Leiden, alle Freuden,
alle Lust und alle Qual.*

*Weißer Muschel hört am Strande
alle tausend Lieder mit,
und sie hört, was je die Erde
froh beglückte, was sie litt!*

*Großer Strom wird ewig singen,
und die Muschel hört ihm zu.
Fern und in den Sternen leuchten,
unerreichbar, wird die Ruh'.*



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFLEITUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 9

SEPTEMBER 1926

DR. KARL SCHRÖDER / BERLIN

WAS IST SCHUNDLITERATUR?

Bei den Beratungen über den Gesetzesentwurf zur Bewahrung der Jugend vor Schund und Schmutz hat sich die auf den ersten Blick überraschende Tatsache ergeben, daß eine völlig befriedigende Begriffsbestimmung der Worte Schund- und Schmutzliteratur nicht zu erreichen war, und daß man infolgedessen überhaupt auf eine solche Definition verzichtet hat. Ist diese Tatsache begründet und worin ist sie begründet?

Kunst und Kunstkritik sind, nach unserer Auffassung über die Gesellschaftsentwicklung, zeitbedingt. Mit der stetigen Umwandlung der Gesellschaft wandelt sich der Ausdruck der Kunst und ebenso der kritische Maßstab. Innerhalb der Klassengesellschaft kommt das in der verschiedenen und wachsend gegenfätzlichen Auffassung der Klassen deutlich zum Vorschein. Sehen wir ab von einer unmöglichen Erklärung für die »letzten« Gründe der Kunst als einer der menschlichen Ausdrucksformen — sie ist unmöglich, weil sie eine Erklärung wäre über das, was menschliches Leben überhaupt ist —, so ergibt sich zunächst: Kunst ist bildlich dargestelltes Gefühlsleben. Und weiter ergibt sich: Sowohl die Art der Wiedergabe eines Gefühls (in Worten, in Tönen, in Linien, in Farben, in irgendwelchen Formen) wie auch der Inhalt, die Art (Qualität) eines Gefühls sind in verschiedenen Epochen verschieden. Ein griechischer Säulentempel ist in Form und Gefühl anders als eine indische Pagode oder etwa der Kölner Dom. Der griechische Dichter Sophokles fühlt und formt anders als der Italiener Dante. Die Kunst als Erscheinung ist also zeitbedingt. Jede Epoche gibt ihrem möglichen Gefühlsleben mit den in eben dieser Epoche vorhandenen und erreichbaren Mitteln Ausdruck.

Nun ist klar, daß Gefühlsleben sehr verschiedene Untergründe haben kann, daß es zu wichtigen

oder weniger wichtigen, zu geringeren oder umfangreicheren, zu luftweckenden wie zu unluftweckenden Zusammenhängen gehören kann. Es kann Kunst geben, die aus den größten Gesamtgefühlen einer ganzen Gesellschaft hervorgeht, und solche, die nur ein Teilstückchen zum Ausdruck bringt. Neben dem Künstler Goethe steht ein Künstler Eichendorff oder Mörike. Die geschichtliche »Größe« einer Kunst wird davon abhängen, ob der gesellschaftliche Untergrund, aus dem sie quillt, groß ist, und die Größe des einzelnen Künstlers wird gleichzeitig davon abhängig sein, in welchem Grade es ihm gelingt, die möglichen Gefühle in möglichen Formen auszudrücken. Um Kunst zu sein, dazu gehört für eine Schöpfung nur, daß ein Gefühl so wiedergegeben wird, daß es im Hörer, Leser und Empfänger das (möglichst) gleiche Gefühl auslöst. Die Tiefe und der Umfang, in dem das Werk eines Künstlers die relative (zeitbedingte) »Wahrheit«, die »Wirklichkeit« durch das Mittel des Gefühls zu erschöpfen vermag, ist der seinerseits zeitbedingte Maßstab für die Kunst. Natürlich ist unter Wahrheit und Wirklichkeit nicht photographische Wahrheit zu verstehen, sondern die »innere« Wahrheit, lebendige Wahrheit.

Hierbei ist sehr leicht einzusehen, daß eine Epoche, deren Gefühle irgendwie krank, minderwertig in aller Hinsicht sind, auch eine Kunst zeitigt, die krank ist. Doch kann sie durchaus »Kunst« sein, wenn sie nur in jenem oben dargelegten Sinn »wahr« ist. Eine »gefunde« Epoche kann und wird solche Kunst ablehnen, aber sie wird ihr nicht den Kunstcharakter absprechen.

Kommen wir nach dieser Grundlegung zurück auf die Frage nach dem, was Schund, Kitsch und Schmutzliteratur sind, so sind Schund und Kitsch vorläufig insofern charakterisiert, daß sie Nichtkunst oder Halbkunst sind, etwas, was dem Kunstcharakter eines Werkes widerspricht; daß sie in

irgendeinem Sinn innerlich unwahr sind. In den Worten selbst liegt aber noch etwas anderes als etwa in einem mathematischen Urteil über die Gegenfätzlichkeit von *a* und *b*. Sie enthalten ein Werturteil; ein Urteil darüber, daß etwas schädigend wirkt oder wirken kann; einzelne schädigend, die Klasse schädigend oder die ganze Gesellschaft. Hier wird wieder ganz deutlich, daß eine »absolute« Einheitlichkeit über das, was als schädigend angesehen werden kann, in einer Klassengesellschaft mit verschiedener Gefühlslage und verschiedenem Wollen nicht möglich ist. Ohne uns nun mit weiteren Begriffsbestimmungen zu beschweren, wollen wir versuchen, an praktischen Einzelheiten solche oben erwähnten inneren Unwahrheiten, solche antikünstlerischen Qualitäten und solche schädigenden Tendenzen aufzuzeigen.

Mit dem Worte *Kitsch* soll besonders die unkünstlerische Seite einer Arbeit getroffen werden. Es soll also gesagt sein, daß sie im Gefühl, in der Form, im Zusammenhang von Gefühl und Form, in der Sprache innerlich unwahr und schöpferisch ohnmächtig ist. Der Kitschroman spielt gewöhnlich in vornehmen Kreisen, »Gut« und »Böse« werden in krasser Weise in Engelsgestalten und Teufelsgestalten gegenübergestellt, durchweg »siegt das Gute«, Tüchtigkeit findet immer ihren Lohn und so fort. Natürlich ist ein solches Werk nicht deshalb Kitsch, weil es in vornehmen Kreisen spielt, weil das Gute triumphiert, sondern weil es der künstlerisch notwendigen Wahrheit ins Gesicht schlägt. Gewiß sind oft Einzelheiten in solchen Machwerken »wahr«, aber es fehlt jeglicher Hintergrund und Untergrund, mit dem diese Einzelheiten gleichzeitig verknüpft sind. Sie sind nicht Wahrheit, *nicht Typus*, sondern Halbwahrheiten, also Schein und Lüge. Aus Unfähigkeit des »Dichters« entsteht eine Art minderwertiger, ungewollter Karikatur. Der Kitschfabrikant zeigt sich weiterhin unfähig, etwas aus einem Ganzen heraus zu gestalten, er behilft sich mit unzulänglicher Einseitigkeit, Tendenz. Tendenz an sich ist noch kein Kitsch, so zeigt z. B. Lessings »Nathan« Tendenz; Ibsens, Zolas, Tolstois, Nietzsches Arbeiten sind voll wuchtigster Tendenz. Kein Mensch wird sie als Kitsch bezeichnen, weil sie aus der Erkenntnis und der Gefühlsaufnahme eines Ganzen heraus in künstlerischer Wahrheit dargestellt sind.

Der Mann des Kitsches liebt die Sensation. Nun, auch in den Romanen Dostojewskis steht häufig eine überaus »sensationelle«, meist verbrecherische Handlung im Mittelpunkt. Aber sie sind

das Gegenteil von Kitsch. Für den Mann des Kitsches ist Sensation ein billiges Mittel bloß nervöser Aufreizung, er kann nicht gefühlswahr gestalten, nur aufregen. Weiter ist Sentimentalität vielfach Bestandteil des Kitsches, Rührseligkeit, *verlogene* Rührseligkeit. Goethes »Werther« ist auch sentimental, aber ein Kunstwerk; er ist künstlerisch wahr und überlegen gestaltet. Nicht weil ein armer Teufel zum reichen, aber herzensguten Millionär wird, muß ein Kinodrama Kitsch sein. Aber es ist meistens Kitsch, weil der Hersteller dieses Einzelschickfal nicht als Einzelschickfal innerlich wahr darzustellen versteht, also in Wahrheit kein Künstler, sondern ein Fälscher ist. Aus *schöpferischer Ohnmacht* arbeitet der Kitsch mit gezielter, gepreizter Sprache, mit abgegriffenen Ausdrücken, mit stehenden Klischees. Wie schwer eine Einigung zwischen der herrschenden und der ausgebeuteten Klasse ist über Annahme oder Ablehnung vieler Art Kitsch, ergibt sich auch aus folgender Überlegung: Die großen Massen der in kapitalistischer Fron gefangenen Menschen lieben und begehren den Kitsch, begehren ihn dann, wenn er ihnen — sinnbildlich — Teilnahme verschafft am luxuriös gesellschaftlichen Dasein der herrschenden Schicht. Sie entfliehen ihrem trüben Alltag und nehmen teil an dem, was sie nicht haben, und was sie haben möchten. Die herrschende Klasse aber hat ein Interesse daran, auf jede Weise die Massen mit ihrer Ideologie zu erfüllen und die Vorzüglichkeit ihrer Kultur begehrenswert zu machen, sie dem Tüchtigen als erreichbar vorzugaukeln. Das aber ergibt schon ein völlig anderes Verhalten zu zahllosen Erscheinungen der Literatur, besonders dann, wenn sie »so gerade auf der Grenze stehen«.

Gegenüber dem Kitsch zielt das schärfere Wort *Schund* besonders auf die schädigende Wirkung eines Machwerkes. Hier ist Voraussetzung, daß eine solche Arbeit mit Kunst überhaupt nichts mehr zu tun hat. Schund stellt die Wüstheit, die Wildheit, längst vergangene Räuberromantik, sinnlose, jeder inneren wie äußeren Wahrheit bare Geschehnisse, sinnlos gehäufte blutrünstige Ereignisse in einer derartigen Weise in den Mittelpunkt, daß sie, statt abzuschrecken — was sie angeblich sollen — nicht nur nicht abschrecken, sondern zu jeder Art Verbrechen geradezu anreizen. Durch Auftachelung aller ungeklärten Instinkte eines unerfahrenen Menschen machen sie ihn nicht nur nicht »kulturfähig«, d. h. seiner Klasse, seiner Gesellschaft dienstbar, sondern treiben ihn zur Verwilderung.

Bei dem Wort *Schmutzliteratur* steht gleicherweise das schädigende Moment im Vordergrund. Hier ist hauptsächlich von geschlechtlichen, von sogenannten erotischen Dingen die Rede. Natürlich gehört wieder ein Werk nicht darum, weil in ihm von derartigen Dingen die Rede ist, zur Schmutzliteratur, sondern es wird dann dazu gerechnet werden, wenn es in einer das individuelle oder gesellschaftliche Wachstum schädigenden (schmutzigen, schamlosen, übertreibenden, unwahren) Weise solche Dinge zur Darstellung bringt. Selbstverständlich auch dann, wenn der Schöpfer eines solchen Werkes selbst krank, widernatürlich empfindet und solche Gefühle wiedergibt. Das kann in künstlerisch wahrer Weise geschehen und formvollendet. Aber eine gesunde Gesellschaft wird es ablehnen, weil sie Krankes um ihres Wachstums willen abweisen muß. Auch hierbei werden sich verschiedene Beurteilungen je nach Klassenzugehörigkeit und gesellschaftlicher Gesundheit oft genug schroff gegenüberstehen. Zusammenfassend sei gesagt: Da Kunst wie Kunstkritik relativ, das ist zeitbedingt sind, so werden sich in Zeiten großer

Gesellschaftsumwälzungen sowohl wie auch im Laufe der langdauernden Klassenkämpfe innerhalb einer bestehenden Gesellschaft die Anschauungen niemals auf einen einzigen Nenner bringen lassen.

Worte haben wechselnden und verschieden empfundenen Inhalt. Auch über »Kunst« und »Schund« und eventuelle Verbote werden sich Angehörige verschiedener Klassen nur schwer und nur von Fall zu Fall verständigen können. Einig werden sie nur sein über »sonnenklare« Fälle. Das Schwerwiegende ist ja, daß innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft nicht nur »künstlerische« Gründe in Frage kommen oder Gründe feelischer und körperlicher Schädigung, sondern auch Profitgründe, Geschäftsgründe; und diese sogar in immer steigendem Maße. Für Profit aber pfeift das Kapital auf alle Kunst. Das zeigen Revuen, Operetten und Tingeltangel aller Art deutlich genug. Das wird anders sein in einer Gesellschaft, deren Schaffen sich in möglichst vollkommener Einheit von Naturüberwindung und Kulturentfaltung im Sinn gemeinschaftlichen Wohlfeins entfaltet.

DR. ARNO KAPP / LEIPZIG

E I N K U R I O S U M

Nicht allzu viele Jahre trennen uns von der 500-Jahr-Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Viele von uns werden sie wohl noch mitfeiern dürfen. Und es wird sicher ein gewaltiges Fest werden, ganz unähnlich den ersten Zentenarfeiern, von denen hier einiges berichtet werden soll.

Die schweren Zeiten des 30jährigen Krieges waren die Ursache, daß man im Jahre 1640 von einer Jubelfeier in den meisten deutschen Städten abfiel. Leipzig — auch damals bereits Mittelpunkt des Buchdrucks — hatte zwar die meisten angrenzenden Städte zu einer Jubelfeier eingeladen, aber nur wenige waren dem Rufe gefolgt. So berichtet von dieser Zeit Johann David Werther:

»Die selbiger Zeit in Jena sich aufhaltenden Buchdrucker Johann Christoph Weidner, Ernst Steinmann, Blasius Lobenstein und Caspar Freyschmidt zu welcher Freude wegen noch schwer druckender Kriegsgefahr und anno 1637 erlittener Ausplünderung, auch eben in dem Jubeljahr den 11. Mai durch den damaligen schwedischen Feldmarschall Banner bey Saalfeld geschehene und zu Jena mitempfundene Feldschlacht dabei erfolgten Feuerchaden, sich nicht persönlich in Leipzig einfinden können, sondern

ihre darüber erzeugende Beyfreude nach dem noch übrig behaltenen Vermögen nebst dem noch einzigen Buchdruckergefellen, Johann Blümlern, mit in Jena celebriret, (gefeiert), ihr Ausbleiben aber durch ein Kunst gewöhnlich Schreiben entschuldigt und abgelehnt haben.«

So war's in Jena. Ein einziger Buchdruckergefelle in der ganzen Universitätsstadt! Man behandelte ihn wie ein rohes Ei. Aus Wittenberg haben wir nicht viel bessere Nachrichten. In einer alten Handschrift des dortigen Fiskus lesen wir:

»Anno 1640 den 21. Juni, hat E. Löbl. Gesellschaft sich vereinigt, weil die Buchdrucker zu Leipzig jetziges Jahr ein Gedächtniß begehen, weil eben jetzo vor 200 Jahren die Druckerey erfunden worden, auch eine Zusammenkunft zu halten und Gott vor diese Wohlthat zu danken, und neben freundlichen Gespräch einen Trunk und geringe Mahlzeit mit einander in der Stille zu thun. Gott helfe, daß es mit dieser löblichen Kunst bald wieder zu einem guten Stand komme, weil es leyder jetzo sehr ins Abnehmen gerathen wegen der bösen verderblichen Kriegzeiten.«

In Halle scheint man wegen der Kriegspressionen von einer Jubiläumsfeier überhaupt Abstand genommen zu haben, denn es wird nur mitgeteilt, daß der damals berühmte Rektor zu Halle, M. Christian Gveinzus, ein Glückwunsch-



SVD FAVSTO REGIMINE LONGA VO
Philipp Carl,
 von Gottes Gnaden, des H. Stuhls
 zu Mainz Erzbischof, des H. Röm.
 Reichs Erzbischof, Kanzler und Churfürstens
Anselm Franz Ernst, Freyh. v. Warberg,
 der hohen Ern. und Dom-Stifter Kapl. Trier und Speyer,
 resp. Probst, Chor-Bischof und Capitular-Herrn, Churfürstl.
 Meingischen Geheimden Rath, und Stadthalters zu Erfurt.
 Rectoris Universitatis Academ.
Jo. Dan. Richardi SPOENLA,
 SS. Theol. Doctor, Eccles. Col- leg. ad S. Sev. Can. Capis.
 & Schol. Fac. Theol. & Jud. Eccl. Altek. P. P. Ord.

ECCE
 SIGILLVM
TYPOGRAPHICVM
 CONCESSVM.

Schau an den Nauch-likor
 So der bezeugt fürwahr
 Das man soll Dyrer
 bringen,
 So du danken und lob-
 singen,
 Der uns durch seinen
 Geist,
 In Künsten unterweist
 Auf das erleichtert werde
 Das Elend auf der Erde.

Die Kunst die Drucker, geliebt in aller Welt,
 die Kunst hat ohne Edeu, ged'bt ein kluger Held,
 Gutberg sculpiert in Holz, geschickt: das A. B. C.
 & emend't, und druckes Holz, geschmückt: in Finn nun seh'
 Den Geist die Weltlichkeit hat, Sie bekannt gemacht
 Dem vrent die Welt, Washeit die Wab', so groß geacht,
 Sie spricht mit aller Sprach, und schreyt, auch über Meer,
 Geschicht dich art gemach, ne neiat zu Gottes Ehr,
 Sie schafft unsterblich seyn; Sie führt zum Himmel auf,
 Viel Kraft hat Sie allein, regiert der Menschen Lauf,
 Dies Jahr zum SECULO, drey mahl nun celebriert,
 Für wahr in dem Triplo, die Zahl recht jubiliert,
 Ja! dau't so lange noch, fest seht, Erd, Himmel Zeit,
 Beschaut nun euren Joch, und seht: Buchdrucker Freud'
 VIVAT! wer uns bewand, Kunst schweb' in ew'gen Flohr,
 Nun hat fast alles Land, zur Heb' dich bracht hervor!

ANNO
 MDCCLX.
 In diesem Jahr
 ist das vierzigste
 Jahr der Buch-
 druckerei.

In Colleg.
 Anselm. Jurid.
 & Medic. Jun.
 Florire et laetari
 Oium!
 Da das den
 höchsten Ruhm!
 Der hies' teig
 Eigenhum.

VERBA DECIM SVAVE CONNEXA, EX ARTEQVE SERTA
 QVOD CARMEN FAVET, SVAVEAT HOIC, TVA VOX

J.G. Werther, Civ. Acad.

J.A. Buchner, Civ. Acad.

schreiben sowohl in gebundener als auch in ungebundener Form veröffentlichte mit dem Titel:

»Lob der edlen und nützlichen Druckerei auf das Jubiläum Typographorum Lipsiensum 1640.«

Hundert Jahre später fahen die Feiern ganz anders aus. Es war Friede. Handel und Wandel begannen sich zu heben. Die deutschen Hochschulen erlebten ihre Blütezeit. Fast alle größeren Städte feierten. Es war das erste rechte Jubeljahr. So beging u. a. auch Erfurt am 27. Juni 1740 auf dem großen Collegio juridico die 300-Jahr-Feier der Buchdruckerkunst. Als fliegendes Blatt erschien an diesem Tage ein quadruplter (vierfäuliger), zehnfach zu verwandelnder Bilderreim auf die sehr gelobte Buchdruckerkunst, verfaßt von Christian Valentin Fleischhauern, welches Poem wir seiner Kuriosität halber zum Abdruck bringen.

In diesem Bilderkarmen, das eine Ehrenpforte vorstellt, können die vier Säulen, über welchen der Räucheraltar steht, zehnmal verändert gelesen werden, ohne daß ein Buchstabe oder eine Silbe mehr oder weniger, oder gar verändert wird. Und doch behält das Ganze seinen Sinn. Wir geben einige Lösungen nachfolgend an. Man lese:

1. alle vier Kolonnen wagerecht durch,
2. alle vier Kolonnen senkrecht bis zum Schluß.

3. Es kann eine Kolonne in die andre geschoben werden: erste-vierte, dann zweite-dritte;

4. kann auch so umgestellt werden: zweite-dritte, dann erste-vierte;

5. zweite-vierte, dann erste-dritte;

6. zweite-dritte, dann erste-vierte;

7. erste-dritte, dann zweite-vierte Kolonne;

8. können auch jedesmal zwei Zeilen durch die vier Säulen hindurchgeschlungen werden, z. B.:

Die Kunst hat ohne geliebt ein kluger Held
Mit Gunst die Druckerey geübt in aller Welt ufw.

9. kann das Karmen auch so gelesen werden, daß man eine der Säulen nicht mitliest. Es bleibt z. B. Kolonne eins weg. Das Gedicht lautet dann:

Die Druckerey geliebt in aller Welt
Hat ohne Scheu geübt ein kluger Held ufw.;

10. können die Reimzeilen jeder Kolonne umgewechselt werden:

Gutberg bemerkt die Kunst mit Gunst
sculptirt in Holz und druckt es stolz
geschickt, geschmückt, geliebt, geübt,
das ABC in Zinn nun seh
in aller Welt ein kluger Held ufw.

Die damalige Zeit hatte also auch schon ihre »Kreuzworträtsel«. Heutigentags dürfte schwerlich noch jemand die Zeit und Geduld aufbringen, um ähnlich verschachtelte »Poeme« zu fabrizieren. Und die Buchdruckerdichter des Jahres 1940 werden wohl auch wesentlich andre Verse schreiben.

DR. GERHARD KAHLO / ANNEN

M E R K W Ü R D I G E G L E I C H H E I T E N

EINE SPRACHLICHE PLAUDEREI

Die moderne Sprachwissenschaft hat uns auf Grund grammatifcher Vergleiche gezeigt, daß viele Sprachen auf einen gemeinfamen Ursprung zurückgehen. So wurzeln die germanischen, romanischen, slawischen und indischen Sprachen alle im Ur-Indogermanischen; das Arabische, Hebräische, Syrische und die Keilschriften sind dem Semitischen entsprossen; ebenso sind die Sprachen der Finnen, Ungarn, Türken und Mongolen miteinander verwandt. Nun darf man aber nicht glauben, durch Vergleichung ein paar gleichlautender Wörter könne man die Zusammengehörigkeit zweier Sprachen beweisen. Das gäbe zu den wunderlichsten Schlüssen Anlaß. So liegt am Nil eine Stadt namens Der, in Frankreich Die, im persischen Golf die Insel Das. Alle drei deutsche Wörter und doch keine deutschen Wörter! Ferner: Wer glaubt, die Stadt Fu liege in China, irrt; sie liegt in Schweden. Lima ist eine Stadt in Peru; ebenso heißt »Hand« im Hawaiischen. Solche Beispiele ließen sich ins Unendliche vermehren. Ich erinnere nur noch an den Namen Cato, den vor 2000 Jahren ein römischer Zenfor trug, und heute heißt ein japanischer Minister so; in Rom gab es den Philosophen Seneca; in Südamerika gab es die Seneca-Indianer. Das hat alles nichts miteinander zu tun; vielmehr offenbart sich in

folchen zufälligen Ähnlichkeiten die Gleichheit des menschlichen Denkens. Diese finden wir nicht nur in einzelnen Wörtern, sondern auch in lautlichen und grammatifchen Erscheinungen sowie in begrifflichen Vorstellungen. Einige Beispiele:

Im Malaiischen heißt die Sonne mata hari, das ist Auge des Tages. Ebenso wird sie von den Botokuden bezeichnet: tara kitom — des Tages Auge. Die Betschuanas, ein Bantuvolk in Südafrika, halten die Sonne für das Auge eines Ochsen. Die Galibi sagen: weiu enuru nono — die Sonne ist das Auge der Erde. Für die Tlinkitindianer (Alaska) sind Sonne und Mond die Augen des Himmels. In den indischen Veden (Yasna I, 35 und 3, 49) wird die Sonne »Auge des Ormuzd« genannt.

Auf dieser Linie liegt auch die Vorstellung, wenn die Maori (Neuseeland) glauben, daß die Sterne die Augen der Häuptlinge sind, die aus dem Himmel herniedersehen. Im Nordischen sind die Sterne die Augen des Riesen Theozi, die Thor an den Himmel warf. (Eine andere naturpoetifche Betrachtung zeigt ein Rätsel der nordafrikanischen Araber, in dem die Sterne als Eier bezeichnet werden; die Coraindianer in Mexiko betrachten die Sterne als Blumen.)

Weitere Anschauungsgleichheiten, die in den Sprachen zum Ausdruck kommen: Die Bewohner der Südfseeinsel Tahiti nennen das Denken: »Die Sprache im Bauch.« Die Hawaier nennen ihre Gelehrten naauao = erhellte Eingeweide. Ein Zigeunerfpruchwort sagt: »Auch der Bauch hat feine Gedanken: den Traum.«

Die oberbayrischen Bauern sagten früher: eine Pfeife Tabak trinken. Im volkstümlichen Spanisch heißt es: chupar tabaco = Tabak faugen. Im Arowakischen (Guyana) heißt es: attukun = faugend essen = rauchen.

Im Malaiischen sagt man: lilin matas = das Licht flirbt = die Kerze (oder Lampe) »geht aus«. Die Namahottentotten sagen: »Mache die Kerze tot!«, wenn sie meinen: »Löfche das Licht aus!«

In den altperifischen Keilschriften nennt sich Darius stets khfchayathiya khfchayathiyam = König der Könige. So redeten zwei Maorihäuptlinge gelegentlich eines Besuches in Wien im Jahre 1860 den Kaiser Franz Joseph an: kingi o na kingi = König der Könige.

Gezählt wird mit Hilfe von kleinen Zusatzwörtern im Malaiischen (boa bei Schiffen, Häusern, Städten; ekor bei Tieren; kepeng bei Geld; le bei flachen Gegenständen); so setzt der eingeborne Mexikaner tetl (Stein) zu den Zahlen; im Neuperifischen gebraucht man ebenso adad (Zahl) für Münzen, gall'adeh (Halsband) für Hunde usw. Haben wir nicht auch im Deutschen diese Mode, wenn wir »Stück« vor die gezählten Dinge setzen?

Der französische belanglosen Redewendung eh bien entspricht genau das Samoanische e lelei (wörtlich: es ist gut). Die Carayo in Brasilien begrüßen sich mit kai behè = du bist es. Antwort: deára = ich bin es. Ganz ähnlich ist die Anschauung, wenn der Wende beim Zutrinken ruft: Ja, was wizim = ich sehe Euch, worauf der andere sagt: Ja, was flyšym = ich höre Euch.

Ferner: Das Hebräische setzt bei Dingen, die paarweise vorkommen, eine besondere Zweifform, z. B. enájim = die Augen. (Auch bei mehr als zwei Augen bleibt diese Form!) Das finden wir auch im Tschechischen, wo es oci (= beide Augen) heißt.

Im Lateinischen bedeutet eine doppelte Verneinung verstärkte Bejahung: non nego = ich sage nicht nein = ich behaupte. Dasselbe haben wir in der Sprache der Tupi-Indianer (Brasilien), wo na-ipotar-eim-i heißt: nicht wünsche ich nicht = natürlich wünsche ich. Andererseits bleibt in der Sprache der Buren die wiederholte Verneinung ohne veränderliche Folge: ek het hom ni gefien ni = ich habe ihn nicht gesehen, ähnlich dem Griechischen oudeis oudèn = niemand nichts.

Die Azteken sagen bei einfachem Objektgebrauch: »ich es sehe das Haus.« So heißt es im Ungarischen: látom a házd = ich sehe es das Haus. Wie die Griechen touto to teknon (wörtlich: dieses das Kind) sagen, so die Javanen ika fi anak = dieses das Kind.

Bedeutungswechsel bei Verschiedenheit der Betonung finden wir in den ostasiatischen Sprachen; so gibt es im Anamitischen sechs Töne (den gleichen, hohen, tiefen, fallenden, fragenden und steigenden Ton), und das Wort ma z. B. heißt je nach dieser Betonung: Dämon, spielen, Reispflanzung, für, Grab, Pferd. In der Sprache der Namahottentotten gibt es drei Töne, den mittleren, den hohen und den tiefen, so daß ā ja, ā̄ weinen und ā̄̄ trunken bedeutet. Im Samoanischen ändert sich die Bedeutung der Wörter mit der Tonstelle: mamā heißt rein, leicht, māmā Lunge, Ring, mama kauen. Im Russischen heißt gúba die Lippe, gubá die Meeresbucht, múka die Qual, muká das

Mehl, fámok das (Ritter-) Schloß, famók das Schloß an der Tür.

Auch bei der Bildung der Zeitwörter zeigen sich Gleichheiten in allen möglichen Sprachen. Wie man im Russischen von einem Tätigkeitswort mehrere »Stufen« bilden kann, so werden im Arabischen durch Ablaut, Zusätze usw. neue Zeitwörter mit bestimmter Bedeutung gebildet: gatala töten, gattala mehrere töten, gā'tala zu töten versuchen, nagā'tala sich gegenseitig töten, istagtala sich selbst töten usw. Ähnlich im Delawarischen, der Sprache der Lenni Lennape, einem Stamm der Algonkinindianer in Nordamerika, wo vom einfachen Zeitwort rückbezügliche, verhältnismäßige, wechselseitige, veranlassende, fortdauernde, vertretende und gesellschaftliche Formen gebildet werden. Im Samoanischen drückt der Zusatz tanfai das Andauern der Handlung aus, mā das Können, ta'u ein Werturteil. fa'a die Veranlassung, tino die Genauigkeit. In der Sprache der Herero hat ifa eine veranlassende Bedeutung: rara schlafen, rarifa einschlafen; oka bedeutet einen Zustand: koha waschen, kohoka rein fein; ri die Rückbezüglichkeit: cepa töten, ricepa sich töten; innaina die Unfreiwilligkeit oder Unabsichtlichkeit einer Handlung. Im Deutschen rechne ich hierher Bildungen wie: setzen – fitzen (setzen = fitzen machen); werfen – würfeln – worfeln (Getreide sieben); klappen – klippen – klappern – klopfen. Im Assyrischen (Keilschriften) können aus der dreikonsonantigen Wurzel durch inneren Vokalwechsel 29 Nominalstämme gebildet werden. – Der Drolligkeit halber sei erwähnt, daß fogar die in unsern Schulen umlaufende Geheimsprache (durch Umstellen der Buchstaben die Wörter unkenntlich zu machen) ein Seitenstück in Deutsch-Ostafrika findet, wenn die Kinder der Wadchaga aus losama kitabu (wir lesen ein Buch) malosá bukita machen.

Merkwürdige erscheinungsgleiche Sprachgebilde sind auch die Anhängung des Geschlechtswortes im Rumänischen, Bulgarischen, Albanischen und Skandinavischen einerseits, Kennzeichnung des männlichen Geschlechts durch angehängtes b, des weiblichen durch angehängtes s im Hottentottischen andererseits.

Dann gibt es auch wiederum Einzelerrscheinungen, die unerklärlich sind, wie z. B. die Doppelform im Kapholländischen: doot is hy doot; kom fal hy kom; oder die Klassenwörter in den Bantusprachen; so in der Sprache der Herero, wo es acht Klassenvorfilben gibt.

Die Vorfilbe omu (Mehrzahl ova) bezeichnet Personen (omundu Mensch); omu (Mehrzahl omi) Pflanzen (omuti Baum); e bezeichnet runde, glänzende Dinge (eyuva Sonne); o Tiere (ongombe Rind); otyi leblose Sachen (otyina Ding) usw. Im Delawarischen heißt »ich besitze« nolhatton, wenn der Besitz unbelebte Dinge sind, aber nolhalla, wenn es sich um den Besitz von Menschen oder Tieren handelt. Im Javanischen gibt es eine »höhere« Sprache (Krāmā) und eine »niedere« (Nyoko).

Auch nach solchen Dingen wäre zu forschen, ob nicht die berühmte sogenannte Vokalharmonie der uralaltaischen Sprachen einerseits und der Umlaut bzw. Ablaut im Indogermanischen andererseits durch dieselben sprachlich-ästhetischen (oder durch die Natur des Kehlkopfes gegebenen?) Gründe bedingt sind.

So bietet die vergleichende Sprachwissenschaft eine Fülle anregender Betrachtungen. Natürlich muß man die Sprachen genau kennen und sich nicht durch Zufälligkeiten verblüffen lassen. Aus zufälligen Gleichheiten dürfen keine Schlüsse gezogen werden; erst die feinfache Durchdringung der Sprachen schafft Klarheit.

D I E S C H W A R Z E N K A B I N E T T E

Man kann sagen, so alt wie das Briefschreiben und Briefverschließen ist, so alt sind auch die Klagen über die Verletzung des Briefgeheimnisses. Schon Polybios (205–123 v. Chr.) und später Cicero (106 v. Chr.) beklagten sich über die Brieferebrechung. Daher kommt es wohl auch, daß die Geheimschrift schon im Mittelalter bekannt war. Im Jahre 1528 sprach sich Dr. Martin Luther energisch gegen die Anwendung der Briefschlüsselerei durch den Herzog Georg von Sachsen aus, und 1529 finden wir die erste deutsche Aufzeichnung (ebenfalls von Luther), welche die Verletzung des Briefgeheimnisses verpönt.

Aber erst mit den modernen Posteinrichtungen erlangte die Bewahrung des Briefgeheimnisses ein bedeutames Interesse. 1543 richtete Leonhard von Thurn und Taxis die erste, eigentlich deutsche Postlinie ein, und vier Jahre später, im Schmalkaldischen Kriege, erfuhr Karl V. durch seinen Postmeister die wichtigsten Geheimnisse seiner protestantischen Gegner. Von den Habsburgern mit Reichtümern und Ehren überschüttet, zu Grafen und Fürsten des Reiches erhoben, stellten die Thurn und Taxis ihre Beförderungsanstalt der kaiserlichen Politik zur Verfügung. Unter Rudolf II. führte Lazarus Schwendi, der am Hof beliebteste Feldherr Österreichs, bittere Klage, daß der Postmeister Viechhauser seine Briefe erbreche oder zurückhalte. Als Ferdinand II. die Fürsten Paar mit der Post in seinen Erblanden belehnte, wurde ein Taxischer Beamter nach Wien berufen, um den politischen Teil der Postverwaltung zu übernehmen. Da der geheime Postdienst außer einer großen Gewandtheit eine ebenso große Verschwiegenheit erforderte, so nahm man die dabei beschäftigten Beamten gern aus Familien, die bereits ihre Proben abgelegt hatten. Häufig vererbte sich das schimpfliche Amt durch Menschenalter vom Vater auf den Sohn. Die jungen Leute wurden frühzeitig in das Geheimnis eingeweiht, wie man Briefe erbrechen und wieder versiegeln könne, ohne daß der Empfänger das geringste merke. Eine Familie E. wurde immer in derselben Post, zu Stockerau an der Donau, nahe bei Wien, von Rudolf II. bis auf Joseph II. in dieser Weise beschäftigt.

Das in so vieler Beziehung verderbliche Beispiel Ludwigs XIV. wirkte auch bei der Behandlung der Briefe auf Deutschland ein. Seine Polizei berichtete ihm fortwährend über die Intrigen, die eben im Gange waren, und schöpfte ihre Geheimnisse aus den Briefen, die man auf der Post öffnete. Das Verfahren wurde nun in ein System gebracht, das bald genug in Deutschland Nachahmung fand. In allen Hauptstädten und allen wichtigen Verbindungspunkten wurden »Brieflogen« errichtet. So lautete der ältere Name für die »Schwarzen Kabinette«. Die bedeutendsten von diesen arbeiteten in Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Eisenach, Bremen, Hamburg und Mainz. Um galante Geheimnisse kümmerten sich die Brieferebrechungsanstalten nicht, ihnen kam es auf Staatsgeheimnisse an, auf den Briefwechsel von Diplomaten und unbekanntem politischen Agenten; diese zu ermitteln war eine Hauptaufgabe der Brieflogen.

In Wien war ein Flügel des kaiserlichen Schlosses, die fogenannte Stallburg, für das »Schwarze Kabinett« eingerichtet. Jeden Abend um 7 Uhr wurde die Post geschlossen, und die Wagen fuhren ab, scheinbar nach dem Orte ihrer Bestimmung. Sie begaben sich aber in den Hof der Stall-

burg, dessen Tor sich sogleich hinter ihnen schloß. Hier wurden die Briefbeutel geöffnet, die Briefe fortirt und alle die beiseite gelegt, von deren Inhalt man Kenntnis nehmen wollte. Zu diesen gehörten regelmäßig alle Briefe, die an Gefandte, Bankiers und andere einflußreiche Männer gerichtet oder von ihnen geschrieben waren. Die für das Ausland bestimmten Briefe erregten stets besondere Aufmerksamkeit. Das »Schwarze Kabinett« war zugleich Werkstatt und chemisches Laboratorium. Man hatte dort Siegelack aller Art, eine Masse von Petschaften, Werkzeug zum Ablösen der Siegel und alles, was zu Fälschungen der Briefe selbst diente. Befäß man das Petschaft des Absenders, so ging die Sache rasch, mußte man das Siegel vorsichtig ablösen und wieder aufkleben, so verlor man viel Zeit. In der Regel wurde die Briefpost bis 11 Uhr nachts in der Stallburg aufgehhalten; es geschah aber auch nicht selten, daß sie sich erst um 1 Uhr morgens in vollem Galopp entfernen konnte. Von den erbrochenen Briefen machte man Auszüge oder nahm auch ganze Abschriften. Die geheime Polizei, der diese Resultate der lichtscheuen Tätigkeit übermittelt wurden, erteilte zuweilen weitere Weisungen. Dann wurden von Beamten, die Handschriften nachzuahmen verstanden, falsche Briefe geschmiedet und heimtückische Fragen gestellt oder verderbliche Rat schläge erteilt.

In der Stallburg arbeiteten besonders Franzosen und Neapolitaner, deren überlegene Geschicklichkeit man schätzen gelernt hatte. Ihr Handwerk spannte den Geist so an und erforderte eine solche Sorgfalt und Geschwindigkeit, daß mehrere den Verstand darüber verloren. Man bezahlte sie so gut, daß sie mit ihren Familien im Überfluß lebten, aber ihr Dasein war nicht nur ehrlos, sondern auch sonst überaus traurig. Sie waren mehr Staatsgefängene als Beamte. Die Polizei verlor sie niemals aus den Augen und wußte aufs genaueste, wieviel jeder von ihnen ausgab, welche Erholungen er sich gestattete, mit wem er verwandt war, welche Häuser er besuchte, wer zu ihm und seiner Familie kam.

Fürst Kaunitz machte von der Anstalt in der Stallburg den ausgedehntesten Gebrauch. Um alles aufs beste einzurichten, hatte er sich von der geheimen Polizei Ludwigs XV. Belehrung erbeten und sie bereitwilligst erhalten. Der Polizeileutnant Laurin hatte für ihn eine Denkschrift entworfen mit dem Titel: »Näheres über einzelne Anstalten der Stadt Paris.« Der preußischen Politik gegenüber glaubte der Fürst mit dem »Schwarzen Kabinett« allein nicht auskommen zu können und wandte noch ein anderes Mittel an. Alle preußischen Kuriere mit Ausnahme von zweien ließen sich von ihm bestechen. Diese ungetreuen Boten erhielten bedeutende Summen, so daß sie sorgenfrei leben konnten, wenn man Verdacht gegen sie schöpfte und sie entfernte. Friedrich der Große hat aber nie entdeckt, daß Fürst Kaunitz alle Depeschen an den preußischen Gefandten in Wien früher las als dieser. Die Sache nahm immer folgenden Verlauf: Hinter Pirna war an der böhmischen Grenze in einer einsamen Gegend ein Haus erbaut und seinem Zweck entsprechend eingerichtet worden. Es wurde von Vertrauten bewohnt, öffnete sich nur für Menschen deselben Schlages und war reichlich mit Pferden und Wagen versehen. Erschien einer der bestochenen preußischen Kuriere, so stiegen Beamte mit ihm in einen Wagen

des Haufes, öffneten fein Felleifen, erbrachen die Depeschen, entzifferten den Inhalt mit Hilfe des Schlüssels, den sie zu der preußischen Geheimschrift befaßen, und nahmen eine Abschrift. War das geschehen, so wurde die Depesche wieder versiegelt und das Felleifen geschlossen. Das ganze Geschäft wurde auf dem Wege nach Wien beforgt, während der Wagen im raschesten Fahren blieb und nur an gewissen Stellen, wo die Pferde gewechselt wurden, für wenige Minuten halt machte. Auf der letzten Station vor Wien flog der Kurier wieder zu Pferde und überbrachte seine Depeschen, deren Abschriften Fürst Kaunitz bereits seit drei bis vier Stunden in Händen hatte.

Wie die Taxische Post seine Depeschen behandelte, erfuhr Friedrich der Große 1772, als sein Briefwechsel mit dem preußischen Gefandten in Mainz über die polnischen und türkischen Angelegenheiten von einem höheren Beamten des Kurfürsten benutzt wurde. Dieser Gefandte, v. Dietz, erfuhr davon und machte einen gewaltigen Lärm. Dies war einer der Vorgänge, durch die öffentlich bekannt wurde, daß die Reichs-Post das Briefgeheimnis verletzte. Übrigens war Friedrich der Große, wenn er gleich kein »Schwarzes Kabinett« befaß, in der Wahl seiner Mittel auch nicht zartfühlend. In Dresden hatte schon August der Starke Post und geheime Polizei miteinander in Verbindung gebracht, und unter der Verwaltung des Grafen Brühl war man darin noch weiter vorgegangen. Friedrich der Große zahlte dem sächsischen Hofe mit gleicher Münze, indem er den Kanzlisten Menzel bestechen ließ, damit ihm dieser den geheimen Briefwechsel auslieferte, der zwischen Sachsen, Österreich, Frankreich und Rußland über die Vorbereitungen zum Kriege gegen Preußen geführt wurde. Auch in den Besitz der Geheimnisse des Wiener Hofes wußte sich der König zu setzen. Von Zeit zu Zeit gingen nach Wien junge Preußen, ausgerüstet mit den Eigenschaften, die das weibliche Herz und Auge zu bestechen pflegen. Man wußte in Berlin, daß die Kaiserin Maria Theresia immer einige bevorzugte Damen um sich hatte, denen sie die wichtigsten Dinge unwillkürlich ausplauderte. Diese Damen hatten ihrerseits wieder bevorzugte Kammermädchen, die von ihnen mancherlei erfuhren. Die jungen Preußen hatten den Auftrag, solche Zofen zu gewinnen und ihnen ihre politischen Geheimnisse zu entlocken. Jeder von ihnen wurde mit 500 Talern fest besoldet und erhielt außerdem alle Ausgaben vergütet, die ihm seine Liebchaft verursachte. Erfuhr er etwas Wichtiges, so meldete er es nach Berlin und ließ den Brief auf einem sicheren Wege abgehen. Nach dem Zeugnis eines preußischen Diplomaten brachten diese Agenten eigener Art großen Nutzen. »Ein hübscher Burfche,« schrieb er dem Ritter von Zimmermann, »der die Kunst, mit Kammerjungfern umzugehen, ausgezeichnet verstand, erfuhr manchmal Dinge, die dem gesamten diplomatischen Körper verborgen blieben. Ich habe eine Menge Berichte solcher Art gelesen, die wirklich erstklassig waren.« Joseph II. fand das »Schwarze Kabinett« in der Stallburg vor und schaffte es nicht ab. Er glaubte es zu guten und edlen Zwecken benutzen zu dürfen. Unter seinen Nachfolgern kam es wieder auf die alte Weise in Tätigkeit und brachte manchen ins Unglück, der durch einige unvorsichtige Ausdrücke oder eine Prahlerei den Verdacht erweckt hatte, daß er zu den österreichischen Jakobinern gehöre. Die Stallburg gelangte nach 1814 zu einer zweiten Blüte. Mißtrauen gegen sich selbst und gegen alle Menschen war der vorherrschende Charakterzug des Kaisers Franz. Er traute nur Schurken, von denen er genug wußte, um sie jeden Augenblick ins Zuchthaus schicken zu können.

Diese mißtrauische Gefinnung, von Ohrenbläsern gepflegt, mußte dem »guten Franz« das »Schwarze Kabinett« lieb und teuer machen. Jeden Morgen hörte der Kaiser zuerst eine Messe. Um 7 Uhr trat er in sein Arbeitszimmer und ließ es sein erstes Geschäft sein, den bereitliegenden Bericht der geheimen Polizei zu lesen, in dem zugleich die Ausbeute der vortägigen Arbeit des »Schwarzen Kabinetts« enthalten war. In der stillen Zeit der Restauration waren es meistens Klatschereien und Liebeshändel, die er fand, und dieser Unterhaltungstoff sagte ihm besonders zu. Um solcher Dinge willen konnte er alle »Geheimen« in Bewegung setzen, damit sie ihm ausführlichere Nachrichten verschafften. Es kam sogar vor, daß er sich persönlich genau unterrichten wollte und zu diesem Zweck mit einem Agenten an einem dritten Ort eine Zusammenkunft hatte. Von der hohen Politik wurden die »Schwarzen Kabinette« besonders gegen die Italiener benutzt. Die Carbonaria mit ihrer erwiesenen Ausbreitung nach Deutschland hatte der heiligen Allianz einen gewaltigen Schreck verursacht. Man hielt den Geheimbund für um so gefährlicher, als man auf Spuren gekommen war, nach denen er mit den Freimaurerlogen der romanischen Länder in Beziehungen getreten zu sein schien. Diefem Ungeheuer den Garaus zu machen, benutzte man jedes Mittel.

Auch in Deutschland wurden in jenen Tagen der Demagogie »Schwarze Kabinette« neu eingerichtet, und zwei von ihnen, das eine in Frankfurt a. M., das zweite in Eifenach, sollen »mit Auszeichnung« gearbeitet haben.

Von den Fällen, wo die Staatsweisen zu den rohesten Mitteln griffen, um hinter politische Geheimnisse zu kommen, ist der berühmteste der Raftatter Gefandtenmord. Die damaligen Lenker des Wiener Kabinetts, Thugut und Lehrbach, suchten nämlich hinter gewisse Geheimnisse zu kommen. In der Eile nun und auf die bloße Vermutung hin, daß vielleicht Schriftstücke von Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken, die gegen ihn und vielleicht auch gegen Preußen zeugen würden, sich bei ihnen vorfänden, ließ Lehrbach durch Szekler-Hufaren die Gefandten totschiagen. Diese aber hatten alle wichtigen Papiere schon verbrannt oder dem preußischen Gefandten, Grafen Görtz, anvertraut, und man fand nichts. Das Verbrechen geschah wenige hundert Schritte vor der Stadt; Robeyrot und Monnier wurden erschlagen; Jean Debry aber rettete sich schwerverwundet.

Ein anderer Fall, der noch von größerer staatsmännischer Bestialität zeugt, ist folgender: Ein Diplomat, der als Paire von Frankreich gestorben ist, machte an einem der ersten italienischen Höfe als Gefandter die Erfahrung, daß seine geheimsten Depeschen verraten wurden, und daß namentlich der Hof eines benachbarten Landes davon Kenntnis erhielt. Aber die sorgfältigste Überwachung führte ihn zu keinem weiteren Resultate als zu der Entdeckung, daß die Verräterei in seiner nächsten Umgebung stattfand. Er ließ daher den nächsten Kurier an einem berückichtigten Orte auflauern und den armen Teufel, der in der hellen Mondnacht vorübertraben wollte, durch einen wohlgezielten Schuß in den Sand strecken. Der Depeschenfack, der sofort dem Kurier abgenommen und dem Gefandten zugestellt wurde, lieferte diesem bei Durchsicht den Beweis, daß der Verräter dem eignen Kabinette angehörte. Der Gefandtschaftssekretär wurde nun in aller Stille abgesetzt, die Witwe des Kuriers erhielt eine Pension, die Ermordung ihres Mannes wurde auf Rechnung der Banditen geschoben und – die Niederträchtigkeit war vertuscht.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFÜHRUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 10

OKTOBER 1926

MAROS / DRESDEN

D I E Z E I T U N G

Das Wort »Zeitung« (niederdeutsch »Theiding«, »Theidung«) bedeutete früher soviel wie Nachricht, Kunde, Bottschaft. Im Altertum gab es nur die gesprochene Zeitung, und die Märchenerzähler des Orients waren so eine Art öffentlicher Nachrichtenstelle. Es ist selbst auch heute noch in Bagdad Sitte, in den Cafés sich die neuesten Nachrichten aus aller Welt mündlich mitzuteilen.

Eine ganz moderne Form der gesprochenen Zeitung haben wir in dem Pressebericht des Rundfunks. Als eine vorgeschichtliche Zeitung in gewissem Sinne können wir die fünf Bücher Mose betrachten, die sich in Israel zuerst von Mund zu Mund vererbten. Später schrieb man diese Nachrichten auf. Nach der Befreiung der Israeliten aus der babylonischen Gefangenschaft durch Cyrus ließ der Levit Esra die fünf Bücher Mose vor allem Volk öffentlich verlesen (Nehemia VIII). Im alten Rom gab es schon eine wirkliche Zeitung, die durch Cäsar 59 v. Chr. gegründete »Acta diurna«, was soviel wie etwa »Römischer Staatsanzeiger« bedeutete. (Aus diurnalis: frz. journal.) Die Volkslieder des Mittelalters, besonders aber die alten Heldenepiken, die von den reisenden Minnefängern und Troubadours dem Volke bekanntgemacht wurden, waren ebenfalls Zeitungen, allerdings wieder mündlicher Art. Nach der europäischen Erfindung der Buchdruckerkunst, besonders nach der Entdeckung Amerikas, zeigten sich bei den germanisch-romanischen Völkern die ersten Spuren gedruckter Zeitungen, anfangs als Flugblätter, meist unter dem Namen »Relationen«. Ob aber nun gesprochene, geschriebene oder gedruckte Zeitung, das ist im höheren Sinne gleich, denn schließlich kommt es ja nicht auf

den Druck an, sondern auf den Geist, der verbreitet wird. Die heutige Kulturwelt kann nicht mehr ohne die »Presse« bestehen. Wir haben es ja in der Periode der politischen Umwälzung in Deutschland erfahren, was es bedeutet, wenn wir einen, zwei, vielleicht sogar mehrere Tage ohne unsere gewohnte Zeitung bleiben mußten; es war, als wenn uns eine gute Freundin ausblieb. Und wirklich ist die Zeitung ja dem modernen Menschen eine Lebenskameradin: den einen begrüßt sie morgens schon beim Frühstück und begleitet ihn zum Beruf, für den andern erscheint sie mittags oder abends. Selbst auf Reisen ist die Zeitung dem Menschen eine unentbehrliche Gefährtin. Viele Menschen kommen in dieser rastlosen Zeit selten oder niemals dazu, ein Buch zu lesen, darum gibt es bedeutend mehr Zeitungsleser als Bücherleser. Das kann man in gewisser Hinsicht bedauern: das flüchtige, das Zeitelement besiegt oder hemmt die tiefer schürfenden Gedanken, läßt kaum zur Selbstbefinnung kommen, verdrängt durch immer neue Eindrücke die Neigung zur Vertiefung in spezielle Probleme. Indessen: Die Zeitung bringt ihren Lesern ja nicht nur das Neueste aus aller Welt, sie unterhält und belehrt auch, wenn sie gut redigiert ist. Und welchen wirtschaftlichen Wert die Anzeigenseiten der Zeitungen haben, weiß jeder. Das Annoncenwesen ist eine geradezu unentbehrliche Einrichtung. Das gesamte Geschäftsleben mit Angebot und Nachfrage, Geldmarkt, Wohnungsfragen, Tausch usw. ist heute undenkbar ohne Inserate. Die Zeitung kündigt Geburt, Verlobung, Hochzeit und Jubiläum an, und selbst wenn der Mensch sich zur ewigen Ruhe niedergelegt, trauert sie in einem Nachruf um ihn.

Wer für die Büchergilde Gutenberg wirbt, stärkt unsere Bildungsbewegung!

M A R T I N A N D E R S E N N E X Ö

»Es ist notwendig, daß einer der Gesellschaft auch die unbarmherzigen Wahrheiten sagt. Und wer ist geeigneter dazu als der, der das Elend bis auf den Grund kennengelernt hat?« Mit diesen Worten hat sich Martin Andersen Nexö zu den Aufgaben des proletarischen Dichtertums bekannt, aus innerster Notwendigkeit heraus, nicht nur seiner proletarischen Herkunft wegen, sondern vor allem aus einem tiefen Mitwissen, das ihn mit dem Schicksal der Unterklasse verbindet. »Ich habe meinen reichen Anteil an diesem Mitwissen bekommen, und das ist meine Legitimation als Schriftsteller. Meine Fähigkeiten sind überhaupt die der Unterklasse, sie sind aus ihr hervorgegangen und gehören ihr an. Es ist zu meiner Verkleinerung gesagt worden, ich würde es nie fertigbringen, den Proletarier abzuschütteln. Ich selbst aber fühle dies als eine Auserwählung«, betont er im stolzen Selbstbewußtsein gegenüber den Angriffen bürgerlicher Literaturkritik, die sein Werk als Tendenzdichtung abzulehnen und zu schmälern versuchte. Solche Versuche der Herabsetzung werden immer vergeblich sein, wenn es sich um Persönlichkeiten handelt, die, wie Andersen Nexö, schon heute als Mensch und Künstler zur Führerschaft berufen sind. Nexö wurde am 26. Juni 1869 in einem der ältesten und ärmsten Arbeiterviertel Kopenhagens geboren, in der St.-Anna-Gade auf Christianshavn. Die Eindrücke von der Umwelt seiner frühesten Kindheit, das lichtlose Dunkel der Hinterhofhöhlen, die Feuchtigkeit, der Schmutz, die Rattenester in den dumpfen Stuben, alles finden wir in den Schilderungen über »Die Arche« in dem großen Romanwerk »Pelle« wieder, nicht zuletzt auch in »Stine Menschenkind«, wo uns der Dichter ein Bild der verwaorlosten Armenquartiere in unheimlicher Großartigkeit gemalt hat. Diese Erlebnisse aus den ersten Kinderjahren sind in der Seele des Dichters tief verwurzelt; denn »in allem erinnere ich mich weit zurück. Ich glaube, das ist eine Gabe, die den Kindern der Armut in die Wiege gelegt wird. Das Leben reißt zeitig unvergängliche Furchen in sie«. Die Familie litt schwer unter der Not des Daseins. Der Vater, von Beruf Steinmetz und Pflasterer, entstammte einer verarmten Bauernfamilie und bekam ein Drittel seines Lohnes in Schnaps ausgezahlt, so daß er die kinderreiche Familie aus eignen Kräften nicht ernähren konnte. Dazu hausten die Eltern mit ihren elf Kindern in einem ganz armfeligen Heim. Jede Nacht hing die Mutter den Korb mit Lebensmitteln an einem Strick auf, der von der Decke herabhing, damit die Ratten nicht holten, was die Menschen so bitter notwendig brauchten. Nicht nur die Mutter, die mit Grünzeug und Fischen auf einem Handkarren die Stadt durchzog, mußte zum Unterhalt der Familie beitragen, selbst die Kinder, kaum daß sie kriechen konnten, arbeiteten um Geld, trugen Zeitungen aus, sammelten Baupläne und verrichteten Botengänge. Kein Wunder ist es, daß Nexö in vielen seiner Arbeiten sich zuweilen als ein feiner, tiefchürfender Kenner des proletarischen Kindes erweist, dem das laute und stumme Leid, die kärgliche Freude im Leben der Kleinsten aus eignem Erleben gegenwärtig ist. In seinem neunten Lebensjahr kam für Nexö der große Umschwung: Die Familie siedelte nach der Insel Bornholm über. Aber auch hier war das Leben nur Mühe und Arbeit: Martin war ein Hütejunge

geworden, lebte zwischen Tieren, Wald und Heide in einer einsamen, befinnlichen Verfunkenheit dahin und klopfte im Winter mit dem Vater Steine an der Landstraße. Unterricht war Nebensache, und dennoch wuchs die junge Seele stark und groß ins Lichte und Klare; denn gewaltig war das Erleben der weiten Landschaft, der Menschen, des Viehes, des dampfenden Ackers und des unermeßlichen Meeres in der Runde, unter dem durchsichtigen Zelt des Himmels, im wechselvollen Zauberspiel der Jahreszeiten. Auf einem ganz natürlichen Wege eignete sich das frühwache Kind feine Kenntnis von Welt und Menschen an, im beständigen Anschauen der Schönheiten und Offenbarungen der Natur, die zugleich durch immer neue Rätselfragen den Forschungstrieb des Knaben anregte. Wie erdverbunden und naturhaft diese Kindheit Andersen Nexös gewesen sein muß, wird aus vielen seiner Novellen und vor allem aus seinem Hauptwerk »Pelle« offenbar, in dessen erstem Buche das Meer, der Strand und die Heide die Träger jedes menschlichen Schicksals sind. Von dieser Verwachsenheit mit dem Meer erzählt der Dichter in plastischer Anschaulichkeit vor allem in »Die Küste der Kindheit« und in »Drei Söhne«: »So vertraut wie mit der See war ich nicht einmal mit meiner Mutter Stube. Aus unfern kleinen Fenstern konnte ich hineinspucken; war sie böse, so warf sie uns Gift in unfern Dachboden und trieb Wrackstumpen als Sturmböcke gegen den Giebel. Es gab Morgen, wo uns die Mutter ans Fenster rief und uns die Strandungen der Nacht wies – fünf an der Zahl. So lag die ganze große Bucht wie ein ungeheurer Kinnbacken und malnte an Wracktrümmern und Decklast, die über Bord gegangen war. Das war Brot auf den Tisch des armen Volkes, und wir Jungen sprangen in die Brandung, um unfern Anteil unter Aufsicht des Strandvogts zu bergen. Draußen badeten wir, zwanzigmal am Tage, plätscherten mit dem Boot herum, drehten in den Wind auf großen Eischollen und waren oftmals nahe daran, das Leben zuzusetzen. Schulkameraden blieben draußen, und wildfremde Leichen wurden hereingespült.«

Eines Tages, kurz nach seiner Konfirmation, zerkleinerte Martin neben dem Vater hinter dem Strohschirm Steine. Da legte der Vater den Hammer hin: »Das beste ist, du gehst und suchst dir eine Stelle; denn von nun an mußt du für dich selbst sorgen!« Der Knabe begriff, lief aufs Geratewohl landein und kam auf einem großen Hof als Stalljunge unter. Die Zeit von drei Uhr morgens bis neun Uhr abends war nun von einer Arbeit ausgefüllt, die in ihrer Fülle und Schwere den schwächlichen Jungen der Verzweiflung nahe brachte. Aber mit zusammengebissenen Zähnen zwang sich Nexö auch durch dieses graufame Jahr, bis er nach dem Städtchen Rønne wanderte, dort 4½ Jahre als Schuster arbeitete, gepeinigt von Hunger, Kälte und Verlassenheit und einem immer heißer werdenden Verlangen nach Wissen und Klarheit. Unübertrefflich sind diese Phasen seines eignen Werdens, natürlich ins Allgemeingültige geweitet, im »Pelle« wiederum erkennbar. Den Drang nach eigner Vervollkommnung konnte Nexö dann zuweilen als Arbeitsloser durch Besuch einiger Kurse der Bornholmer Volkshochschule befriedigen; doch mußten solche Zeiten geistiger Ausbildung notgedrungen immer wieder des Brotverdienstes wegen durch

die harte Arbeit als Bauhandlanger auf Gerüsten und Neubauten unterbrochen werden. Dabei lernte er einen deutschen Glasergefellen kennen, der ein begeisterter Anhänger der Internationale war und dem jungen Nexö die erste Kunde vom proletarischen Klassenkampf brachte. In feiner Ahnung mochte wohl der ältere Gefelle die schlummernden geistigen und dichterischen Kräfte seines Arbeitsgenossen verspürt haben; denn er bat Nexö beim Abschied, wenn er einst ein Dichter werden sollte, möchte er stets für die Sache des Proletariats in allen seinen Werken eintreten. Zum Zeichen dafür, daß er dieses Versprechen eingelöst habe, ließ der Dichter zwanzig Jahre später, beim Erscheinen der deutschen Ausgabe des »Pelle«, nach diesem deutschen Arbeiter in einem Aufruf forschen, leider ohne damit Erfolg gehabt zu haben. — Im Winter 1891/92 besuchte Nexö mit Hilfe einiger Freunde die Volkshochschule zu Askaw; denn die staatliche Unterstützung war ihm verweigert worden. Er wurde dann Lehrer. Damit hatte er sich ein ungeheures Maß von Arbeit aufgebürdet, dem sein von Entbehrungen zermürbter Körper nicht lange standzuhalten vermochte. Eine Lungenkrankheit befahl ihn, warf ihn sechs Monate aufs Krankenlager und brachte ihn dem Tode nahe. Die Witwe des Dichters Molbeck aber nahm sich des Genesenden an, pflegte ihn ein halbes Jahr lang in ihrem Hause und gab ihm dann schließlich die Mittel — 400 Mark — zu einer Reise nach Italien und Spanien, wo er wieder gesundete. Zwanzig Monate trieb er sich auf Wanderschaft und unter dem ärmsten Volke in diesen Ländern herum, zuletzt ohne Barmittel, dabei Sprachen, Länder und Leute studierend. Heimgekehrt, hielt er Vorträge über Italien und unterzog sich einem einjährigen Staatskursus an einer Landeshochschule, wodurch er die Berechtigung erlangte, eine Staatsstelle als Lehrer zu erhalten. Wiederum widmete er sich der äußerst anstrengenden Doppeltätigkeit eines Lehrers und Dichters, hielt es aber nur drei Jahre aus, bis er schließlich im Jahre 1901 für immer sich der freien Tätigkeit des Schriftstellers widmen konnte.

Will man das dichterische Schaffen Anderfen Nexös mit Verständnis betrachten, so ist es notwendig, zu wissen, daß er ein typischer Vertreter nordischen Schrifttums ist, dessen Kennzeichen Einfachheit, Durchsichtigkeit, innere Festigkeit und Freiheit, mit einem Wort: die Naturhaftigkeit ist. Dem mitteleuropäischen Schrifttum haften die Verschrobenheit, Zerrissenheit und die Überspanntheit einer überhoch gezüchteten Problematik an, wie sie nur das Merkmal einer fast überreifen Entwicklungsform der menschlichen Gesellschaft ist. Wieviel unberührter, einheitlicher erscheinen dagegen Länder wie Dänemark, Schweden und Norwegen, die, am Rande der Geisteszentren der Welt gelegen, sich noch Ruhe und Naturverbundenheit bewahrt haben. Dieser Unterschied zeigt sich auch, wenn wir das nordische Schrifttum mit dem unfern vergleichen, z. B. das Werk Anderfen Nexös mit Zola, Rolland, Heinrich Mann oder Arno Holz. Bei Nexö finden wir immer nur einfache, ganz in ihrer Scholle verwurzelte Menschen, denen die bis ins feinste verzweigte Geistigkeit und der Subjektivismus der »problematifischen Naturen«, die uns die genannten Dichter Mitteleuropas vorführen, vollkommen fremd ist. Nexös Menschen find

nur im Rahmen jener bäuerlich-agrarischen Gegenden des Nordens denkbar, wenn auch ihr Schickfal zumeist, durch die gewaltige Kraft der Darstellung des Dichters typifert, in die Regionen des Allmenschlichen und Allgemeingültigen aufragt. Nirgends zeigt sich das deutlicher als an dem Hauptwerk des Dichters, an dem zweibändigen Roman »Pelle, der Eroberer«, in dem sich das Proletariat aller Länder wie in einem gewaltigen Spiegel schaut. Ergriffen spüren wir alle: Dieses ist dein und mein Schickfal. Denn wahrhaftig, Pelle ist beides, du und ich, wir alle, die aus der Tiefe kommen und emporsteigen, um teilzuhaben an dem neuen Tag. »Früher war er das elendeste Geschöpf, das die Erde trug, und nun ist er der Held im großen Roman des Lebens; die ganze Welt achtet auf ihn. All dies hat er selber ausgerichtet und mit bloßen Händen; ein Held, so arm an äußerem Glanz, ward niemals vorher gesehen.« Leben in allen Verästelungen, Menschsein in allen Ausstrahlungen, die Totalität des proletarischen Erlebens gibt diese große umfassende Roman-dichtung, die, strotzend von der Fülle echten Lebens, trotz einer großen epischen Breite von Anfang bis Ende fesselt, weil sie an jeder Stelle blüht in Natur und Kraft. Es ist der große Proletarier- und Sozialistenroman, dessen Wert darin liegt, daß das Schickfal Pelles verbunden wurde mit einer ausführlichen, von Sachkenntnis zeugenden Darstellung der sozialistischen und genossenschaftlichen Bewegung auf dem speziellen Hintergrund dänischer Verhältnisse, wobei — ausdrücklich sei es betont — alle Geschehnisse doch eine übernationale Bedeutung haben.

Das Gegenstück zu »Pelle« ist ein andres, gleichfalls sehr umfangreiches Werk, »Stine Menschenkind«, in dem sich dieselbe Kraft und Wucht der Gestaltung zeigt. Stine, die Dorfproletarierin, im Ablauf ihres Lebensschickfals dargestellt als Kind, Mädchen und Mutter, voll tiefster Barmherzigkeit und schärfster Unerbittlichkeit. Das Herz des Dichters, zerriffen von so viel geschautem Elend, wissend geworden durch fremdes und eignes Leid, bricht in unzähligen Wunden auf und blutet in verströmender Liebe. Doch ob wir Stine, das gedemütigte, dulddende, nie verzweifelnde Weib, oder Pelle in seinem Wechsel des Auf- und Niedersteigens oder die vielen Proletariergehalten aus den Novellenbüchern »Die Küste der Kindheit«, »Bornholmer Novellen«, »Proletariernovellen« oder »Kinder der Zukunft« vor uns sehen — unser Eindruck ist immer derselbe: hier ist dem Proletariat ein Kündler und berufener Mund erstanden, der von seinen Nöten, Klagen, Sehnsüchten und von seinem Kampfwillen spricht, ein sozialer Dichteranwalt, der durch die bitteren Tatsachen und Wahrheiten seiner Bilder und Gestalten das Herz der Verhärteten und Verschliffenen bezwingen und erschüttern will, auf daß sich wieder die Menschen zueinander finden mögen in Liebe, Freude und Freiheit.

Von Anderfen Nexö erschienen deutsch: *Pelle, der Eroberer* (Inselverlag, 2 Bände). — Im Verlag *Albert Langen*: *Stine Menschenkind*. *Küste der Kindheit*. *Familie Franck* (Roman). *Das Glück*. *Überfluß*. *Die Leute auf Dangaard* (Drama). *Proletariernovellen*. — Im Verlag *Oskar Wöhrle*: *Lobgefängnis aus der Tiefe*. *Sonnentage*. *Eine Mutter*. *Dem jungen Morgen zu*. — Im Verlag *Dietz*, Berlin: *Sühne*. *Kinder der Zukunft*. *Der Lotteriefchwede*.

D I E S C H W A R Z E N K A B I N E T T E

II.

In Deutschland erhob die frühere Verfassungsurkunde von Kurheffen vom Jahre 1830 zuerst die Gewährleistung des Briefgeheimnisses zur Verfassungsbestimmung.

In feiner, in den vierziger Jahren gegebenen Verfassungsurkunde nahm Preußen die »Gewährleistung des Briefgeheimnisses« nicht mit auf, weil dieses sich von selbst verstände. Und gerade vor und nach dieser Zeit war das »Schwarze Kabinett« (unter Nagler) in Preußen vollständig organisiert. Kein Name ist in die politischen Unternehmungen, in die dunklen Schliche des geheimen Polizeiwesens jener Tage (1823–1846) tiefer verwickelt als der Naglers, des Ministers und General-Postmeisters.

In den der Märzrevolution vom Jahre 1848 folgenden Reaktionsjahren wurde die polizeiliche Briefbrechung in Deutschland besonders rege in Anwendung gebracht.

Wie patriotisch sich der Amtsmißbrauch des Brieföffnens in manchen deutschen Mittel- und Kleinstaaten breit machte, zeigt das Beispiel des ehemaligen Königreichs Hannover. Dort war es unter der englischen Dynastie Gesetz, daß jeder Graveur von jedem Petschaft, das er sch, ein Pflichtexemplar bei der Obrigkeit hinterlegen mußte – angeblich, damit die Behörde untersuchen könne, ob in den eingegrabenen Wappen oder Initialen nicht auch einige Regierungs-Insignien enthalten seien, zu deren Führung der Private kein Recht habe, in Wahrheit natürlich, damit das »Schwarze Kabinett« für vorkommende Fälle gleich gerüstet war und nicht erst die Mühe hatte, sich selber die zur Briefkontrolle und zu Fälschungen erforderlichen Utensilien anzuschaffen.

Als Fürst Bismarck in den fünfziger Jahren noch Bundesgefandter in Frankfurt a. M. war, muß er dort betreffs Briefschneffelei recht trübe Erfahrungen gemacht haben; denn er war vom Vorhandensein eines »Schwarzen Kabinetts« in Frankfurt a. M. fest überzeugt, wie unter anderm aus folgendem Briefe an seine Gattin hervorgeht:

»Über Politik und einzelne Personen kann ich Dir nicht viel schreiben, weil die meisten Briefe geöffnet werden. Wenn sie Deine Adresse auf meinem und Deine Hand auf Deinem Briefe erkennen, werden sie sich's wohl begeben, Familienbriefe zu lesen.«

Später noch wurde von Bismarck bekannt, daß er seine ausländischen Kollegen, als sie ihm Briefe zur Mitbestellung durch den preußischen Kurier übergeben wollten, direkt abgeraten hat, es zu tun, da er nur, wenn er persönlich mit den Briefschafften reiste, die nötige Garantie übernehmen könnte.

Welche Folgen übrigens ein Depeschendiebstahl bisweilen nach sich zog, davon hier ein Beispiel. Es war nicht lange vor dem Fall von Sebastopol (1855). Die Berliner Ruffenfreunde erklärten die Feste immer noch für unüberwindlich und prophezeiten den Westmächten einen schmachvollen Rückzug. Für den Unterrichteten aber fehlte es schon nicht an Vorzeichen des nahenden Verhängnisses.

Eines Tages las der Hofrat Louis Schneider dem König Friedrich Wilhelm IV. vor. Er las aus einer Zeitung einen angeblichen russischen Rapport, der so anfang: »Unfere Stellungen in der Krim beginnen zu wanken...« Der König fuhr auf: »Was?! Wie lautet das? Noch einmal!.. Unfere...« »Unfere Stellungen in der Krim beginnen zu wanken...«, so steht es deutlich hier, Eure Majestät!«

»Verrat! Verrat! Niederträchtiger Verrat! – Das kann niemand wissen... Das wußte niemand als ich und Niebuhr! – Niebuhr soll kommen!« –

Markus Niebuhr, der gelehrte Sohn des großen Historikers Berthold Georg Niebuhr, war damals Kabinettsrat und Vertrauter des Königs. Keiner war so wie er in die Geheimnisse Friedrich Wilhelms IV. eingeweiht. Die Depesche hatte außer dem König und ihm niemand gelesen. Es war daher nur zu begreiflich, daß der König Niebuhr für den Verräter hielt, ihn, den Mann, den er mit Gunst und Gnade überhäuft, den er für seinen Allertreuesten gehalten. Niebuhr trat ein. Der König sprang auf ihn zu und spie ihm ins Gesicht mit dem Rufe: »Judas!«

Alles sprach gegen Niebuhr. Und doch geschah ihm Unrecht. Die Publikation der geheimen Mitteilungen Rußlands war die Folge eines Depeschendiebstahls. Niebuhr verließ den königlichen Palaß und den königlichen Dienst sofort. Er ist nicht lange darauf an dem Gram, den ihm die Beleidigung verursachte, gestorben. Seine Kinder hat er mit seinem Fluch bedroht, wenn sie jemals sich dem Hofe eines Fürsten auch nur näherten.

Im Jahre 1871 brachten wiederholt französische und österreichisch-ungarische Blätter die Behauptung, daß ein »Schwarzes Kabinett« der deutschen Postverwaltung in Elsaß-Lothringen bestehe.

Im Frühjahr 1875 erschien ein Buch: »Die Preußen in Elsaß-Lothringen«, von Gustav Rasch, in dem ebenfalls die Verletzung des Briefgeheimnisses in Elsaß-Lothringen behauptet wurde.

Am 25. Juni 1873 erhob im Deutschen Reichstag eine Interpellation die Anklage (und es wurde bewiesen), daß der General-Postmeister Heinrich Stephan persönlich das Briefgeheimnis verletzte, indem er Einsicht in die Abonnentenlisten der »Deutschen Post« nahm, sich als Abonnenten eingetragene Postbeamte notierte und ihnen dann erklärte: »Lesen Sie lieber die Bibel, aber nicht dieses Blatt!« Auch der Postrat Sachse aus Berlin ließ sich damals in Frankfurt a. M. Abonnentenlisten vorlegen und machte den Postbeamten Vorwürfe, daß sie ein solches »Schandblatt« lasen. Genau so handelte der Geheime Postrat Budde auf einer Inspektionsreise in Köln.

In den siebziger Jahren ist bezeichnenderweise im Deutschen Reichstage auffallend viel über die Verletzung des Briefgeheimnisses debattiert worden. Die Abgeordneten Bebel, Liebknecht und andere führten in damaliger Zeit in unzähligen Fällen den Beweis, daß das Briefgeheimnis in Deutschland keineswegs heilig sei. Der General-Postmeister Stephan konnte keinen der Fälle beweislich widerlegen, glaubte aber den Gegenbeweis in Form einer Reichstagsrede erbringen zu können. Er sagte unter anderm: »Also bei diesen zwei oder drei Fällen, die während meiner Verwaltung vorgekommen sind, hat es sich keineswegs um irgendwelche Ausführung eines Auftrages der Polizei oder um irgendeinen politischen Anlaß gehandelt, sondern es war eine Liebchaft im Spiele, also mehr eine lokale Angelegenheit.« (Diese Liebchaft sollte später die Arbeiterschaft noch näher kennenlernen!) Sein Schlußwort lautete: »Sie können versichert sein, meine Herren, daß das Briefgeheimnis auf dem Gewissen der Postbeamten des Deutschen Reichs ebenso sicher ruht wie die Bibel auf dem Altar!«

(Vergleiche die stenographischen Berichte der Reichstagsverhandlungen vom 25. Juni 1873, 26. November 1875, 8. November 1876, 16. Dezember 1876, 13. März 1877, 12. April 1877.) Diese Fälle der Briefgeheimnis-Verletzung sind, wie schon angeführt, so zahlreich, daß man ein Buch darüber schreiben könnte.

In der Zeit des Sozialistengesetzes (1878–1890) spielte das Briefbrechungswefen, verbunden mit polizeilichen Hausfuchungen, Unterfuchungshaft, Eigentumsbefchlagnahme und Landesausweifungen wohl feine größte Rolle und hat fomit, wenn wir an das Wörtchen »Kulturflaat« denken, alle Schändlichkeit und Schmach auf diesem Gebiete weit übertroffen. Am 21. Oktober 1878 wurde das Ausnahmegefetz gegen die »gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie« geboren und fomit auch die Verbreitung und Beförderung der fozialistifchen Zeitungen und Zeifchriften durch die Post unter »Kreuzbandfendung« verboten. Das follte heißen, alle Druckfachen, die irgendwie mit der Sozialdemokratie in Verbindung ftanden, follten von den Postbeamten angehalten und der nächften Polizeibehörde überwiefen werden. Was die Post nun unter Kreuzbandfendung verftand, wollen wir uns näher anfehen. Vorher möchte ich aber noch fagen, daß das zwölfjährige Ausnahmegefetz nicht nur gegen die Sozialdemokratie angewandt, fondern daß die breiteste Bevölkerung davon betroffen wurde. Ein höherer Beamter war heimlich Sozialdemokrat. Dies war der Polizei durch die Briefbrechung bekanntgeworden. Eines Tages fchrieb ein Kollege, der niemals Sozialdemokrat war und auch nichts von der Gefinnung des andern wußte, diesem einen Brief; er enthielt Bemerkungen, die gefchäftliche Maßnahmen betrafen und daher fehr vorfichtig ausgedrückt waren. Die Polizei vermutete etwas anderes, und fo wurden der Brieffchreiber wie der Adreffat ausgewiefen. Abertaufende Fälle der Briefbrechung und Geheimnisverletzung find nie bekanntgeworden, weil die Betroffenen wußten, daß eine Befchwerde zwecklos war, und fie die Landesausweifung fürchteten.

Deutschlands Monarchenanbeter und diejenigen, die den Auspruch: »Ja, früher!« immer beim Wickel haben, die Anhänger des Friedenskaifers (der 26 Jahre zum Weltkriege gerüftet hat) und viele, viele andere fcheinen die glorreichen Taten der Zeit von 1878 bis 1890 nie erfahren oder wieder vergeffen zu haben!

Am 22. November 1878 bestellte ein Herr Klute bei Herrn Geib in Hamburg für 6 M., die er einfandte, und deren Zweck er auf dem Postkupon bemerkte, einige Exemplare des in Hamburg veröffentlichten stenographifchen Berichtes der Reichstagsverhandlungen über das Sozialistengesetz. Klute bekommt die bestellten Schriften nicht, wohl aber eine Mitteilung, daß das Geld der Staatsanwaltschaft überliefert worden sei, und bald darauf eine weitere Notiz, daß die Staatsanwaltschaft einen Prozeß gegen ihn eingeleitet habe: wegen Teilnahme an einem verbotenen Verein! Im Februar 1879 fand in Breslau eine Wahl statt. Die Sozialdemokraten machten den Versuch, Gelder für die Wahl zu fammeln. Darauf erging ein polizeilicher Erlaß, der alle Geldfammlungen zu Wahlzwecken verbot. Die Wirkung des Verbotes war u. a. folgende: Herr Kräker hatte in Breslau ein Zigarrengefchäft, von dessen Ertrag er lebte. Ein Herr Foß in Kaiserslautern bestellte eine Kiste Zigarren für 6 M. bei ihm. Die Ware geht fofort ab, das Geld kommt aber nicht; erst nachdem Herr Kräker um das Geld gefchrieben hat, erfährt er, daß es längst abgefchickt sei, aber von der Polizei befchlagnahmt worden war.

Am 15. Februar war in der Breslauer Druckerei Zimmer & Co. eine größere Zahlung fällig. Es wird von Herrn Zimmer nach Leipzig gefchrieben, man möge doch dort für 1000 M. Deckung fchaffen. Leipzig antwortet nun am 15. Februar: Hier kann die Deckung nicht befchafft werden, forgt dafür am Ort. Das fand auf einer Postkarte. Die Postkarte des Leipziger Gefchäfts kommt aber nicht in die Hände des Herrn Zimmer, der, im festen Glauben, die Deckung werde von Leipzig beforgt, es unterläßt, weitere Schritte zu tun; und am 17., zwei Tage fpäter, kommt der Wechsel proteftiert zurück. Zimmer erfährt jetzt auf Befragen, daß die Postkarte von der Polizei zurückgehalten worden sei. Welcher materielle Schaden Herrn Kräker wie Herrn Zimmer und vielen andern unter folden unerträglichen Zuftänden entftand, kann man fich denken.

In Wurzen lief im Februar 1879 an einen Parteigenossen eine Sendung von Schriften ein, die er bestellt hatte. Er bekommt fie nicht, wohl aber wird er auf die Post vorgeladen und muß dort in Gegenwart des Bürgermeifters das Paket öffnen. Da findet fich denn, daß der Inhalt unverfänglich ift, und er konnte fein Paket mit nach Hause nehmen. Der Mann fand nicht unter Anklage; irgendeiner der Wurzenener Postbeamten, der fich die Verfügung des Herrn Stephan eingepägt hatte, glaubte »nach unzweifelhaft erkennbaren« Anzeichen in diesem wohlverpackten Paket verbotene Schriften entdeckt zu haben, und da mußte der Bürgermeister als oberfte Ortspolizei herangerufen werden, damit dem Staat kein Schaden gefchehe.

Einer der Berliner Ausgewiefenen, Herr Einer, der in Leipzig wohnte, fchickte an feine in Berlin zurückgelassene Frau, Steglitzer Straße 39 wohnhaft, ein größeres Kiftchen mit Wäfche und einigem Spielzeug für fein Kind. Von Herrn Einer glaubte man vermutlich, daß er in Leipzig mit Sozialdemokraten in verdächtiger Verbindung ftehe, und daß er vielleicht verbotene Schriften in Berlin einfchmuggeln wollte; kurz, dieses fehr feft gearbeitete Schiebekiftchen war, als es die Frau erhielt, an der einen Seite offen, fo daß man bequem den Inhalt durchmußern konnte.

Bei einem Herrn E. (1880) erfcheint morgens um 6 Uhr der Polizeileutnant Graf Stillfried und fordert ihn auf, einen Brief herauszugeben, den er tags zuvor bekommen habe, einen Stadtpostbrief, der die verbotene »Freiheit« enthalten haben follte. Es ift nun merkwürdig, daß der Polizeileutnant nicht nur von dem Brief wußte, fondern auch dessen Inhalt kannte. Der Mann erklärt, den Brief habe er vernichtet, gebe auch keine Auskunft darüber. Man erwidert ihm, dann sei man gezwungen, ihn eventuell zum Polizeiamt mitzunehmen, und außerdem müffe eine Hausfuchung vorgenommen werden. Die Frau des Mannes liegt noch im Bett. Da tritt der Polizeileutnant Graf Stillfried mit den ihm beigegebenen Polizeibeamten in die Stube, in der die Frau liegt, und fordert fie auf, in feiner Gegenwart fich fofort zu erheben und anzukleiden. Die Frau mußte dem Befehl nachkommen, und die Hausfuchung wurde vorgenommen.

Demselben Mann wird im Spätherbst ein Behälter mit Singvögeln aus Schlefien gefchickt. Ein Postbeamter kommt zu ihm und bringt ihm nicht etwa die Sendung, fondern die Aufforderung, nach dem Paketpostamt zu kommen und fich das Paket abzuholen. Der Mann nimmt im ersten Augenblick an, es sei eine von jenseits der Grenze gekommene Sendung, die zollpflichtig sei; es stellt fich aber heraus, daß es die erwarteten Singvögel find. Der Behälter wird geöffnet, und es befindet fich darin außer den Vögeln ein harmlofer Familienbrief nebst der Photographie des

Schwagers des Mannes. Darauf erklärt der oberste Beamte, er habe von der Staatsanwaltschaft den Auftrag, den Brief und alles, was Schriftliches vorhanden sei, mit Beschlagnahme zu versehen. Der Brief und die Photographie werden eingeschlagen, amtlich versiegelt und scheinbar nach der Staatsanwaltschaft geschickt. Wochen vergehen, und der Mann erhält keinen Bescheid. Die Sache kommt ihm eigentümlich vor, er will den Brief und die Photographie zurückhaben und geht endlich persönlich zum Staatsanwalt. Dieser erklärt, er wisse von nichts, ihm sei der Brief nicht zugegangen, es liege überhaupt gegen ihn bei der Staatsanwaltschaft nichts vor, wahrscheinlich sei aber die Beschlagnahme auf Anordnung der Polizei erfolgt, und er möge sich dorthin begeben. Wieder einmal hatten sich Polizei und Post widerrechtliche Machtbefugnisse angemaßt. In Köln wohnte ein Sozialist namens Heinrichs, der mit seinem Schwiegerohn, dem Sozialisten Schuhmacher, der an einem andern Orte wohnte, einen laufenden Briefwechsel unterhielt. Beide beobachteten nun, daß ihnen ihre Briefe aufgeschnitten oder weggenommen wurden, daraufhin schrieb Heinrichs eine offene Postkarte an seinen Schwiegerohn folgenden Inhalts: »Wir wollen dem Schwarzen Kabinett das Amt leichter machen, und damit sie nicht mehr aufzuschneiden brauchen, uns auf offenen Karten schreiben.« Heinrichs wurde nun vom Staatsanwalt

wegen Beleidigung der Post angeklagt, er trat vor das Gericht, bewies seine Behauptung und wurde freigesprochen. Daß aber gegen die Post jemals ein staatsanwaltlicher Strafantrag gestellt worden ist, hat man nie vernommen! Liebknecht, Bebel und Vollmar haben in der Zeit des Sozialistengesetzes eine Unzahl von Fällen im Reichstag zur Sprache gebracht und auch bewiesen.

Daß die schimpfliche Tätigkeit der »Schwarzen Kabinette« auch heute noch nicht aus der Welt verschwunden ist, beweist eine Mitteilung Deutschtiroler Verbände aus dem November »Anno 1925«, wonach die Postverwaltung der Faschisten in Südtirol geheime Zensurfstellen errichtet habe, die alle Briefe öffnen und besonders Druckfachen, die sich mit den Südtiroler Verhältnissen befassen, unterschlagen. Die Verbände warnten davor, an Südtiroler Briefe zu fenden, die eine Kritik an italienischen Zuständen enthalten, da dadurch den Empfängern große Unannehmlichkeiten bereitet würden.

Berühmte Prozesse haben den Beweis geliefert, daß die bestehenden Gesetze zum Schutze des Briefgeheimnisses nicht hinreichen. Um jeden Mißbrauch zu beseitigen, ist ein Gesetz erforderlich, das den Staat (eventuell den schuldigen Beamten) zum vollen Ersatz alles entstandenen Schadens anhält und den Briefverletzern schwere Strafe verheißt.

DAS LITERARISCHE KAMEL

VON BRUNO WINAWER / DEUTSCH VON LEO KOSZELLA

An einem kalten, sonnigen, trocknen Wintertage schritt durch die lärmenden Straßen von London ein — Dromedar. Sein dünner Hals, dies Anhängsel des unförmigen Rumpfes, ähnlich dem Griffbrett eines Violoncellos, thronte stolz über der Menge, und seine schmalen, umflorten Augen blickten träumerisch in die Weite. Das Menschengedränge wogte zu seinen Füßen, schreckliche Autohupentöne erschallten ringsum, es achtete aber nicht darauf. Erhaben und stolz schritt es dahin, und nur von Zeit zu Zeit bewegte es verächtlich die speichelbedeckten Lippen: »Geh auseinander, faule Menge! — Ich komme.«

Denkt nicht, daß seine gemusterte Decke, die seinen gemauferten Rumpf bedeckte, Ursache dieses Stolzes war. Nein.

Die Ursache lag tiefer. An den rechten Vorderhuf hatte man ihm heut früh einen Gummistempel mit der Aufschrift »Pears soap« (Pears Seife) angefügt, und die Wüstenarhe, die durch die Regent-Street in der Richtung zum Trafalgar Square schritt, gab diese Worte auf dem Straßenasphalt wieder. Und dies erfüllte es mit Stolz.

Denn sein Weg verlief nicht spurlos. O nein! Es ließ hinter sich lange Reihen gedruckter Buchstaben zurück: *Pears soap.*

Pears soap.

An der Ecke des Piccadilly trat ihm jemand in

den Weg. Es war ein alter Kollege aus einem Wanderzirkus — der Esel Jack.

»Hallo, Harry!« rief freudig der Esel. »Wie lange schon sah ich dich nicht mehr, lieber Freund, was machst du? How do you do?«

Das Dromedar maß ihn mit verächtlichem Blick. »Mach' Platz!« sagte es langsam. »Geh aus dem Wege! Und rede mich nicht an. Siehst du denn nicht, daß du mich störst?«

»Worin?« sprach verwundert der Esel?

Das Dromedar wies mit einer majestätischen Bewegung des Schwanzes nach hinten auf die lange Reihe der Buchstaben.

»In meiner literarischen Tätigkeit!« erwiderte es. »Dies alles ging unter meinem Huf hervor. Tritt also beiseite, denn wie du siehst, bin ich heut in Ekstase.«

Mit diesen Worten schritt es weiter in der Richtung zum Trafalgar Square, stolz, erhaben, voll Verachtung, und mit jedem Schritt vergrößerte ein neues »Pears soap« die Riefenlitanei.

Der Esel stand wie festgebannt, blickte auf den entweichenden Schwanz des Freundes und immer von neuem auf die lange Reihe der gedruckten Worte. »Glückliches Vieh«, seufzte er endlich. »Es läßt eine Spur hinter sich zurück. Es geht in die Nachwelt über. Warum gab Gott nicht auch mir literarisches Talent?« . . .

Und tief seufzte er noch einmal.



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFLEITUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 11

NOVEMBER 1926

DR. KARL SCHRÖDER / BERLIN

DIE SOZIALE UTOPIE

II.

Die Utopie ist, um es in einem kurzen Satz zu fagen: *Konstruktion einer menschlichen Gesellschaft im Kopf*. Ganz im Gegensatz dazu will der wissenschaftliche Sozialismus, soweit er von dem »Zukunftsstaat« spricht, nicht ein bloßes Wunschgemälde entwerfen, nicht eine Konstruktion erdichten, sondern er will den Grundriß eines Gebäudes zeichnen, das in dieser seiner bestimmten Gestalt als *Ergebnis tatsächlich vorhandener, gesellschaftlicher Triebkräfte in einem mit Klassenkampf erfüllten geschichtlichen Prozeß* erbaut werden kann.

Haben nun also für unfre Auffassung alle Utopien *einen* ganz bestimmten Grundcharakter, so können sie unter sich natürlich sehr verschiedenartig sein. So können etwa die Absichten ihrer Verfasser sich stark unterscheiden. Der eine will nur ein unterhaltendes Spiel der Phantasie geben, der andere beschränkt sich auf ein Einzelgebiet, etwa Technik, der dritte will soziale Kritik üben und so fort. Da wir hier nur von der sozialen Utopie sprechen wollen und auch nur von jener, die in einen überwiegend künstlerisch-literarischen Mantel gehüllt ist, so greifen wir aus verschiedenen Zeiten einige Werke heraus, die jedem Leser von heute zugänglich und geeignet sind, ihn in das Wesen der Utopie einzuführen. Da es sich aber auf unfrem kurzen Raum verbietet, jedes Werk im einzelnen auszudeuten, so sei vorweg noch auf folgendes hingewiesen: Kein Mensch kann weiter sehen, als Möglichkeiten in den Gesellschaftsverhältnissen, in den Produktionsverhältnissen seiner Zeit gegeben sind; das heißt also z. B., kein Mensch, auch kein Sozialist wäre imstande — ernsthaft — zu fagen, was jenseits der kommunistischen Weltgemeinschaft sein wird. Das muß man auch für die Betrachtung der Vergangenheit unbedingt beachten, um nicht immer wieder in den Ausruf

zu verfallen: Das war vor 2000 Jahren genau so; oder: Alles schon dagewesen; um nicht Ähnliches gleichzusetzen; um nicht in Ansichten der Vergangenheit Falsches hineinzudeuten. Jeder der Utopisten, so glanzvoll er oft sein Streiflicht über Zukünftiges wirft, steckt mit allen Grundelementen im Gesellschaftskreis seiner Zeit. Auch der Sozialismus der Vergangenheit hat einen gesellschaftlich völlig andern Charakter als etwa der marxistische des 19. Jahrhunderts.

Der griechische Philosoph Plato (428–348 v. Chr.), ein Schüler des Sokrates im demokratischen Athen, einer der ganz großen Denker der Weltliteratur, hat seine Auffassungen vom »Idealstaat« hauptsächlich in zwei Arbeiten niedergelegt, in der »Politeia« (Staat, Republik) und in den »Nomoi« (die Gesetze). Ohne daß man in ihnen ausgesprochene Utopien sehen könnte, enthalten sie doch zahlreiche utopische Elemente. Plato setzt voraus, daß ursprünglich der Idealstaat existiert hat, von dem sich die Menschen infolge ihrer Verschlechterung immer weiter entfernten. Übermäßiger Reichtum und trostloseste Armut zerfressen den Staat; es folgen Willkür und Zügellosigkeit von oben und Rebellion von unten. Plato ist durchaus Antidemokrat. Sein Vorschlag zur Staatserneuerung besteht zuletzt darin, daß er fagt: Wenn nicht entweder die Philosophen als Könige herrschen, oder die Herrscher Philosophen werden, wenn nicht staatlicher Machtwille und Weisheitsliebe (Philosophie) zusammenfallen, ist Änderung unmöglich. Er verkündet eine Art Kommunismus der Konsumtion. Die Produktion will er dem einzelnen überlassen. Die Sklavenwirtschaft bleibt dabei unangetastet. Platos Ideen über Familie, Erziehung, Privateigentum usw. sind außerordentlich interessant, auch heute noch. Richtig zu verstehen aber sind sie nur für den, der gleichzeitig die Wirtschafts-geschichte und die

politische Geschichte dieser Jahrhunderte liest, und der dann erkennt, daß Plato aus einer Zeit heraus schreibt, in der der Demos (das »Volk«), eingepreßt zwischen Kapitalsmacht und lohn-drückende Sklavenarbeit, in erbitterten Kämpfen sich aufreibt.

Näher schon steht uns ein Werk, das übrigens jeder Sozialist gelesen haben sollte, aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts: Die »Utopia« des Thomas More (1478–1535) (vgl. dazu: Th. More und seine Utopie, von Karl Kautsky). More war Staatsmann, ein kraftvoller, weitfichtiger, tapferer Geist, der für seine Überzeugung das Schafott bestieg. Sein Leben fällt in die Zeit der großen Entdeckungen (so Amerikas 1492), des gewaltigen Aufschwungs des kapitalistischen Zeitalters mit all seinen verheerenden Folgen für die Bauern und Dorfgemeinschaften in England. Den außerordentlich reichen und tiefen, dabei durchaus verständlichen Inhalt dieser Utopie hier wiederzugeben, ist unmöglich. Man muß sie lesen. More stürmt – gedanklich – einen mächtigen Schritt in die Zukunft. Er erkennt schon gut, daß die Menschen abhängig sind von den materiellen Verhältnissen, daß die Änderung der ökonomischen Verhältnisse Voraussetzung zur Änderung der Lage einer Menschenklasse ist. Seine allgemeinen sozialkritischen Darlegungen, seine Stellung zu Erziehungsfragen, zur Ehe, zu Reform und Revolution usw., aber nicht minder auch die glänzende literarische Form seiner Darstellung bezaubern noch heute. Ganz abgesehen davon, daß sein Werk eine Fundgrube für Erkenntnis der Geistesströmungen seiner Zeit in England und Europa ist. Es ist in viele Sprachen übersetzt worden. Als sehr charakteristisch mag dabei erwähnt sein, daß im Englischen nicht minder wie in andern Sprachen von späteren Herausgebern und Übersetzern Fälschungen und Auslassungen aller Art vorgenommen wurden. So klar nun aber auch Mores Gedankenystem ist, so sehr sein Gebäude einer veränderten Produktionsweise sozialistische Züge trägt, Zukunftszüge, nicht romantisch in die Vergangenheit geträumte, so wenig verleugnet es seinen utopischen Charakter. Mores Utopie ist Appell an einen einzelnen Mächtigen, das Idealbild zu verwirklichen. Mores Idee ist, daß das ideale Gemeinwesen als Konstruktion eines klaren Geistes entworfen sein muß, und daß dann dafür ein Herrscher gewonnen werden muß, der es realisiert, in die Wirklichkeit umsetzt. Daß sein Zukunftsbild im Klassenkampf von unten her, als Werk unterdrückter Klassen,

kämpfend durchgesetzt werden soll, vor diesem Gedanken scheut er zurück.

Ein halbes Jahrhundert später als Thomas More schreibt der als Begründer einer modernen, auf Erfahrung fußenden Philosophie bekannte Engländer *Bacon von Verulam* (1560 bis 1626) eine naturwissenschaftliche Utopie: »*Neue Atlantis*.« Atlantis ist eine auch schon bei Plato erwähnte, fagenhafte Insel, wie ja vielfach, und besonders zur Zeit der beginnenden großen Seefahrten, die idealen Gemeinschaften auf Inseln verlegt werden. Diese »Neue Atlantis« ist eine Insel in der Südsee. In einer Art technischer Hochschule werden dort Urfachen und Bewegungen aller Dinge und Erscheinungen erforscht. Man kann fliegen. Durch gesteigerte Erfindungen und Entdeckungen wird Reichtum erworben, der allen zugute kommt. Bacon will also das Glück der Menschheit gewinnen nicht durch Änderung der gesellschaftlichen, der Eigentumsverhältnisse, sondern durch eine klug auf die Produktion angewendete Technik und Naturwissenschaft.

Unter dem Vorbild von Mores »Utopia«, aber doch in gänzlich anderer Auffassung, schreibt der italienische Dominikanermönch *Thomas Campanella* (1568–1639). In ihm spiegelt sich u. a. besonders der aus Glaube, Religion und Aufklärungsbedürfnis, aus Wissenschaft und Aberglaube eigentümlich gemischte Zeitcharakter. Sein »*Sonnenstaat*«, den er im Gefängnis schrieb, ist ein Werk tiefen Blicks. Auch dieser »*Civitas solis*« (Sonnenstaat) ist auf einer Insel im Stillen Ozean errichtet. Alles ist dort Gemeingut, auch die Frauen. Sah aber More den Fehler seiner Gegenwart in den materiellen Verhältnissen, in der Privateigentumsordnung mit ihren Folgen, so richtet sich Campanellas ganze Aufmerksamkeit auf den Geist der Menschen. Umformung der körperlich und geistig verkommenen Menschen zu sittlichen und körperkräftigen durch Erziehung. Unter den Solariern ist irdisches Glück und Gottesliebe vereint, alles in Harmonie. Erwähnt sei hier eine Antwort Campanellas an jene, die sagen, der Kommunismus vernichte den Antriebe zur Arbeit. »Nur wo die Menschen durch das Privateigentum zur Eigenliebe erzogen sind,« sagt er, »ist diese ein Sporn zur Arbeit; denn das Eigentum verkümmert die Triebe der christlichen Liebe und des Gemeingefühls; es bringt Geiz, Wucher und Haß des Nächsten, Neid gegen die Großen sowie andre Laster hervor... Aber in einem kommunistischen Gemeinwesen wie der Sonnenstaat, in dem die Menschen zweckbewußt zur Gemeinschaft, zur Arbeits-

freude, zur Tüchtigkeit und Tugend gezüchtet und erzogen werden, und wo noch jeder Arbeiter seinen gerechten Lohn empfängt, und wo alle Arbeiten und Dienste gleich geachtet und geehrt werden, ist die Liebe zum Gemeinwesen der beste Ansporn.« (Vgl. M. Beer, Allgem. Geschichte des Sozialismus.)

Eine Fülle von Utopien aller Art schloß sich an den 1719 erschienenen »Robinson Crusoe« des Engländers Defoe an, nachdem schon vorher in den sogenannten *Staatsromanen* utopische Schilderungen aller Art vorgenommen wurden. Unter ihnen ist (1699) die Schilderung des »von vielen gesuchten, aber nicht gefundenen Königreichs Ophir«, eines Idealstaates, einer »Schlaraffia politica«, wie es hieß. Doch sind alle diese Romane für den nicht rein literarhistorisch Interessierten so gut wie ungenießbar. Eine einzige, den Durchschnitt etwas überragende, eigentümliche Verbindung von Robinsonade und Utopie ist die zwischen 1731 und 1741 erschienene »*Insel Felsenburg*«. Man kann aus ihr für die Zeitspanne vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zu Lessings Jugend sehr viel über das wahre Gesicht des Deutschlands dieser Zeit lernen.

Es mag an dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht werden, daß eine Reihe Utopisten ihre Theorie in die Wirklichkeit umzusetzen versucht haben. Das geschieht bis in die Gegenwart hinein; vor allem sind es solche religiöser Richtung. Immer aber zeigt es sich, daß es sich um ein begrenztes Experiment handelt, das am Rande der großen Gesellschaft vorgenommen wird und jedenfalls für die große Gesellschaftsentwicklung bedeutungslos bleibt.

Wir übergangen hier die durch Karl Marx mit einem für seine Zeit wahrhaft genialen Blick

in ihrer geschichtlichen Begrenztheit als Utopisten gekennzeichneten und sehr bekanntgewordenen *Fourier, St. Simon, Robert Owen* und nennen zum Schluß nur noch die »Reise nach Ikarien« des französischen Rechtsanwalts *Etienne Cabet* (1788–1856). Auch er ist durch Mores Utopie vom bürgerlichen Republikanismus zum Sozialismus gekommen. Sein Roman erschien 1842 und hat viele zum erstenmal in kommunistische Ideen eingeführt. Er ist oft schwerfällig, weitläufig und oberflächlich, aber als geschichtliches Dokument aus der noch nicht fernen Frühzeit des modernen Sozialismus ist er wichtig. Cabet versuchte seine Theorie in Amerika praktisch durchzusetzen. Dem Namen nach besteht noch im Staate Iowa (Amerika) eine Gesellschaft der Ikarier. Die Einkleidung des Romans ist so, daß ein englischer vornehmer Reisender das Land Ikarien kennenlernt, und in Vorträgen wie in Gesprächen werden wir unterrichtet über das Gesehene. Cabet fordert völlige Gleichheit, Gütergemeinschaft. Natürlich ist er des Glaubens, daß er dies durch reine friedliche Propaganda durchsetzen könne.

Von den modernen utopischen Romanen, die sehr zahlreich sind, seien nur herausgehoben der bekannte »Aus dem Jahre 2000« von *Bellamy*, ferner *Hertzkas* »Freiland« und etwa »*Die Zeitmaschine*« von *Wells*. Am wichtigsten sind die Arbeiten von *Wells*, da er sozial unfeindlich schreibt und dabei künstlerisch spannend.

Der Hang zur Utopie, zu utopischem Denken und utopischer Dichtung wird schwerlich eher vergehen, als eine die Erde umspannende gemeinwirtschaftlich arbeitende Menschheit eins ist im Gemeinschaftsgeist und vieles, was heute »Utopie« heißt, verwirklicht ist.

DIE VORLÄUFER DER GEGOSSENEN LETTERN

Die ältesten *gegossenen* Lettern finden sich an dem über ein halbes Jahrtausend alten berühmten gotischen Brunnen, der die Mitte des an mittelalterlichen, prächtigen Bauwerken reichen Altstadtmarktes in *Braunschweig* ziert. Diese Buchstaben wurden einzeln in Blei gegossen und dann zusammengefügt. Sie bilden gereimte Bibelsprüche, die auf die Kraft und den Segen des Wassers Bezug haben, und schmücken die Ränder der oberen Becken. Neuerdings ist die alte Streitfrage wieder aufgelebt, daß nicht der Deutsche Gutenberg, sondern der Holländer *Coster* den Letternuß

erfunden habe. Nun ist es Tatsache, daß kein Druck vor dem Jahre 1436 die Presse verlassen hat. Der bekannte Altstadtmarktbrunnen ist aber, wie einwandfrei aus der Inschrift und aus den Urkunden im Archiv der Stadt Braunschweig hervorgeht, schon am Vorabend des St.-Katharinen-Tages (25. November) des Jahres 1408 gegossen worden. Wir erkennen mithin, daß das Problem des Gusses von Lettern schon einige Jahrzehnte vor den Erfindungen der berühmten Väter der »Schwarzen Kunst« als grundsätzlich gelöst betrachtet werden konnte. *H. Runge (Braunschweig)*

DIE KUNST ZWISCHEN TOD UND LEBEN

Die ältesten Fundstätten der Kunst sind Gräber. Die frühesten Denkmäler der Kunst sind Totenmale. Die gewaltigsten Monumente der Frühzeit, die Pyramiden, sind Riefengräber. Die Kunst schuf für den Tod. Die ungeheuerliche Arbeit für den Leichnam des Königs Tutanchamon können wir bis in alle



Pyramide bei Dashoor 3000 v. Chr.

Einzelheiten studieren. Noch das letzte Ornament an den Kanten seines Sarkophages machte ein Künstler. Dutzende von Architekten, Bildhauern, Malern, Handwerkern arbeiteten für dieses Grab.

Wie der Bauer, der Kriegsknecht, der Sklave, d. h. wie die vielen, wie die Massen damals lebten, davon erfahren wir höchstens wieder etwas aus den Gräbern, aus den Grüften der Großen, die wie alle ihre Besitzstücke auch ihre Diener mit in das Jenseits nahmen — anfänglich leibhaftig, später als künstliche Abbilder an den Wänden der Grabkammern.

Wir sterben heute einfacher. Alle Protzerei der marmornen Erbbegräbnisse auf unsern Friedhöfen ist armfeliger Fabrikplunder und schäbiger Monumentalerersatz im Vergleich zum Gräberkult der Alten. Der römische Engrosbäcker und Heereslieferant Euryfakes baute sich ein Grabmal, wie es heute höchstens noch ein richtiger König bekommt.

Aus unsern Gräbern wird die Nachwelt nicht entfernt soviel Aufschluß über unser Leben erhalten, wie wir aus den Gräbern unfreier Ahnen über ihr Dasein erhielten. Unfre Särge sind so ziemlich leer.

Tatsächlich: die Kunst hat sich im Laufe der Jahrtausende vom Dienste des Todes mehr und mehr dem Dienste des Lebens zugewandt. Mit voller letzter Konsequenz allerdings noch immer nicht. Berlin sollte ja wohl einmal die schönste Stadt der Welt werden. Wie wurde das gemacht?

Es wurden auf den besten Plätzen Denkmäler aufgestellt, und es wurden die Gerichte, Schulen, Krankenhäuser, Strafgefängnisse, Museen und Kirchen mit mehr oder minder großem Pomp aufgeführt — selbst die Zuchthäuser bekamen ein wenig ab.

Aber Denkmäler — man denke nur an die Siegesallee — sind eine Art Photographicalalbum »lieber Verstorbenen«, eine öde, kleinbürgerliche Sentimentalität in Marmor oder Bronze, und die paar Führer der Menschheit, die wirklich ein Denkmal (natürlich nicht als banale Porträtfigur) verdienten, haben ja in Deutschland bis heute keins.

Aber die Schulen, Amtsgerichte, Waisenhäuser, Kirchen mit dem Schmuck der Säulen und Ornamente — waren denn die nicht »schön«?

Auch sie waren Totenkult. Denn hinter der Schönheit der Fassade war fast immer Enge, Dunkelheit, Kafernenhaftigkeit der Gänge und Räume. Das Leben in dem Bau war weniger wichtig als die tote Schauwand. Jede dieser pompösen Fassaden ist gleichsam das Grabdenkmal vor einer an Gleichgültigkeit verstorbenen, d. h. vor einer nicht zur lebendigen Lösung gebrachten Sache.

Und alle diese Monumente in den besten Stadtgegenden konnten dem Volke draußen in den Straßen, Häuserblöcken, Mietkafernen, Höfen und Kleinwohnungen der riesigen Außenbezirke nicht für einen Pfifferling besseres Licht, bessere Luft, gesündere Räume, d. h. *Leben* verschaffen. Das alles war noch immer mehr Totendienst als Dienst am Leben.

Die neue Kunst will ein neues Kapitel beginnen. Kunst diene von nun an dem Leben. *Das größte Kunstwerk schafft, wer für die meisten Menschen ein Maximum an Menschenwürde schafft.*



Paul Mebes und P. Emmerich: Radio-Station für Argentinien

Wer für die Büchergilde Gutenberg wirbt, stärkt unsere Bildungsbewegung

K I N D E R B I L D E R B Ü C H E R

Sachverständige Auskünfte von Buchverlegern wie von Verkäufern in Buchhandlungen aller Art gehen dahin, daß in zunehmendem Maße *bunte* Bilderbücher bevorzugt werden. Für Märchenbücher, die mehrfarbig illustriert sind, wenden alle Schichten unserer Bevölkerung erfahrungsgemäß im Verhältnis mehr als für jene Kinderliteratur auf, die nur mit einfachen Zeichnungen ausgestattet ist. An diesem »Zuge der Zeit« ändern auch nichts jene Betrachtungen, daß oft in den einfachen Zeichnungen der Märchenbücher eine Fülle von Poesie enthalten ist, oder daß man sich früher doch recht gern mit derartigen »einfachen« Kinderbüchern zufrieden gab. Wichtig bleibt nicht nur für die Verleger, die Verfasser und Illustratoren von Bilderbüchern, sondern auch für die Öffentlichkeit die Tatsache, daß gute Märchenbücher *dann* großen Absatz finden, wenn sie den Anforderungen unserer Tage gerecht werden. Genau wie früher, so müssen auch heute die Märchenbücher Wunderbares und Phantastisches in einer Form erzählen und im möglichst bunten Bilde zeigen, die das kindliche Gemüt ergreift. Dabei ist wohl zu bedenken, daß man bei der Schaffung von Märchenbüchern für die heutige Generation die großen technischen Errungenschaften, wie Automobil, Flugzeug, Zeppelin, Radio usw. um so mehr berücksichtigen muß, als ja heute schon im Spiel der Kleinen nicht mehr so einfache Hilfsmittel wie Stuhl und Fußbank in der Phantasie auch der Jüngsten zum Pferd, sondern zum Auto oder Motorrad umgewandelt werden.

Über die Anforderungen, die jetzt an das Kinderbilderbuch zu stellen sind, sagt Gustav Gamber in den Wegleitungen einer kunstgewerblichen Ausstellung: Was der gereifte Künstler bei der Gestaltung von Kinderbilderbüchern zu beachten hat, ist besonders dies, daß er als Inhalt das Erlebnis des Kindes, als Stil die Ausdrucksweise des Kleinen unverletzt in sich selbst wiedererweckt. Weder durch Vergrößerung noch durch raffinierte Verfeinerung darf diese Aufgabe gefährdet werden. Es muß dem oft anzutreffenden Vorurteil entgegengetreten werden, daß es sich im Kinderbilderbuch nicht um eine hohe Kunst handle, daß dieses vielmehr dem Künstler sowohl wie dem erwachsenen Leser und Betrachter eine Beschränkung auferlege. Dies Vorurteil steht vielfach auch der Märchenerzählung gegenüber.

Wernämlich für Kinder im kindlichsten Sinne ein Kunstwerk schaffen kann, der ist ein Erleuchteter und Begnadeter. Derartige Künstler müssen Gräser und Blumen, Quellen, Bäume und Gestirne als Brüder und Schwestern erkannt haben. Sind Gedicht und Bild aus schöpferischer Liebe hervorgegangen, so werden sie ganz von selbst grundlegende Forderungen des Kinderbilderbuches erfüllen, nämlich belehren und erziehen. Ein illustriertes Märchenbuch, das beides nicht vermag, ist mit Nüchternheit und Trockenheit belastet. Diese werden von Kindern immer als etwas Gegenfätzliches und Unbefriedigendes empfunden.

Der Inhalt des Kinderbilderbuches kann die ganze Schöpfung fein, das Leben des Menschen und besonders das des Kindes. Das Leben der Tierwelt, der Pflanzen und Mineralien, ja der Gestirne kann immer wieder in neuer Form die Kinderlektüre verschönen. Die Verfasser dürfen bei Kinderbilderbüchern Märchen und Sage, Legende und Mythe auffassen als wertvolle Gleichnisse, als Bilder und Geschehnisse von ursprünglicher Wahrheit.

Das kleine Kind zeigt den bekannten Trieb, alles mit den Händen zu greifen. Auch diesen Trieb wird der Gestalter des Bilderbuches für Kinder berücksichtigen müssen; er wird deshalb die größte Deutlichkeit und größte Verständlichkeit anstreben. Die Beobachtung lehrt, das bloß naturalistische Darstellungen auf das Kind abstoßend wirken. Dagegen erschaut das Kind das sinnbildlich Empfundene und Durchgebildete mit leuchtenden Augen.

Wie man aber für Kinderbilderbücher malt, darüber hat aus der Praxis E. Kreidolf anschaulich geplaudert, wenn er erzählt, wie er die in der Gebirgsschlucht gepflückten Blumen zu Haufe, um ihren bunten Eindruck wenigstens im Bilde festzuhalten, nach und nach zu einem ganzen Schlüsselblumengarten ausgestaltete. So entstanden Bilder nach Art des Gänfeblümchentees, des Befuchs beim Schneeglöckchen, Butterblumes, Ausfahrt usw. Allerdings fand der Maler zunächst keinen Verleger für seine als hübsch und neuartig beurteilten Zeichnungen. Als dann der Zeichner aber derartige Blumenmärchen selbst herausgab, schlug das Buch so ein, daß sich nun auch der Verleger fand. Es zeigte sich also, daß die Phantasie der Kinder, wenn diese nicht gerade

von Natur aus stumpf sind, durchweg noch viel beweglicher und ungehemmter als die der meisten Erwachsenen ist. Diesen, und besonders den Männern, geht sie ja meist durch Erziehung und das praktische Leben erst verloren. Wer sich mit Märchenbüchern beschäftigt, muß immer bedenken: Was kann sich ein Kind nicht alles vorstellen! Es personifiziert bekanntlich alles: hat es keine Puppe, so genügt ein Stück Holz. Für das Kind hat jede Blume ein Gesicht; das gilt besonders dann, wenn die Natur noch so wie beim Stiefmütterchen zu Hilfe kommt.

Für Bilderbücher solcher Art sind Kinder dann leicht zu haben, wenn ein tieferer Sinn darin liegt. Derartige Märchenbücher erfreuen und unterhalten also nicht nur, sondern sie helfen auf fröhliche Art erziehen und werden nicht zur Schulplage. Die Märchenliteratur zeigt an vielen Beispielen, wie erfolgreich nicht nur Blumen, sondern auch Schmetterlinge, Käfer usw. für die Kleinen personifiziert werden.

Seitdem durch die Kinos namentlich der humorvolle Film für Kinderunterhaltung Bedeutung gewonnen hat, ist die Frage aufgetaucht, ob dadurch dem Märchenbuch Abbruch getan wird. Die Erfahrung lehrt, daß diese Beforgnisse unbegründet sind. Man kann eher umgekehrt sagen: einerseits bereitet das Bilderbuch das Interesse für den Film vor, und dieser wieder äußert seine Rückwirkung dahin, daß nach dem Genuß des lebenden Lichtbildes die Kleinen um so lieber zu den Märchenbüchern zurückkehren. Dementsprechend sind z. B. auch die Märchenvorführungen usw. im Film für die Kleinen namentlich zu Weihnachten ein nicht zu unterschätzendes Mittel zur Anregung des Absatzes guter Bilderbücher.

Durch den Film hat nun aber auch jung und alt Gelegenheit gehabt, den amerikanischen Humor kennenzulernen. Dieser wirkt auf das mitteleuropäische Gemüt der Erwachsenen meist eigenartig, amerikanisch. Da taucht die Frage auf, ob und in welchem Maße diese humoristischen Bilder geeignet sein können, das Kinderbilderbuch zu bereichern. Einiges kann, namentlich

dann, wenn es dem Geschmack und weiter der Ideenwelt der mitteleuropäischen Jugend angepaßt wird, hierfür wohl in Frage kommen. Die amerikanischen Illustratoren haben bisher wenige Bilderbücher in unserm Sinne geschaffen. Daraus erklären sich Absatzmöglichkeiten für Märchenbücher des deutschen Geschmacks auch in den Ländern »jenseits des großen Teichs«. Die amerikanischen Illustratoren haben entweder hauptsächlich einzelne Bilder zum Ausmalen zusammenhängender Geschichten geliefert, oder sie bedienten sich eines ausgiebigen Textes, der sich in Form von Kinderreimen oder drollig-einfältigen Sprüchen und Anekdoten zur Illustration zwischen die Bilder schiebt. Die Amerikaner, die das Volk mit dem großen Reife- und Unternehmungsfieber sind, bevorzugen auch in den Märchenbüchern gern phantastische Reisebeschreibungen und Abenteuerbilder. Die amerikanische Phantasie ergeht sich gern in grotesken Verzerrungen und Hanswurstereien. Daneben haben aber auch in der Neuen Welt Kinderbücher ihren großen Leserkreis, deren Bilder die witzige Sorgfalt und scharfe Beobachtungskunst des Zeichners zeigen.

Eine auffallende Rolle spielen in Amerika die Farben. Den einfachsten und sichersten Maßstab liefert hierfür die Mode. Diese leistet überall, und zwar unbehelligt von jeder noch so feierlichen Situation, dem mutwilligen Zusammenstellen von Farben großen Vorschub. Da auch bei uns die Farbe mehr und mehr Trumpf wird, so verdienen die guten Seiten der amerikanischen Bilderbücher für unsere eigene Märchenbücherproduktion große Beachtung. An neuartigen Erscheinungen, die auch hinsichtlich der mehrfarbigen Objekte das Kinderbilderbuch zu bereichern geeignet sind, fehlt es bei uns genau so wenig wie in Amerika. Sind dort z. B. die buntgestrichenen Holzhäuschen auf dem Lande mit ihrem kräftigen Farbenwechsel anregend gewesen, so kann bei uns die Mode der bunten Hausanstriche von den Malern des modernen Kinderbilderbuches unserer Tage mit Witz und Humor verwertet werden.

W O R T E R O U S S E A U S

Wir kennen die Kindheit noch gar nicht. Bei den verkehrten Ansichten, welche wir von ihr haben, geraten wir immer mehr auf Irrwege. Selbst die klügsten Erzieher beziehen sich immer auf das, was ein Mensch wissen muß, ohne zu berücksichtigen, ob Kinder imstande sind, diese Kenntnisse zu verstehen. Sie suchen immer den Mann im Kinde, und sie denken nicht daran, was das Kind eigentlich ist, ehe es zum Manne wird. Fangt also damit an, eure Kinder und Schüler zu erforschen, ehe ihr sie bilden wollt.

J A N N E R U D A / B E N E S C H

INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN VON ISAAK REISMANN, PRAG

Jan Neruda (1834—1891), der Sohn eines Militärkantiners und einer Bedienerin, war ein Proletarerkind. Nach einer freudlosen Jugend und kurzer Wirksamkeit an einer deutschen Realschule als Suppleant wendet er sich der Schriftstellererei zu. Sein erstes Werk, »Friedhofsblumen«, steht noch unter dem Einflusse des Jungen Deutschland. Selbst in den »Kosmischen Liedern« ist noch der deutsche Einfluß Jean Pauls zu merken. Den Gipfelpunkt seiner Lyrik bilden die »Prosté motivy« (Einfache Motive) und »Freitagsgefänge«. Hochgeschätzt ist er als Feuilletonist, Essayist und Kritiker. Von seinen Prosafchriften sind die bei Reclam erschienenen »Kleinfeiner Geschichten« und »Genrebilder« dem deutschen Lesepublikum seit Jahren bekannt.

In einer kleinen Wirtsstube nahe dem Kärntner-Theater pflegte es alltäglich hoch herzugehen, heute aber erfüllte das Gelächter und Geschrei die ganze kleine Gasse. Es kamen hier die Choristen und Choristinnen der Hofoper und die Orchestermitglieder zusammen, ein aller Sorgen lediges Völkchen, und dies schon darum: wenn sie nämlich die erste Sorge zu sich herangelassen hätten, wären ihr zu viele gefolgt. Menschen, die sich um so freudiger ins Leben stürzten, je weniger Genüsse ihnen das Leben selbst gewährte.

Selbst der alte Benesch, der sonst griesgrämig und wortkarg war, schien heute wie ausgewechselt; er trank, plauschte, trank und plauschte wieder. Sein ausdrucksvolles Gesicht war schon gerötet und ständig mit einem Lächeln bedeckt. Sein historisches Mäntelchen, das im Winter und Sommer stets das gleiche war, hing rückwärts am Haken, aber der Alte spürte das Feuer des Weines und zog sich bereits die Weste aus. Es fiel niemandem auf, daß sich unter dieser ersten Weste aus starkem Stoff noch eine andere Weste, gleichfalls aus dickem Stoff, zeigte; man kannte ja den ganzen Benesch und alle seine Eigentümlichkeiten zur Genüge.

Benesch war schon an die vierzig Jahre Opernkorrepetitor. Die weiteren Künstlerkreise kannten ihn als ausgezeichneten »Partiturleser«, die intimeren als den Komponisten lieber kleiner Liedchen, alle aber als ausgemachten guten Kerl, der zwar ein bitterer griesgrämiger, aber stets zugänglich war. Deshalb war auch nur den Leichtsinzigeren der Gesellschaft seine heutige Lebhaftigkeit unauffällig, die übrigen ahnten, daß es bloß eher eine Pose sei, daß Benesch fortwährend plauschte, um etwas zu übertönen, und daß er so viel trank, um etwas herunterzuspülen. Sie schwiegen aber dazu und waren auch lustig.

»Aha — unser Löwe! Dachte ich mir's doch, daß er heute auch noch kommen werde!« rief Benesch einem Neueintretenden zu. Es war ein Mann mit lebhaften Gebärden, fröhlichem Gesicht und klugem Aussehen. Bereitwillig machten sie ihm Platz.

»Lev ist heute ein fertiger Löwe*«, ließ sich jemand aus dem Hintergrunde hören. »Papa Benesch, haben Sie heute Lev in der Kirche gehört?«

»Sie werden mich ihn kennen lehren!« brauste Benesch auf, und seine zweite Weste fauchte vom Körper herunter. Unter dieser zweiten gewahrte man eine dritte. »Ihr werdet mir sagen, wer für etwas steht! Wenn Ihr lieber schweigen möchtet! Aus Lev wird ein zweiter Ronconi. Ronconi war auch so klein, aber er hatte eine Stimme wie eine donnernde Flöte. Habt Ihr schon so etwas jemals gehört? Wenn ich sage, daß aus einem etwas wird, dann wird etwas aus ihm! Diefem jungen Grasaffen sag' ich's auch beständig voraus, daß sie so groß und berühmt wird wie — wie die Sonntag wird die werden!« Der Name entschlüpfte ihm nur wie zufällig von den Lippen.

»Was sagt Papa Benesch?« fragte ein neben ihm sitzendes hübsches Mädchen.

*Löwe = tschechisch Lev

»Nichts, nichts, Grasaff«, und er streichelte ihr das Haar. »Was hörtest du Neues aus Zlonitz, Löwchen?«

»Schon seit längerer Zeit gar nichts! Aber, Donnerwetter, Papa hat ja heute eine neue Krawatte!«

Benesch streckte launig das Kinn recht hoch empor und die Beine weit von sich.

»Und frischgewaschene Schuhe hat er auch — Papa feiert heute irgend etwas!«

Benesch runzelte ein bißchen die Stirn. »Preß' dich nicht beständig an mich, Paula«, wandte er sich wieder zu dem Mädchen.

»Die Luka hat's scharf auf den Papa«, rief es in der Runde.

»Papachen, host net irgend a neichs Liadl firi mi?« So schmeichelte die junge Choristin, die spätere so gefeierte Primadonna. Benesch schaute sie an. »Sauber bist — aber solche Augen hast du doch nicht! — Nun, das ist egal, aus dir wird etwas, aber bloß aus dir und dem Löwen, aus den übrigen wird gar nichts!«

»Oho, wer kann das wissen?« grollte der junge Geiger gegenüber. »Sie waren auch talentiert, Papa, nun und —« Er sprach nicht zu Ende.

»Nun, und was? Was konnte aus einem Korrepetitor anderes werden als ein Korrepetitor? Ich war ein solcher in Prag, und jetzt bin ich ein solcher in Wien.«

»Aber wenn Sie in Prag ausstudiert hätten!«

»Ja, wenn! Wenn ich hinter der Henriette Sonntag nicht nach Wien gelaufen wäre!« »Sie war wohl schön, was?«

»Ich weiß es nicht einmal so genau«, brachte Benesch mit einer sichtlich erzwungenen Leichtigkeit hervor. »Wie man's nimmt! Als ich sie in einer Prager Gesellschaft zufällig und zum ersten Male am Piano begleitete, und wie sie mich anblickte, da war's um mich geschehen. O du mein Gott, diese blauen Augen! Für die wäre ich noch weiter als bis nach Wien gegangen!«

Niemand fragte ihn weiter aus, aber Benesch verstummte nicht. Als ob er unter einem Zwange wäre, in launiger und scherzhafter Weise von dieser Sache weiterzuerzählen. »Es genierte mich nicht, daß auch andre ihr zuliebe herkamen — ein junger Ulan beispielsweise — ich wußte, daß sie wie ein Engel gut war, du mein Gott, diese Augen, so weich, so himmlisch! Weshalb soll ich es jetzt nicht sagen, was liegt dran; ich war wie ein Narr, so verliebt, und hab' mich wie ein Narr benommen und geschwiegen. Sie hat mich selbst kuriert. Plötzlich verschwand sie — wie man erzählte, wegen der Angriffe gewisser Hofkreise auf ihre Tugend — und ließ mir die geschriebenen Worte zurück: 'Ich danke Ihnen herzlichst für Ihre Dienste und empfangen Sie beiliegende drei Hunderter als Dank für die anstrengenden Korrepetitionen.' Nun also, jetzt wußte ich's, was ich ihr war, ihr Korrepetitor! Und ich besaß zum ersten Male in meinem Leben drei Hunderter, und —« Er wollte irgend etwas Spaßiges sagen, aber plötzlich verstummte er. Sein ganzer Körper erbehte, als ob er vom Fieber geschüttelt würde. Seine Züge wurden starr, sein Auge war auf den Boden geheftet, den Mund hatte er ein wenig geöffnet. Die gefalteten Hände erbehten im Krampfe.

»Und als sie an dieser mexikanischen Cholera starb – das ist gar nicht einmal so lange her?« fragte der ihm nahe sitzende Schauspieler, vielleicht nur, um dem Gespräch eine andre Richtung zu geben.

»Am 11. Juni 1854«, antwortete Benefsch mit Todesstimme. »Am elften – heute haben wir ja gerade –« Benefchs Haupt sank auf seine gefalteten Hände herab. Ringsherum herrschte Schweigen, und keiner sprach ein

Wort mehr. Ein quälendes Schweigen, das nur durch das laute, unausprechliche Schluchzen des Greises unterbrochen wurde.

Lange währte des Alten Weinen, und niemand wagte es, ein Wörtchen zu flüster.

Plötzlich verstummte das Schluchzen; der Greis erhob sich und bedeckte seine Augen mit der Hand. »Gute Nacht!« sprach er fast flüsternd und wankte zur Tür hinaus.

J O S E F W I T T L I N / D I E Z E I T U N G

DEUTSCH VON DR. LEO KOSZELLA

*In des Bleies heißer Hölle – schmilzt zu Lettern die Tage
Europas furchtbarer Satan: Linotype.*

*Es reiben sich atemlos wie im wollüstigen Balzen,
Im olivenen Schweiß gebadet, die stählernen, schamlosen
Walzen.*

*Dies Scheusal ernährt sich vom Herzblut der Welt und menschlicher
Pein,
Verwandelt in Schwärze das Blut und vergiftet damit unser
Sein.*

*In diesen Mühlen der Sensation kauft die Welt für zwei
Groschen:
Sich selbst, in der Mühle der Maschinen zu Pulver zerrieben.*

*Papierne Leichenlaken, durchtränkt von menschlicher Qual,
Begeistern uns täglich mit ihrer Küsse Schimmelmal.*

*Nacktes Prahlen wirft wie ein Schinder schreiend das Lasso
Auf Gottes Nacken! . . . Fliehe, o Herr, mit der Kraft deiner
Lungen!*

*In dumpfen Stuben werfen Krüppel triumphierend in Körbe
Des Menschen göttliche Seele! Sie sind – der Kasernen Ge-
bieter!*

*»Pollice verso«, wie Nero, verurteilen sie Völker zum Tode,
Der Schand' und des Ruhms Polizei im Dienst der Verbrechen
und Mode.*

*Es jagt dein Schlangensblick nach der Sterne verschwiegene
Reichen,*

Es wälzt sich deine Cäsarenquadriga über unsere Leichen!

*Von allem, was zum politischen Frühstück irgendein Held
Dienstlich getrunken fürs Volk, amtlich verzehrt für die Stadt –*

*Fängst du die Reste im Nu, verzehrst sie im Morgenblatt,
Und schon kaut sie wieder, Kuhmägen gleich, die ganze Welt.*

*Hummern, Homer und Humor, Champions, Champagne und
Champagner:*

*Alles verschlingst du, o Zeitung, du Fürstin der Krachs und
der Hauffe,*

*Auf der Ereignisse Leiter springst du vor Freud' wie ein Affe,
Mit zottiger Pfote reichst du der Masse das elende Los.*

*Werberin von Sensationen, Kupplerin unsrer Gebrechen,
Mutter der Schande, die unserem Tun verleiht die Gestalt,
Wie Jerichos heisse Posaunen dein sieghafter Schrei erschallt:
»Ein Königreich für einen Mord! Ein Königreich für ein
Verbrechen!«*

*Schon besprühte dein giftiger Geifer den himmlischen Thron,
Gesammelt von Zungen der Welt, wie Wein – aus giftiger
Schale;*

*Eine freudige Nachricht! Es gibt nicht mehr Vater noch Sohn;
Es spien dem Geiste ins Antlitz die neuesten Journale.*

*Wie Noah einst mit der Arche gelandet am Arrarat,
So land' ich mit meinem Herzen vor deiner Göttlichkeit;
Du bist keine Sensation, – zerstör' diesen Apparat,
Dem die Depechen gibt Satan, dein Feind von Ewigkeit.*

*Sieh, schon ergriff mich der Himmelsreporter bei dir!
O ewiger Künstler, der du die Erde aus Liebe erschaffen:
Laß ihn nicht ein! Er will – Filialen errichten hier
Und will aus der Schöpfung der Welt – sich den Leitartikel
verschaffen.*

*Laß nicht zu, daß der Satan der Zeitung als Makulatur
Nimmt unfre faubere Seele! Und käm er in diesen Hag –
Dann ruf' ihm solche Sensation in Tuba-Dur,
Daß einstürzt die Welt! – Und konfiszier' den ganzen Verlag!*

J A C K L O N D O N

In diesem Monat sind zehn Jahre verflossen, seitdem der große amerikanische Dichter, wohl der größte, den die Arbeiterklasse hervorgebracht hat, starb. Seine Werke, in denen sich sozialer Kämpfergeist und ein unbezähmbarer Abenteuererfimmel höchst packend auslebt, sind in allen Kulturstaaten in riesenhaften Auflagen verbreitet. Nur in Deutschland weiß man noch zu wenig von ihm. Deshalb hat die Büchergilde Gutenberg es jetzt übernommen, die Werke Jack Londons in einer billigen Volksausgabe herauszugeben. Als erstes Buch erscheint: »Ein Sohn der Sonne«, abenteuerliche Novellen aus der Südfsee. Es folgen zunächst: »In den Wäldern des Nordens«, »Abenteurer des Schienenstranges« (soziale Bilder voll fesselnder Darstellungskraft), »König Alkohol« (autobiographischer Roman), »Südfseegehdichten« und »Der Seewolf« (Roman). Die Volksausgabe wird zum Preise von je 3 Mark nur an Mitglieder der Büchergilde Gutenberg abgegeben.

Die »Typographischen Mitteilungen« erscheinen monatlich einmal im Verlage des Bildungsverbandes der Deutschen Buchdrucker G. m. b. H. Bezugspreis vierteljährl. 3,60 M., ohne Porto. – Herausgeber: Bruno Dreßler. – Verantwortlicher Schriftleiter: Artur Grams; künstlerischer Leiter: Curt Reibetanz. – Verantwortlich für die Anzeigen: Otto Schröder. – Druck: Buchdruckwerkstätte G. m. b. H. – Sämtlich Berlin SW 61, Dreibundstraße 5.



DAS SCHIFF

BEIBLATT DER TYPOGRAPHISCHEN MITTEILUNGEN

SCHRIFTFÜHRUNG: ERNST PRECZANG, BERLIN SW 61, DREIBUNDSTRASSE 9

NUMMER 12

DEZEMBER 1926

HERBERT W. LEISEGANG / BARMEN

DAS MARIONETTENSPIEL

Wenn ich von der Marionette als Gleichnis des Lebens reden, ihr Spiel als dichterischen Ausdruck einer Zeit erklären will, so mag der Laie dem Thema skeptisch gegenüberstehen. Aber Vergnügungen, denen sich die Menschen vom grauesten Altertum an mit solcher Leidenschaft hingegeben haben, verdienen schon, daß man ihrer tieferen symbolischen Bedeutung nachspürt. Diese Völker und Zeitalter huldigten dem Marionettenspiel als religiösem Kult, jenen diente es als Volksbelustigung niedrigster Art. Solche Umstrittenheit ist immer ein Beweis für den Wert einer Sache; denn nur Fragen, die die tiefsten Wurzeln wahrhaften Volkstums berühren, vermögen die Menschheit dauernd zu beschäftigen, vermögen sich dauernd zu bekämpfen. Wie könnte eine Kunst unbedeutend und inhaltlos sein, die Jahrtausende hindurch den Kulturvölkern auf dem Wege ihrer geistigen Entwicklung eine treue Begleiterin war, die zu den Lieblingsunterhaltungen zahlreicher großen Männer gehörte, und die selbst in unserer Zeit der Umwertung und der geistigen Revolutionen ihren alten Platz in Ehren behauptet hat! Das Puppenspiel wird damit zum Wertmesser von Zeiten und Völkern.

Gerade das deutsche Puppenspiel trägt, mehr als bei anderen Völkern, rein symbolischen Charakter in sich. Die Marionettenbühne wurde als Symbol der Wirklichkeit, der Welt, erlebt. Die Puppen, die in schwebender Leichtigkeit sich als die freiesten Wesen über alle irdischen Gesetze von Schwerkraft und Gebundenheit erheben, die aber im Grunde die Unfreiesten aller sind, schienen den Menschen Spiegel, in denen sie schauernd sich selbst erkannten. Die Fäden, die den Menschen mit dem Schicksal verknüpfen, bei der Puppe waren sie greifbare Wirklichkeit geworden. An Händen und Füßen gebunden, symbolisierte sie vortrefflich unsere hilflose,

zwischen Himmel und Erde stehende Zwitterhaftigkeit. Diese Wesen von sprühender Lebendigkeit, sie vermochten nicht einen Schritt selbständig zu tun, sie waren tragisch verkettet einem höheren Willen, einem Gott; und dieser Gott war nur ein Mensch, der Puppenspieler hinter den Kulissen. Es muß eine fürchterliche Erkenntnis für den Menschen gewesen sein, als er zum erstenmal den Sinn dieser winzigen Puppen erkannte, die ihm hohnlachend das »Du bist Ich« zuzurufen schienen. Gounod bezeichnet sie als »Parodie de la vie humaine«, und Weber sagt in seinem Demokritos von ihnen: »Nichts stellt das Lächerliche im Getriebe der Menschen und deren unwichtige Wichtigkeit so ganz ans Licht wie diese verkleinerten, am Draht geleiteten Menschen aus Holz.«

Die Illusion des Puppentheaters raubte dem Menschen die Illusion des Lebens; mit einem Schlage schien alle feilische Kompliziertheit von ihm abzufallen, und als die Schleier der Illusion zerflattert waren, standen sie nackt vor der harten Erkenntnis: Die Welt ist nichts als ein Schaubudenmann, der uns als Marionetten auf und nieder tanzen läßt. Und wir sind ernst dabei und denken uns als die Herren der Welt, an die wir als Sklaven gekettet sind. Das Volk oder das Zeitalter, das sich gläubig dem Puppenspiel hingibt, wird immer den Grundton einer tragischen Weltanschauung in sich tragen.

Die Marionette hat vor dem Schauspiel einen großen Vorzug: Sie ist unwirklicher und darum künstlerischer. Ihr Reich ist die Welt des Wunders: Märchen, Mythos, Mysterium. Vermöge ihrer feilischen Unbeteiligtkeit verkörpert sie die absolute Komik. Komisch ist der ungeistige Mensch, der, seiner Sendung vergessend, sich an die verwirrende Fülle der dinglichen Welt verliert und in Feigheit, Geiz oder Gier um Werte bangt, die für den Wissenden belanglos sind. Diese

völlige Materialität kann der Mensch nicht verwirklichen. Jeder Narr von Fleisch und Blut ist von einem Hauch der Tragik umwittert. Nicht so die Puppe. Sie hat keine Seele, und sie rühmt sich dessen. Die Komik der Puppe ist reine Komik. Über die Heimat der Puppenspiele läßt sich Bestimmtes noch nicht ausfagen, aber alles deutet darauf hin, daß wir sie in *Indien* zu suchen haben. Die indische Kultur trägt wohl den tiefsten Ausdruck eines religiösen Lebensgefühls in sich. Hier haben wir mithin einen untrüglichen Prüfstein für die Richtigkeit des Grundgedankens, daß die Kunst des Puppenspiels steht und fällt mit der Fähigkeit eines Volkes oder eines Zeitalters, Wunder zu erleben. In Indien ist es eine uralte Kunstübung.

Die symbolische Bedeutung des Marionettenspiels findet technisch ihre größte Unterstützung in der volkhaften Primitivität des Ausdrucks der Puppen. Die Fäden, die die Puppen beherrschen, gestatten nur ein verhältnismäßig geringes Maß an Bewegung, und doch sollen mit dieser Bewegung äußere wie innere Vorgänge der Handlung ausgedrückt werden. Solange die inneren seelischen Vorgänge unkompliziert bleiben, so daß eine harmonische Einheit zwischen dem Ausdrucksmittel und dem, was ausgedrückt werden soll, gewahrt bleibt, solange haben wir es mit jenem alten volkstümlichen Marionettentheater zu tun, das an erschütternder Wirkung vielleicht einem menschlichen nicht nachsteht. Das ist das religiöse Puppentheater der Primitiven und der Völker des Orients. Das Marionettenspiel verliert aber sofort seinen volkgeborenen religiösen Charakter, wenn jene Einheit aufgehoben wird, wenn mit den einfachen Mitteln der Puppen komplizierte seelische Vorgänge vermittelt werden sollen. Aus dem Mangel heraus, daß feelenlose Wesen schon rein technisch nicht imstande sind, seelische Vorgänge wiederzugeben, entsteht eine gewisse Gegensatzempfindung, die ins Ironische hinüberspielt, und die bis zur Groteske gesteigert werden kann. Auf diese Weise, zuerst wohl unbeabsichtigt, nur um dem Puppenspiel neue Möglichkeiten zu eröffnen, entsteht das Possentheater, das in Köln seine höchste Blüte im »Kölner Hännesche« erlebt hat. Das Verdienst, die Marionette in ihrer größten Bedeutung erkannt zu haben, fällt der Romantik zu, die wie kaum eine andere Zeit dem ursprünglich Volkhaften nachgespürt hat. Novalis hat einmal das Marionettentheater als das »eigentlich komische Theater« bezeichnet. Die spielerische Willkür des Dichters kann sich an der

Puppe, die ja keinem organischen Gesetz, sondern nur dem menschlichen Intellekt unterworfen ist, voll auslassen. Der Mensch, der in der Maske des Ewigen auftritt, wird dem Dichter eine Ziel-scheibe des Spottes. Ich betonte schon einmal, daß das Zeitalter, das eine gläubige Einstellung zur Marionette besitzt, immer damit auch den Grundton einer tragischen Weltanschauung in sich trage. Vielleicht kommt diese verborgene Tragik nirgends so deutlich zum Ausdruck wie in der nach außen so heiter ironisch scheinenden Romantik. »Der Ernst muß heiter, der Scherz muß ernsthaft schimmern«, sagt Novalis einmal, mit einem Anklingen an das Schopenhauerwort: »Je mehr ein Mensch des ganzen Ernstes fähig ist, desto herzlicher kann er lachen.« Für den tiefer Sehenden hat diese heitere Leichtigkeit etwas Erschütterndes, etwas, das der Komik eine Tragik gibt, die, wie Hebbel in seinen Briefen sagt, »für den, der sie inmitten der bunten Fratzen und Arabesken, die sie verschleiern, entdeckt, fast noch furchtbarer ist als die Tragödie selbst«. Diese Anschauung, der wir in der Romantik immer wieder begegnen, überträgt sich auch auf das Marionettentheater. So sagt Novalis: »Alle Poesie hat einen tragischen Zug. Echtem Scherz liegt Ernst zugrunde: tragische Wirkung der Farce, des Marionettenstils, des buntesten Lebens, des Gemeinen, Trivialen.« Die Tragik des Lebens wird hier im Gewande der Puppe zur Poffe.

Zu dieser stilistischen Einstellung der Marionette kommt noch ein äußeres, praktisches Wertmoment hinzu. Die Unzulänglichkeit des großen Theaters erscheint der Romantik in erhöhtem Maße, da die Einheitlichkeit der Entwicklung zur Idee hin durch die Verzweigungen des individuellen Lebens der Darsteller gestört wird. Die Marionette in ihrer organischen Gesetzmäßigkeit, aller Schwerkraft und irdischen Gebundenheit enthoben, erscheint der Romantik als der vollkommenste Schauspieler. Jean Paul fordert ausdrücklich für die dramatische Burleske »Marionetten statt Menschen zu Spielern«. In der Einleitung seines »Marionettentheaters« sagt Mahlmann, daß die »gezogenen Puppen aus Holz seine Stücke eher und besser aufführen als die hölzernen lebendigen auf unsern Haupt- und Staatstheatern«. Und am deutlichsten fassen zum Schluß die Worte Justinus Kerners die romantische Einstellung zur Marionette zusammen: »Es ist sonderbar, aber mir wenigstens kommen die Marionetten viel ungezwungener, viel natürlicher vor als lebende Schauspieler. Sie vermögen mich viel mehr zu täuschen . . ., die

Marionetten . . . haben kein außertheatralisches Leben, man kann sie nicht sprechen hören und nicht kennenlernen als in ihren Rollen.« Die Puppe wird so der Romantik, was der Antike die Maske war.

Was ist es nun, das uns so magisch, mit so zwiespältigem Gefühl, gemischt aus fremdem Grauen und innerer Erleichterung, zum Marionettenspiel hinzieht? Die Puppe zeigt uns *unfre* Leiden; dadurch jedoch, daß wir sie auf ein Fünftel ihrer natürlichen Größe verkleinert sehen, gewinnen wir das Gefühl innerer Überlegenheit, das uns erst die Kraft gibt, die Puppe humorvoll zu belächeln. Humor ist die Weitsicht eines, der Abstand genommen hat zum Kleinkram des Werktags, er ist die Form des weifesten Frohsinns. Wir belächeln, indem wir der Puppe zusehen, damit zugleich unser Leben aus höherer Warte und überwinden so die Welt, indem wir sie auf der Puppenbühne gestalten. Das ist der tiefste Sinn

der Marionette. Wenn Schiller sagt, daß der Mensch erst dann wahrhaft Mensch ist, wenn er spielt, so ist er vielleicht niemals *mehr* Mensch — als wenn er mit sich selber spielt.

Jede Zeit hat sich mit der Marionette — als künstlerischem Ausdruck echten Volkstums — auseinanderzusetzen müssen. Vor dem Kriege fahen wir im Puppenspiel nur einen Zeitvertreib für Jahrmärkte, heute, durch die Ereignisse der letzten Jahre ernster gemacht, hat uns die Marionette mehr zu sagen, ein Beweis dafür, wie unsere Einstellung auf den Grundton einer tragischen Weltanschauung gestimmt ist. Und wenn unfre heutigen Dichter mit der Marionette als Welt-symbol so wenig anzufangen wissen, so zeigt das nur, wie sehr wir noch im Chaos der Zeitprobleme stecken, wie wenig Distanz wir erst zu den Ereignissen der letzten Jahre gewonnen haben, und wie weit wir noch davon entfernt sind, unfre Zeit künstlerisch gestaltet zu sehen.

HANS WINTER / WIEN

AUS DER GESCHICHTE DES BUCHHANDELS

Wenn wir den geschichtlichen Spuren des Buchhandels nachgehen, so tritt uns die bei ähnlichen Anlässen schon wiederholt gemachte Erfahrung vor Augen, daß auch der Buchhandel so wie viele andere unserer heutigen Einrichtungen nicht planmäßig erdacht und ausgeführt wurde, sondern, durch Bedürfnisse hervorgerufen, erst nach und nach zur Vollkommenheit der Gegenwart gelangt ist.

Wann und wo die erste buchhändlerische Erwerbstätigkeit stattgefunden hat, wird sich wohl nicht mehr feststellen lassen. Da die Hebräer aber eine der ersten Nationen waren, die eine Buchstabenschrift besaßen, so werden wir nicht fehlgehen, wenn wir bei ihnen — vielleicht auch bei den Phöniziern — die ersten Buchhändler vermuten. Ohne Buchdruckerkunst war die Anfertigung von Büchern nur durch Abschreiben möglich. Wer nicht reich genug war, um dieses Geschäft durch andere (Sklaven) besorgen zu lassen, mußte es selbst tun. Das Verlangen nach Büchern ist aber schon frühzeitig gewachsen, so daß es bald Personen gab, die Bücher nicht nur auf Bestellung, sondern auch aus Spekulation abschrieben, weil sie hofften, sie auch so verkaufen zu können. Dies waren die ersten Buchhändler. Bei den Griechen scheint zu Platons und Sokrates' Zeiten diese Art Buchhandel schon eingebürgert gewesen zu sein, doch erhob die Stadt

Alexandria sehr früh den Anspruch, hinsichtlich des Buchhandels an erster Stelle genannt zu werden, ein Platz, den sie auch jahrhundertlang behauptete. In Rom waren gegen Ende der Republik schon Buchhändler vorhanden. Die Brüder Sosius, welche die Werke Horaz' vertrieben, waren unter Kaiser Augustus, mithin vor ungefähr 2000 Jahren, die angesehensten Buchhändler des Römischen Reiches. Sie hatten mehrere Läden, und zwar einen in der Nähe des Tempels des Vertumnus und einen anderen bei den Janusfäulen. Diese Geschäfte, die so wie jene der übrigen Buchhändler keine Schaufenster besaßen, waren dadurch kenntlich gemacht, daß



Herstellung der Bücher bei den Römern

an der Außenseite die Titel der Bücher in Plakatform angebracht waren. Manchmal wurden zur Anlockung von Käufern auch Kästen voll Bücher auf die Straße gestellt. Auch die Buchbinderei, die Cicero zuerst erwähnt, hielt mit dem Aufschwunge des Buchhandels Schritt. Mit dem Einfall der Barbaren in Italien kamen für Wissenschaften und Buchhandel schlimme Tage, doch wurde ihr weiterer Verfall durch Karl den Großen nicht nur zum Stillstand, sondern sogar zu neuem Aufschwunge gebracht. Dieser Fürst verlieh den Buchhändlern sogar alle Rechte und Freiheiten wie dem Gelehrtenstande.

In den Statuten der Pariser Universität vom Jahre 1275 begegnen wir bereits Klagen über die Habgucht einzelner Buchhändler, und es war jedenfalls zweckmäßig, daß schon damals verordnet wurde, diese sollten sich mit einem Gewinne begnügen, der höchstens vier Denarien vom Pfunde betrage. Auch der Wiener Magistrat bestimmte, daß die Buchhändler nicht mehr als den vierzigsten Pfennig für ihren Gewinn rechnen dürften.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst brachte dem Buchhandel eine ungeahnte Erweiterung. Die Drucker wurden gleichzeitig Händler, obwohl sie anfänglich, wie die ursprünglichen Abschreiber, bloß Bücher drucken wollten, deren Absatz ihnen gesichert erschien. Da den namhaftesten Gelehrten oft die Mittel fehlten, ihre Werke auf eigenes Risiko drucken zu lassen, so

war es der Entwicklung sehr förderlich, daß sich Mäzene fanden, die solchen Schriftstellern helfend beifprangen. Namentlich die Stadt Augsburg, und unter ihren Bürgern die Welfer und Fugger, zeichneten sich in diesem Bestreben aus.

Es dauerte aber nicht lange, bis man gewährte, daß auch mit dem *Bücherverlage* Geld zu verdienen sei, und es fanden sich Leute, die Manuskripte kauften und auf ihre Gefahr drucken ließen. Solche hieß man Buchführer. Johann Reimann zu Augsburg war der erste, der sich 1508 »der Deutschen Nation namhafter Buchführer« nannte.

Den Schlußstein in der Organisation des Buchhandels bildete endlich die Schaffung der Buchhändlermessen. Jene zu Frankfurt am Main war die erste; es wird behauptet, daß sie schon 1485 bestand. Sie wurde nicht nur von deutschen, sondern auch von italienischen, französischen und holländischen Händlern eifrig besucht. Im 17. Jahrhundert waren die Holländer Elzevir und Janßon die erfolgreichsten in ihrem Gewerbe, und man schreibt ihnen viele Verdienste auch um die Einrichtung des deutschen Buchhandels zu. Die Messe in Frankfurt trat vor jener zu Leipzig allmählich in den Hintergrund, so daß sie am Beginn des 18. Jahrhunderts ganz aufhörte und Leipzig die Alleinherrscherin des deutschen Buchhandels wurde — ein Privileg, das neuerdings auch nicht mehr ausschließliche Gültigkeit hat.

F. HOCHÉ / BERLIN-LICHTENBERG

LEIBES ÜBUNGEN IM WINTER

Mit den Begriffen Spiel, Sport, Reifen, Wandern verbinden sich in unserer Seele ganz von selber die Vorstellungen von Sonne, Licht und Wärme; denn wenn der »Himmel blaulich aufgeschlagen zur Erde Glanz und Wärme strahlt«, wenn Mutter Erde ihr Frühlings- und Sommergewand angetan hat, wenn die tausend Stimmen der erwachten Natur rufen und locken, dann eilt der Mensch so gern hinaus, daß ihn draußen heile »allheilender Balsam allheilender Natur«. Aber muß diese Art Körperkultur nur im Sommer getrieben werden? Wäre sie im Winter unnötig oder unmöglich? Mitnichten. Diese Zeit verlangt im Gegenteil eine erhöhte Leibesucht. Was im Sommer wunschgemäß, fast triebmäßig geschieht, dazu sollten uns im Winter Vernunft und Umstände erst recht führen. Denn diese Zeit verbringen wir viel mehr in geschlossenen Räumen, in verbrauchter Stubenluft, in unnatürlicher Ruhe. Denken wir nur an die Allzuvielen, die das Leben in dieser Zeit einpfercht, festhält in Werkstätten, Fabriken, Speichern, Schreibstuben, Schulen. Wenn die Tagesarbeit vollendet ist, dann ist das Licht der Sonne fast erloschen, dann strebt der Mensch erst dem Heime zu, wo ihn wieder die vier Wände eng um-

schließen. Licht und Bewegung, die großen Heilfaktoren, können dann nicht gesundend wirken. Es drängt zwar der Trieb nach Abwechslung und Erholung. Vielleicht ist's eine Bastellei, vielleicht ein leidliches oder gar vorzügliches Buch, vielleicht die Musik oder sonst ein Spiel, oder es geht gar hinaus aus dem Hause, nicht selten ins Kino, zum Glase Bier, in den Verein, ins Theater oder in andre Vergnügungstätten. Aber bei dem allem wird leider dem Leibe nicht sein Recht, nicht das, was er braucht. Da wird der Körper steif, das Blut dick, die Lunge atmet dürftig, das Auge sieht nur immer in die Nähe, der Stoffwechsel verlangsamte sich, man spürt es mit der Zeit, wie die Maschine gleichsam einrostet, wie Kraft- und Lebensgefühl sich gleichsam mindern. Der Mensch hält nun zwar recht viel aus, auch einen so verlebten Winter, aber darauf allein kommt es doch nicht an, sondern auf die Erhaltung unserer Kräfte, auf die größtmögliche Steigerung der Lebensenergien, auf freudiges Lebensgefühl. Der Kampf ums Dasein ist heute ohnehin so schwer, er verlangt vom einzelnen höchste Lebentüchtigkeit; ist es da nicht eine Selbstverständlichkeit, sie durch eine erhöhte Körperkultur zu steigern?

Es kann natürlich nicht geleugnet werden, daß die Wintermonate Sport und Spiel in gewisser Beziehung recht abträglich sind. Sport und Wetter stehen nun mal in engster Wechselbeziehung. Wenn es draußen regnet, schneit und stürmt, dann lockt es weniger hinaus, und die kurzen, düstern Tage lassen oft nicht die nötige Zeit übrig. Aber wer ernstlich will, findet auch im Winter der Gelegenheiten genug zu wohlthätiger Pflege des Leibes.

Vor dem Kriege wurde eine Zeitlang das sogenannte »Müllern« Mode, nämlich systematisch betriebene gymnastische Übungen vor dem offenen Fenster. Sie waren sicherlich gut, und wer sie dauernd treibt, wird bald ihren Segen spüren. Aber an der Ausdauer haperte es wohl eben bei den meisten; ein Beweis dafür, daß sie auch wieder nicht reizvoll genug erschienen. Sobald es Zeit und Wetter erlauben, mag deshalb vor allem jeder Sport des Sommers weiter betrieben werden, dazu kommen natürlich alle diejenigen Leibesübungen, zu denen der Winter geradezu herausfordert, wie Rodeln, Eis- oder Skilaufen.

Ganz besonders aber mag auch im Winter, wo mancher Sport doch unmöglich wird, auf eine Erholung hingewiesen werden, die fast immer möglich ist, die kein Geld, keine Vorbereitungen kostet und doch ungewöhnlich viel einbringt: auf die Fußwanderung ins Freie. Hinaus auch im Winter vor die Tore der engen Stadt! Es erübrigt sich, erst noch viel über den fast allseitigen Wert des Wanderns zu reden, hingewiesen sei aber darauf, daß gerade winterliche Wanderungen ihr Gutes haben. Wie lebt der ganze Mensch mal wieder in der freien Natur auf, nachdem er tagelang im Staub und Lärm der städtischen Werktagsschranke zermürbt wurde! Wie treibt da das dick gewordene Blut schneller durch die Adern, wie schauen die Augen wohlighin in die unendliche Ferne, wie dürfen sich die Glieder dehnen und recken! Wie ist es gerade von Vorteil, wenn die niedrige Temperatur zum schnelleren Gehen zwingt und dadurch eine vollkommeneren Durcharbeitung des ganzen Körpers erfolgt! Es ist nicht immer angenehm, den Unbilden des Wetters zu trotzen, aber es ist gut, wenn sich der Mensch dazu zwingen lernt, wenn er am eignen Leibe erfährt, daß das Unangenehme oft das Segensreiche ist, wenn er darum lernt, sich in ernste Selbstzucht zu nehmen. Der heutige Mensch, besonders der Großstädter, hat sich zu weit von seiner Mutter Natur entfernt. Zu ihr kehrt er nicht oft genug zurück, um dadurch wirklich neue Lebens-

kräfte zu gewinnen. Und eine winterliche Wanderung gebiert sie im reichen Maße, nicht nur für den Leib, sondern auch für Geist und Seele, fürs Gemüt. Es ist schon von wohlthätiger Wirkung, daß der in der Berufsarbeit oft abgehetzte Mensch aus seiner Alltagswelt herausgerissen wird, daß er in eine andere Umwelt gelangt. Draußen, fern der Stadt, in der neuen Umgebung vergißt er auf Stunden die Verdrießlichkeiten und Kleinlichkeiten des Wochenalltags, seine Seele wird freier vom Ballast, den er sonst von Stunde zu Stunde mit sich umherträgt. Die neuen Eindrücke beschäftigen Sinn und Geist. Hat der Sommer auch seine unbestrittenen Reize, so gibt's doch für den empfindenden Menschen auch im Winter genug Schönes zu erleben. Es ist sicher ein ganz eigenartiger Reiz, hineinzuwandern in die absterbende, noch in den letzten Farben schimmernde Herbstnatur, zu fühlen, wie sich das große Mysterium, der Übergang vom Leben zum Tode, zur Ruhe vollzieht. Und wie herrlich ist es, an einem klaren Wintertage hinauszuwandern! Wie viele verschiedene Stimmungen werden da ausgelöst, wenn sich uns die weite Frostwelt offenbart, der schweigende Wald uns begleitet, oder wenn Winterflürme durch die Weiten brausen oder uns wirbelnde Schneeflocken still umtanzen. Das sind Bilder, die auch mit starker Sprache zum Gemüte reden, es sind Erlebnisse, die mancher Stubenmensch aus der Stadt nie kennenlernt, deren Reize er nicht genießt, weil er sich niemals die Mühe nimmt, in die winterliche Flur hinauszugehen, auch an den Sonntagen nicht, wo es doch leichter möglich wäre.

Im deutschen Wesen ruht ein Hang zur Verinnerlichung, zum einsamen Sinnieren, zum mystischen Grübeln und Sichverschließen. Diefem Zuge kommt der Winter mit seiner Dunkelheit, den kurzen Tagen, den Witterungsunbilden recht entgegen. Da zieht sich mancher wohl um so lieber zwischen seine vier Pfähle zurück, schließt sich ein und verträumt die Stunden im Hang zum Familienleben oder zu irgendeiner häuslichen Beschäftigung. Daran mag seine Seele Gefallen finden; es wird auch die Zurückgezogenheit ins Heim ihr Gutes haben, aber im Geiste echter Körperlichkeit und allseitiger, harmonischer Gefundheit darf er doch auch nicht unterlassen, seines »Leibes zu warten«, da soll er sich auch einmal losreißen und zur alten ewigen Kraftquelle der Natur hinauseilen, um eben die Ausgeglichenheit seines gesamten Menschen zu gewinnen. Leibesübungen sind auch im Winter not!

WEIHNACHTSMORGEN / VON ERNST PRECZANG

Sonne überm Land . . .

Und der Himmel so rein gespannt

Über die glänzenden Weiten.

Wie still der Tag!

Kein Hammerschlag.

Nur fernes Schlittläuten.

Brausend schritt die Nacht

Mit Sturmesgebärde

Und wehenden Locken

Über die Erde,

Hinstreuend der Flocken

Weißglitzernde Pracht.

Ein Wanderer pochte

An leuchtende Scheiben

Mit zitterndem Finger: »Glückauf!

Ich habe nicht Freude,

Nicht Weib und Kind . . .

Sie taten die Tür nicht auf. —

Nun läuten die Glocken.

Nun schimmert das Dach

Im Morgenglanz.

Die höchste Esse

Trägt einen Kranz

Aus glänzenden Flocken.

Wie leuchten in hellen

Strahlen die Felder!

Wie blüht der Fluß!

Weiß stehen die Wälder.

Es schweigen die Quellen

Und des Jägers tötender Schuß.

Stille überm Land . . .

Und der Himmel so rein gespannt

Über die schimmernden Fluren.

Wo mag der Wanderer sein?

Er ging in die Nacht hinein,

Und der Wind verwehte die Spuren.

DER PFEFFERKUCHEN

Als er damals – es war in der Kriegszeit – unterm Weihnachtsbaum lag, auf jedem der drei Plätze in einem Exemplar, als er aufglänzte unter den Lichtern wie mit Lack überzogen, da empfanden sie alle kaum die Spärlichkeit der übrigen Gaben.

Weiß Mandeln punktierten den Rand; in der Mitte deuteten sie das Bild einer Blume an – und auch der braune Glanz lockte so appetitlich, daß Max sagte: »Ich möchte gerne gleich hineinbeißen, Mutter . . . aber«, setzte er schnell hinzu, »ich tue es nicht.« Dabei glitzerten seine Augen vor Verlangen.

Auch der Vater wunderte sich: »Das sind ja Prachtstücke, Marie! So etwas haben wir seit Jahren nicht gesehen. Wie der leibhaftige Frieden! Wo hast du die bloß aufgegabelt?« Frau Marie lächelte geheimnisvoll und beglückt: »Wenn ihr wüßtet, wie ich gefucht habe! Vor hundert Schaufenstern habe ich gestanden. Alles gefiel mir nicht, oder der Preis gefiel mir nicht. Aber dann endlich, in einem kleinen Laden, eine halbe Stunde von hier, entdeckte ich sie. Die Käuferinnen standen bis auf die Straße, und die Kuchen gingen fort wie warme Semmeln – aber ich hätte noch mehr haben können, und jetzt tut's mir fast leid, daß ich nicht für jeden zwei genommen habe.«

»Au ja!« rief Max. »Einen zum Ansehen und einen zum Essen.«

»Sieh ihn dir erst eine gehörige Weile an«, riet der Vater, »und isß ihn später. Dann hast du beides.«

Die Mutter fuhr dem Jungen mit der Hand übers Haar: »Du kannst ihn auch gleich verzehren und hast deine Augenfreude dann an unfern.«

Max schüttelte den Kopf: »Nein. Ich warte so lange wie ihr. Und dann essen wir alle gemeinsam.«

»Recht so.« Der Vater klopfte ihm lächelnd auf die Schulter. »Übe dich in Selbstbeherrschung, mein Sohn. Aber wenn's dir zu lange dauert, dann schiebe ihn ruhig zwischen die Zähne. Dazu ist er ja schließlich da.«

»In den nächsten zwei oder drei Wochen greife ich meinen nicht an«, versicherte die Mutter.

Max machte ein etwas enttäuschtes Gesicht, zögerte und sagte dann mit festem Entschluß: »Ich auch nicht.«

»Ich esse meinen überhaupt nicht.« Der Vater lachte. »Nächste Weihnacht wird er neu lackiert, und dann spart Mutter viel Geld. Denn«, seine Miene nahm einen etwas besorgten Ausdruck an, »billig waren die Kuchen gewiß nicht, was, Marie?«

Nun lachte die Mutter: »Fürchtest du vielleicht, daß ich Geld verschleudere? Ist das meine Art?«

»Nein nein, keineswegs. Aber diese Qualität, und Stücke so groß wie eine Ofentür – man weiß doch, was das für Preise bedeutet!«

»Keine Sorge. Ich habe sehr preiswert gekauft.«

»Preiswert. Na, weißt du, das ist auch so ein Ausdruck, bei dem man sich alles mögliche denken kann.«

»Gut. Dann will ich's dir ins Ohr sagen.« Sie tat es.

»Nee«, sagte der Mann. »Nee, du. Das ist doch gar nicht möglich. Alle drei zusammen? Einer, ja!«

»Alle drei!« Frau Marie triumphierte. »Wenn ich schon stundenlang umherlaufe, dann muß es sich auch lohnen.«

»Hm«, der Vater blickte etwas mißtrauisch auf seinen Kuchen, »hm.«

»Ach so, weil er billig ist, taugt er plötzlich nichts?«

»Nein nein. Es sind und bleiben Prachtstücke.«

»Es gibt Gott sei Dank noch Leute, die Befriedigung darin finden, Gutes zu tun. Die ihre Mitmenschen nicht übers Ohr hauen, sondern sich mit einem kleinen Nutzen begnügen. Oder nicht?«

»Es soll vorkommen. Aber sie sind verdammt schwer zu finden.«

»Und deine Frau findet sie wohl nicht?«

»Doch, doch!« Er lachte laut. »Du hast gefunden, dafür gebührt dir ein Kuß.«

»Von mir auch, Mutter!« Max umschlang sie. Und dann wurde es ein schönes, einträchtiges Fest, das seinen äußeren Glanz und seine innere Befriedigung vor allem den drei wunderbaren, leuchtenden Pfefferkuchen verdankte.

Sie leuchteten noch weit über das Fest hinaus.

Das alte Jahr ging zu Ende, aber die Pfefferkuchen begrüßten das neue in ihrer alten Pracht.

Ein stiller Wettstreit der Geduld war unter den drei Menschen. Und nur abends beim Zubettgehen sagte Max mit hörbarem Aufatmen: »Ich habe ihn *noch* nicht gegessen, Mutter!« Und er erwartete mit Freude den nächsten Tag, der ihm die immer neue Möglichkeit des Genußes bieten würde.

Zu einem Kultus fast wuchs sich die Verehrung und Bewunderung der glänzenden braunen Pfefferkuchen aus. Der Januar des neuen Jahres war schon zur Hälfte vorübergegangen, als der Vater mit etwas bedenklicher Miene sagte: »Mir scheint, als ob der Glanz nachläßt. Auch das Weiß der Mandeln – hm, es ist sehr merkwürdig – ja, auch ihre Schönheit fängt an, ins Gelbe zu spielen. Ich glaube –«

»Ja«, fiel Max eifrig ein, »hart wird er auch. Fühle bloß mal. Am Ende breche ich mir noch einen Zahn dabei aus. Dann muß ich zum Zahnarzt – das kostet wieder Geld. Nicht wahr, Mutter?«

»Ja ja«, lachte die. »Beiß schon zu!«

Max biß. Mit aller Kraft. Es knackte. Dann zog und zerterte er, bis er endlich ein Stückchen abgezwickelt hatte. Er kaute und kaute. Sein strahlendes Gesicht verlor den freundlichen Schein. Er schluckte mit großer Selbstüberwindung, dann spie er aus, warf den Kuchen hin, sagte zornig: »Pfui Deibel!« und begann zu weinen.

»Aber Junge!« Die Mutter bekam einen furchtbaren Schreck, hackte sich auch mühsam ein Stück mit den Zähnen ab, kaute mit großer Nachdenklichkeit, sah ihren Gatten schuld- bewusst und hilflos an – und geriet ins Schelten. Mit zornigerötetem Gesicht sprach sie von Betrug, von Säge- spänen, von faulen Kartoffeln, von Pflaumenkernen und Gummiarabikum und weinte mit ihrem Sohn.

Und auch der Vater hatte einen mäßig bemessenen Kost- happen genommen. Aber er schalt nicht, er weinte auch nicht, sondern sagte: »Schade, daß du nicht doch sechs gebracht hast, Marie. Es ließe sich eine schöne dauerhafte Kiste daraus zimmern.«

»Mir ist gar nicht spaßhaft zumute«, schluchzte die Frau.

»Mir auch nicht«, heulte Max und schleuderte den Kuchen wütend vom Tisch.

»Wie undankbar ihr doch seid!« Der Vater schüttelte lachend den Kopf. »Warum vergeßt ihr die Freude? Haben wir nicht wochenlang einen herrlichen Genuß davon gehabt? . . . War das nichts wert?«

Pan.

